

Reinhard Wolters: Die Römer in Germanien. München: Beck 2000 (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2136). 128 S. 16 Abb. DM 14,80. ISBN 3 406 44736 8.

In dem hier anzuzeigenden Band wird in komprimierter Form eine Darstellung der römischen Germanienpolitik und ihrer Realisierung vorgelegt. Sie umfaßt den gesamten Zeitraum von der ersten Begegnung zwischen Römern und Germanen, d. h. den Kimbern und den ihnen angeschlossenen Stämmen, vorgeprägt durch „die existentielle Angst“ (14), die der Keltensturm hervorgerufen hatte, bis zum Auftreten germanischer Heerführer in ihrer Funktion als Herrscher im Westen des Imperiums. Somit greift das Buch auch hinein in die Epoche, die vornehmlich Gegenstand dieser Zeitschrift ist, ja es macht wichtige Voraussetzungen dieser Epoche erst verständlich. Ein besonderes Interesse des Autors gilt dabei der Tatsache, daß sich diese Entwicklungen in einer Grenzzone des *Imperium Romanum* abspielten (9), sodaß die auch sonst in der modernen Altertumswissenschaft zu beobachtende und methodisch so fruchtbare Diskussion an den Grenzen nicht nur der engen Fachdisziplinen, sondern auch der literarischen wie historisch-geographischen Gegenstandsbereiche mit einbezogen wird. So wird die Lektüre auch für den primär philologisch orientierten Leser und Rezensenten anregend und gewinnbringend.

Beginnend mit den „geographischen und ethnographischen Vorstellungen von Nordeuropa in der Antike“ (Kap. 1), illustriert durch die rekonstruierte Erdkarte des Eratosthenes und erläutert durch die auch bei Vitruv 6,1,3f. faßbare Theorie vom Verhältnis zwischen der physischen und psychischen Disposition der Menschen und den klimatischen Bedingungen ihrer jeweiligen Heimat, werden die ersten Begegnungen der Römer zunächst mit den Kelten (Brennus) und dann mit den Germanen erwähnt (Niederlage des Carbo bei Noreia 113, Niederlage bei Arausio 105, Marius 102/101), für den mit den Gründen römischer Präsenz in Südfrankreich und im Alpenraum nicht vertrauten Leser wohl etwas zu knapp formuliert, wie überhaupt gelegentlich historisch-geographische Situationen stillschweigend vorausgesetzt werden, die außerhalb der engeren Fachwelt kaum mehr bekannt sind. Deutlich wird aber, daß das kollektive Bewußtsein der Römer und ihr Verhältnis zu den Völkern des Nordens, Kelten und Germanen, von besonderen traumatischen Erlebnissen geprägt war.

Das 2. Kapitel ist dem Aufenthalt Caesars am Rhein und der Entwicklung des Germanenbegriffs gewidmet, der untrennbar mit dem bekannten Germanenexkurs im 6. Buch des *Bellum Gallicum* verbunden ist. Kritisch bewertet wird dabei die Frage, inwieweit sich die Darstellung Caesars mit den tatsächlichen historischen Gegebenheiten deckt, denn das heute von der Archäologie vermittelte Bild der kulturellen Situation diesseits und jenseits des Rheins zeigt eher das Übergreifende als das Trennende (18). Bei der philologischen Diskussion um Sinn und Zweck des Germanenexkurses im Zusammenhang mit dem

Abbruch des Germanenfeldzugs können diese Erkenntnisse der Bodenforschung gar nicht wichtig genug genommen werden. Daß Caesars Gegenüberstellung von Kelten und Germanen und „die Vorstellung vom Rhein als einer ethnischen Grenze“ (17) jedoch von einer nicht zu überschätzenden Wirkung bis in die jüngste Gegenwart war (20 f.), steht jedoch außer Zweifel. Zum Germanennamen selbst wird die von Tacitus, *Germania* 2,3 gegebene Deutung als einer ursprünglichen Bezeichnung einer relativ kleinen Gruppe aus dem niederländisch-norddeutschen Flachland, die dann von den Galliern auf alle rechtsrheinischen Stämme übertragen wurde, im wesentlichen akzeptiert (19). Daraus wird durchaus plausibel die Rheinüberschreitung germanischer Stämme aus der Sicht der Gallier als das „bedrohlich empfundene kulturell Gemeinsame der Germanen“ verstanden (20), das dann Caesar aufgriff und weiter systematisierte, wobei er einen umfassenden Germanenbegriff seinen Lesern vermittelte, bevor noch die Ethnogenese des Germanentums vollzogen war (21). Damit zeichnet sich für die Caesar-Philologie die interessante Fragestellung ab, inwieweit seine geographischen Vorstellungen, etwa auch in der einleitend zum *Bellum Gallicum* gegebenen Einteilung Galliens, auch von einheimischen Anschauungen bestimmt wurden.

Das Verhältnis zwischen Galliern, Römern und Germanen von Caesar bis in die Mitte des zweiten Jahrzehnts v. Chr. ist im dritten Kapitel dargestellt, beginnend mit dem Krieg gegen Ariovist. In knappen Zügen wird gezeigt, wie nun Rom an Stelle der Gallier die Beziehungen zu den Germanen fortführt, nicht sie beendet (24). Dazu gesellte sich eine gezielte Siedlungspolitik am Rhein. Die Niederlage des Lollius 17 oder 16 v. Chr. gegen die Sugambren und andere Stämme wird als vermutliche Ursache für eine Änderung der römischen Politik in diesem Gebiet angesehen und in den Kontext der Rückgabe der durch Crassus an die Parther verlorenen Feldzeichen gestellt (27). Die Neuordnung der gallisch-germanischen Verhältnisse durch Augustus war die Folge. Diese Provinzialordnung hatte in ihren Grundzügen bis in die Spätantike Bestand. Die durch eine Verlegung von Truppen an die Rheingrenze notwendig gewordenen neuen Kastelle bildeten vielfach den Ausgangspunkt für eine permanente Besiedlung (Nijmegen, Xanten, Neuss, Mainz, Bonn). Strategisch dienten sie sowohl dem Schutz Galliens vor eindringenden Stämmen aus dem germanischen Raum wie auch einem möglichen Ausgreifen nach Osten. Die damit verbundene Fragestellung, die die althistorische Forschung seit langem beschäftigt, wird mit der Überschrift zum folgenden Kapitel auf den Punkt gebracht: „Grenzschutz oder raumgreifende Eroberung?“. Während die Eroberung des nördlichen Voralpenlandes als irrelevant für eine mögliche Offensive in Richtung Osten angesehen wird, kann der Einfall rechtsrheinischer Germanen 12 v. Chr. als Auslöser für die Unternehmungen des Drusus und des Tiberius gelten, unter denen die Flottenfahrten in die Nordsee wegen ihres exploratorischen Charakters besonders hervorgehoben werden (30; 42). Die Feldzüge des Drusus werden dabei

aber nicht im Rahmen einer durch die Elbe begrenzten systematischen Eroberung Germaniens, sondern als die den Unternehmungen Alexanders vergleichbare Vorstöße in unbekannte Räume verstanden (34 f.), auch wenn dann Germanicus „das Erreichen der Elbe als Verwirklichung der väterlichen Pläne“ proklamierte (57). Hier scheint ein von der Forschung noch nicht ausdiskutierter Widerspruch zu bestehen. Mit den Feldzügen des Tiberius 8 v. Chr. kommt diese Phase zum Abschluß (das Zeugnis des Velleius steht 2,97,4, nicht 2,9,4); die offizielle Propaganda begleitete ihn durch Triumph, Münzprägung und Erweiterung des Pomeriums (36 f.).

Die relativ kurze Zeit der Ruhe in Germanien endete bekanntlich mit dem Krieg gegen Stämme in Norddeutschland, gegen die Markomannen und dem Aufstand in Pannonien und schließlich mit der *clades Variana*. Wie hat man sich die Verhältnisse in Germanien zwischen den Feldzügen des Drusus und der schicksalhaften Niederlage vorzustellen (Kap. 5)? Die spärlichen Schriftquellen über diese Zeit finden durch die archäologischen Entdeckungen und Neufunde der letzten Jahrzehnte teilweise überraschende Bestätigungen. Dabei zeichnen sich drei Richtungen des Vorstoßes in rechtsrheinisches Gebiet ab: Von Xanten aus entlang der Lippe bis in den Raum Bielefeld, von Mainz durch die Wetterau bis Bad Nauheim, sowie durch das Lahntal, wobei die neuesten Funde von Lahnau-Waldgirmes in Zukunft besonderes Interesse beanspruchen werden.<sup>1</sup> Scheint sich doch damit die Aussage des Cassius Dio (56,18,2), die römischen Soldaten hätten im rechtsrheinischen Germanien Städte (πόλεις) gegründet, zu bestätigen. Besonders willkommen sind die gründlichen Referate der Fundergebnisse, zunächst von Oberaden bei Bergkamen (44 ff.), wodurch die Nachricht bei Cassius Dio 54,33,4 besonderes Profil gewinnt. Der Text läßt allerdings nicht den Schluß zu, Drusus wollte mit der Anlage seine Gegner „demütigen“ (44), sondern er hatte seinerseits keine Angst mehr vor ihnen (ἀντικαταφρονήσαντα), wie sie umgekehrt zunächst die Römer furchtlos (καταφρονήσαντες) angegriffen hatten, aber dann doch besiegt worden waren; Ausdruck dieses imperialen Selbstgefühls und „Machtanspruchs“ (so zutreffend S. 45) wird die Anlage des Lagers. Zu dem seit langen bekannten Militärkomplex von Haltern haben die neuesten Grabungen offensichtlich mehr Fragen als Antworten gegeben. Im Lichte der Funde von Kalkriese darf die Darstellung der Varusschlacht (Kap. 6) besonderes Interesse beanspruchen. Vor dem Hintergrund der Berichte v. a. des Cassius Dio und der Münzfunde werden Pro und Contra für die Lokalisierung der Schlacht diskutiert, wobei das Ergebnis nach dem derzeitigen Stand der Diskussion noch offenbleiben muß. Als wichtigstes Ergebnis der Schlacht

1 Vgl. Antike Welt 31, 2000, 601–606. – Korrekturzusatz: Vgl. auch Gabriele Rasbach, Armin Becker: Neue Forschungsergebnisse der Grabungen in Lahnau-Waldgirmes in Hessen, in: Ludwig Wamser (Hrsg.): Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer. Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht. Mainz 2000, 38–40 sowie <http://www.waldgirmes.de/roemer/index.htm>.

gilt einem großen Teil der Forschung „der römische Verzicht auf das rechtsrheinische Germanien“ (Kap. 7), gestützt auf Tacitus' Urteil von Arminius als *liberator haud dubie Germaniae*. Jedoch lassen die unmittelbaren Reaktionen auf die Niederlage in Gestalt des Feldzugs des Tiberius und insbesondere später des Germanicus, mit denen wieder versucht wurde, den verlorenen römischen Einfluß im rechtsrheinischen Gebiet zurückzugewinnen, diese Beurteilung als zweifelhaft erscheinen, wie W. 56 f. überzeugend darlegt. Erst mit Tiberius wird die offensive Germanienpolitik zunächst aufgegeben. In den folgenden Jahrzehnten erwies sich „das Gebiet jenseits der Ströme Rhein und Donau als ein Vorfeld, das von Rom vielfach kontrolliert wurde“ (63). Deutlich wird dabei der Widerspruch zwischen dem Verzicht auf Okkupation und der in der Literatur formulierten Erwartung der Öffentlichkeit auf eine Unterwerfung Germaniens (63 f.). Erst nach dem Bataveraufstand begannen unter den Flaviern wieder umfangreichere militärische Aktionen (66); die ersten Demarkationen der Limeslinie werden sichtbar.<sup>2</sup>

Die folgenden Kapitel sind dem „Ausbau des Rhein- und Donaulimes“ (mit den bekannten Fakten) sowie dem „Leben in den beiden germanischen Provinzen“ gewidmet. Besonderes Interesse, entsprechend einem Forschungsschwerpunkt des Autors, verdient dabei die durch die relativ hohe Kaufkraft der römischen Legionäre hervorgerufene wirtschaftliche Prosperität gerade am Rhein, wodurch nicht zuletzt die Grundlage für die überragende Kultur dieser Region nicht nur bis in die Spätantike und ins frühe Mittelalter gelegt wurde. Die Entwicklung der Zivilsiedlungen wird am Beispiel Köln und Xanten<sup>3</sup> ausführlich dargestellt (79 ff.); Mainz und Trier werden nur kurz gestreift (82). Ohne Zweifel verdienen aber die neuesten Funde in beiden Städten höchste Beachtung.<sup>4</sup>

Der Frage, wie sich die Kontakte des rechtsrheinischen Germaniens zum *Imperium Romanum* gestalteten, wird im 11. Kapitel aufgegriffen. W. zieht die Linie der Beziehungen von Arminius und dessen Nachkommen zu Rom über Fragen des Güterimports in die Räume außerhalb des Imperiums (wohl etwas zu breit im Verhältnis zur Behandlung von Architektur und bildender Kunst S. 85 dargestellt; der in der früheren Forschung wiederholt postulierte Fernhandel

2 Die die Entwicklung veranschaulichenden Karten auf S. 73 sind leider so klein geraten, daß die voraussetzungsreichen Ausführungen S. 66 ff. (man lese etwa die Bemerkung zu Rottweil – Arae Flaviae) nur undeutlich illustriert werden. Auch die als Beispiel für die Propaganda (bemerkenswert die Parallele zur Provinzialisierung von Iudaea) unter Domitian gedachte Münzabbildung (S. 68) kann in ihrer Druckqualität nicht befriedigen; viel zu klein auch der Stadtplan von Köln (S. 80).

3 Vgl. dazu jetzt Anita Rieche: Alte Stadt mit neuer Zukunft. *Antike Welt* 30, 1999, 219–230.

4 Vgl. z. B. *Antike Welt* 31, 2000, 403 f. zur Entdeckung eines Sakralbezirks in Mainz.

wird dabei S. 94 skeptisch beurteilt) bis hin zu den Zahlungen der Subsidien, die nicht erst ein spätantikes Phänomen darstellen (95 ff.).

Ein grundsätzlicher Wandel in den Beziehungen zu den Germanen bahnte sich mit den Markomannenkriegen Mark Aurels an, die mit dem Großteil der Forschung als „Vorläufer der Völkerwanderung“ (97) und damit als entscheidend für die Verhältnisse in der Spätantike verstanden werden, ausgelöst durch Wanderbewegungen in Nord- und Osteuropa, deren Ursachen und Verlauf im einzelnen unklar sind. Das wird relativ ausführlich erörtert. In diesen Zusammenhang wird auch die Ausbildung der Großstämme (Alamannen, Goten, Franken) gestellt, die dann im 3. Jh. die Auseinandersetzungen am Limes bestimmen. Das früher häufig genannte Enddatum des obergermanisch-rhätischen Limes (259/60) wird im Lichte der neueren Forschung in Frage gestellt und gerade im Gebiet der Alamannen eine gewisse Kontinuität bis in die Mitte des 5. Jh.s konstatiert. Deutlicher sind die Fakten bei den Auseinandersetzungen mit den Goten (104 f.) mit den für die weitere Entwicklung schicksalhaften Daten von 378 (Adrianopel) und 410 (Plünderung Roms durch Alarich), wobei nicht nur an die Reaktion Augustins zu erinnern wäre, sondern auch an den trotzdem ungebrochenen Glauben an das alte Rom, wie er etwa bei Rutilius Namatianus zu beobachten ist. Der Einfall der Franken um 257/60 wird durch die Funde bei Krefeld-Gellep anschaulich illustriert (106). Die Auseinandersetzungen werden erst durch Julian und die Ansiedlung von Franken im linksrheinischen Gebiet beendet. Diese Entwicklung leitet direkt über in die Entstehung des Merowingerreiches. Dabei kann, so W. S. 107, wohl nicht von einer gemeinsamen germanischen Identität dieser Großstämme gesprochen werden. Der Autor bewertet auch kritisch gerne gebrauchte Schlagworte wie „Fall des Limes“ oder „Verdrängung der Römer“. Gerade für das Verständnis der Spätantike und nicht zuletzt ihrer Literatur sind die Vorstellungen von einer Teilhabe der germanischen Stämme an der römischen Kultur, ja die wechselseitige Durchdringung von grundlegender Bedeutung. Am Beispiel Theoderichs wird das kurz illustriert (109 f.), allerdings ohne näheren Hinweis auf den kulturellen Aspekt.

Das abschließende Kapitel ist dem Arminiusbild und der Erforschung der Römerzeit in Deutschland und Österreich gewidmet. Dieser Abschnitt skizziert die Entwicklung von der Wiederentdeckung der *Germania* bis zur nationalistisch-rassistischen Germanenideologie des 20. Jh.s sowie die Überwindung alter Denkmuster durch die althistorische Forschung der Nachkriegszeit (Timpe). Die Relevanz der Altertumswissenschaft für die Gegenwart wird auf diese Weise nachdrücklich unterstrichen; dafür gebührt dem Autor Dank. Bei den Anfängen der Erforschung der materiellen Hinterlassenschaft Roms auf deutschem Boden hätten wohl auch Aventinus und Peutingier eine Nennung verdient, auf jeden Fall aber der um die Anfänge der Erforschung des Limes so verdiente Hohenloher Archivrat Christian Ernst Hanßelmann.

Eine Zeittafel, ein Literaturverzeichnis, konzentriert auf Arbeiten der letzten beiden Jahrzehnte, sowie ein eher selektives Register beschließen den Band, den man nicht zuletzt wegen seiner klaren Darstellung (erfreulicherweise unter Verzicht auf die „neue“ deutsche Rechtschreibung) uneingeschränkt auch einem größeren Leserkreis empfehlen kann.

Zusammenfassung:

Der vorliegende Band gibt in knapper, präziser Darstellung ein abgerundetes Bild der Beziehungen zwischen Römern und Germanen von dem ersten Zusammentreffen bis zur Bildung germanischer Reiche auf dem Gebiet des römischen Imperiums und klärt damit wichtige Voraussetzungen für das Verständnis der Spätantike. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf politischen, wirtschaftlichen und sozialen Aspekten. Das Schlußkapitel verfolgt die ideologischen Seiten der Thematik, besonders der Arminius-Gestalt, bis in die Gegenwart.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern (Hrsg.): Von Augustus bis Attila. Leben am ungarischen Donaulimes. Stuttgart: Theiss 2000 (Schriften des Limesmuseums Aalen 53). 131 S. zahlr. Abb. DM 29,80. ISBN 3 8062 1541 3.

Zur Sonderausstellung des Ungarischen Nationalmuseums Budapest „Von Augustus bis Attila“, die bis Januar 2002 in Konstanz, Heidelberg und im Limesmuseum Aalen gezeigt wird, liegt ein sorgfältig ausgestattetes Begleitbuch vor. Der einleitende historische Überblick skizziert die Geschichte Pannoniens von der Besetzung des Gebietes unter Tiberius an. Er wird vertieft durch das Kapitel über „Pannonien und die römischen Kaiser“, in dem die Bedeutung der Tätigkeit römischer Kaiser in diesem Gebiet gezeigt wird. Hervorzuheben ist die Rolle Hadrians, der während seiner Statthalterschaft in *Pannonia inferior* den Bau des Palastes des Statthalters in Aquincum begann und während seiner Regierungszeit das Städtewesen der Provinz weiter förderte (19). Unter Mark Aurel gewannen im Zusammenhang mit den Markomannenkriegen die pannonischen Einheiten besondere Bedeutung, sodaß unter den Severern Pannonien sich „zur militärisch wichtigsten Provinz des Imperiums“ (20) entwickelte. Nicht wenige Befehlshaber dieser Kontingente in den Donauprovinzen wurden auf den Kaiserthron gehoben. Ausgewählte Textzeugnisse (erfreulich: lateinisch und deutsch) dokumentieren das Ansehen dieser Kaiser bei den Zeitgenossen.

Die seit den Kämpfen Mark Aurels immer wieder vom Norden und Osten her bedrohten Donauprovinzen bedurften natürlich eines besonderen Grenzschutzes. Dem Ausbau dieses Grenzschutzes und den Binnenkastellen sind die beiden folgenden Kapitel gewidmet. Ihre Erforschung ist noch im Fluß, wie die wiederholt formulierten Forschungsdesiderate zeigen (besonders 23 und 28). An den Bautypen der Verteidigungsanlagen läßt sich deutlich die zunehmende Gefährdung der Provinzen ablesen: Die Ausdehnung der Lagerfläche und Ummauerung wird reduziert, verstärkt den Geländebedingungen angepaßt, bis schließlich in einer letzten Phase um die Wende vom 4. zum 5. Jh. turmartige Kleinkastelle errichtet wurden. Ausdruck der strategischen Reform des Verteidigungswesens mit Aufstellung eines mobilen Heeres in der 2. Hälfte des 4. Jh. sind die großen Binnenkastelle als Standlager der *comitatenses* wie auch als Nachschubbasen für die Grenztruppen (35).

Mit bemerkenswerten Einzelfunden beschäftigen sich die folgenden Kapitel, zunächst mit verschiedenen Helmtypen, die Ausdruck sich wandelnder Kampftechniken darstellen. Besprochen wird ein Typus, der im 3./4. Jh. in Pannonien in Gebrauch war. Der Tuba aus Zsámbék, einem der wenigen im Original erhaltenen römischen Blasinstrumente, gilt ein weiterer Beitrag.<sup>1</sup> Eine Zusam-

1 Das Enniuszitat (140 Vahlen) lautet korrekt *at tuba terribili* (nicht *horribili*) so-

menstellung der Ziegelstempel gibt Auskunft über die Truppenstandorte im ungarischen Teil Pannoniens; die Dokumente reichen bis in die Regierungszeit Valentinians I. Römische Militärbauten finden sich aber nicht nur in der Provinz, sondern auch im Barbaricum, entweder als provisorische Marschlager seit der Zeit des Tiberius. Von besonderem Interesse sind dabei die seit Ende des 3. Jh. entstandenen Festungen am linken Donauufer wie *Contra Aquincum* und die Anlagen zur Abgrenzung sarmatischen Siedlungsgebietes (51). Besonders die Errichtung von Militäranlagen unter Valentinian ist vergleichbar den Maßnahmen, die unter diesem Kaiser an der Rheingrenze getroffen wurden und die durch Ausonius und Symmachus bezeugt sind. Daß die sog. *burgi* auch als Getreidespeicher benutzt wurden (52), bezeugt ebenfalls Ausonius (Mosella 457 *non castra, sed horrea*). Die Abschnitte über Römische Straßen in Ungarn und einen Meilenstein aus Savaria leiten über zu den Kapiteln über Handel (durch gute Abbildungen spätantiker Gefäße dokumentiert), Römische Gutshöfe (informativ: die Grundrisse der verschiedenen Villentypen), Tierhaltung, Nichtstädtische Siedlungen und Stadtentwicklung in Pannonien. Trotz verschiedener Untersuchungen sind zum Städtewesen in Pannonien noch zahlreiche Fragen offen: Rechtsstellung v. a. kleinerer Städte, Zuordnung literarisch bezeugter *civitates*. Handwerk, Kunst, Religion, Bestattungswesen und Tracht (mit Rekonstruktion) sind weitere Themen, die durch ansprechende Abbildungen illustriert werden. Das Silber- und Goldschmiedehandwerk konnte sich auf bedeutende Edelmetallvorkommen im Grenzgebiet zwischen Pannonien und Dalmatien stützen (84). Die dokumentierten Gegenstände sind besonders der Spätantike zu zurechnen. Dabei hätte man gerne noch mehr über die charakteristischen spätantiken Stilformen erfahren: Das Perltreihenmotiv wird als typisch spätkaiserzeitlich erwähnt (88), auf die figural verzierten Kästchen und ihre auch christliche Thematik wird näher eingegangen (85). Auch die Münzstätten in Siscia und Sirmium werden in diesem Zusammenhang gewürdigt. Bei der spätrömischen Keramik wird besonders auf anthropomorphe Gefäße verwiesen (89); dazu vermißt man eine Abbildung. Besonderes Interesse verdient das Deckengemälde aus Brigetio, das mit seiner Darstellung der kosmischen Weltordnung eine eindrucksvolle Ergänzung und Illustration entsprechender literarischer Texte bedeutet.<sup>2</sup> Unter den Dokumenten für die verschiedenen Kulte sind die rätselhaften Votivtafeln der sog. Donauer Pferdgotter mit einer Mischung aus Motiven verschiedener Kulte hervorzuheben. Ihre endgültige Deutung steht noch aus. Bei den Bestattungsriten sind die Wagenbestattungen und die Mumifizierungen als Besonderheiten zu notieren

*nitu taratantara dixit.*

2 Die als „pythagorisch“ (sic!) bezeichnete Auffassung vom πῦρ τεχνικόν (94) ist jedoch stoisch (Zenon SVF I, Nr. 120); das Feuer wird dabei als künstlerisch-schöpferische Substanz verstanden.

(110 ff.), die Verbreitung der Hügelgräber ist übersichtlich dokumentiert. Ein Literatur- und Autorenverzeichnis beschließt den Band, der eine anschauliche Einführung in die römische Vergangenheit des heutigen Ungarn bietet.

Zusammenfassung:

Der Band lädt dazu ein, einen Blick in die antike Provinz Pannonien zu tun, in der gerade nach der Provinzteilung in *Pannonia Prima*, *Savia*, *Valeria* und *Pannonia Secunda* auch in der Spätantike noch eine bedeutende römische Präsenz zu verzeichnen ist. Gleichzeitig dokumentiert er die über hundert Jahre alte archäologische Erforschung des sog. Donaulimes.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Hartwig Schmidt: Archäologische Denkmäler in Deutschland, rekonstruiert und wieder aufgebaut. Stuttgart: Theiss 2000. 160 S. 250 Abb. DM 49,80. ISBN 3 8062 1395 X.

Rekonstruktion und Wiederaufbau archäologischer Denkmäler sind in der Fachwelt nicht unumstritten. Unbezweifelbar vermag aber eine auf gründliche Bau- forschung gestützte ganze oder teilweise Wiederherstellung nicht nur dem inter- essierten Laien eine Vorstellung zu vermitteln, wie es gewesen ist, sondern auch dem Altertumskundler, der seine Texte als in einer konkreten Umwelt entstan- den versteht, wird jede Bemühung einer Nachbardisziplin willkommen sein, in der es darum geht, die reale Lebenswirklichkeit als Sitz dieser Texte zu veran- schaulichen. In dem vorliegenden Band wird ein kritischer Überblick über die restaurierten archäologischen Denkmäler in Deutschland vorgelegt. Die Lektüre dieses Bandes, den der Verlag vorbildlich mit Karten, Fotos, historischen An- sichten und Rekonstruktionszeichnungen ausgestattet hat, ist ein Genuß, zu- mal gerade auch die Schwächen und Versäumnisse einzelner Museumskonzepte und Rekonstruktionen im Widerstreit zwischen archäologisch-denkmalschütze- rischen Anliegen und den ökonomischen Interessen des Tourismus deutlich ge- macht werden.

Das einleitende Kapitel befaßt sich in einem historischen Überblick mit den ersten archäologischen und denkmalschützerischen Bemühungen um römi- sche Steinbauten in Deutschland, um daran die grundsätzliche Problematik des Wiederaufbaus antiker Steinbauten an ausgewählten Beispielen von den umstrittenen Rekonstruktionen in Knossos, den Wiederaufbauten in Pompeii und der Attalos-Stoa in Athen bis zur Kopie der Villa dei Papyri in Malibu (Paul Getty-Museum) und der Celsus-Bibliothek in Ephesos zu diskutieren. Von besonderer Problematik nicht nur wegen des Fehlens originaler Materia- lien ist der Wiederaufbau vor- und frühgeschichtlicher Holzbauten, dem ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Nicht nur die Pfahlbauten in Unteruhldingen am Bodensee dokumentieren auch die ideologischen Verflechtungen der in den 20er und 30er Jahren errichteten „Germanengehöfte“, die auch eine besondere Kulturhöhe der Germanen propagierten (S. 142), während in der Nachkriegs- zeit derartige Nachbauten häufig im Rahmen einer experimentellen Archäologie errichtet wurden (Museumsdorf Berlin-Düppel). Die „Konstruktion von Erleb- niswelten“ (S. 44–47) steht in diesem Zusammenhang. Ein bedeutender Aspekt der Rekonstruktionen ist die archäologische Denkmalpflege. Den verschiedenen Möglichkeiten, mit denen die Denkmalpflege auf Funde und den nicht selten aus wirtschaftlich-touristischen Interessen geforderten Rekonstruktionen rea- gieren kann, ist ein eigenes Kapitel gewidmet (48–62). Der Autor diskutiert kritisch die verschiedenen Möglichkeiten von der einfachen Konservierung bis hin zum Projekt eines Archäologischen Parks in Xanten („eine Ansammlung von Baumodellen“, S. 58), Kempten (mit spärlichen Grundlagen für die Rekon-

struktion, S. 59) und Carnuntum. „Unser Wissen über römische Bautechnik hat sich dadurch nicht vermehrt“ (S. 62). Anders steht es mit der „experimentellen Archäologie“, die auf wissenschaftlich verwertbare Erkenntnisse gerichtet ist; als ein Hauptvertreter auf dem Gebiet des römischen Militärwesens wird Marcus Junkelmann gewürdigt (S. 63). Einen besonderen Aspekt stellen die wissenschaftlich exakten Kopien dar (Grabkammer des Keltenfürsten von Hochdorf, antike Schiffe).

Der zweite Teil des Bandes gibt einen Überblick über die in Deutschland erhaltenen Denkmäler, beginnend mit den vor- und frühgeschichtlichen Freilichtmuseen, bei denen grundsätzlich zwei Konzepte unterschieden werden: die chronologische idealtypische Präsentation der Objekte (wie Asparn an der Zaya in Niederösterreich, das Archéodrome bei Beaune, das Archeon in Alphen a. d. Rhijn bei Leiden oder das Freilichtmuseum in Oerlinghausen, Kreis Lippe, das ausführlicher beschrieben wird) oder die historische Bindung an den Museumsort. Diese findet sich u. a. in Hitzacker (Kreis Lüchow-Dannenberg; S. 71 f.), Berlin-Düppel, in Unteruhldingen (S. 75 ff.) und am Federsee bei Bad Buchau in Oberschwaben (79 f.). Es folgt ein Überblick über die Fundorte der Großsteingräber (81–84) und über die keltischen Grabhügel, Siedlungen und Burgen (85–95), besonders hervorgehoben sind die Anlagen in Hochdorf an der Enz, in Bliesbruck-Reinheim, in Bundenbach (Rheinland-Pfalz) und auf der Heuneburg. Ergänzend zur Liste der Oppidum-Mauern sei auf die Rekonstruktion eines Mauerteils des Oppidums Alkimoennis im Museum der Stadt Kelheim hingewiesen.<sup>1</sup>

Von besonderem Interesse für die Spätantike sind die beiden Kapitel über „Römerbauten in Deutschland“ (96–129) und „Bauten der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit“ (130–141). Besonders instruktiv für eine kritische Auseinandersetzung mit den zahlreichen Rekonstruktionsversuchen römischer Bauten ist der Abschnitt über die in unterschiedlicher Bauweise (Abb. 149) errichteten Limestürme, die nicht selten mit neuzeitlichen Materialien und in heutiger Bautechnik als touristische Attraktionen errichtet wurden und daher nur einen annähernd richtigen Eindruck vermitteln können (besonders WP 9/64 bei Schwäbisch Hall und ein Turm bei Dill im Hunsrück, dagegen mit wissenschaftlichem Anspruch z. B. WP 9/83 in Grab, WP 14/63 in Erkertshofen). Auch bei der Rekonstruktion einzelner römischer Häuser ist, etwa im Gegensatz zum „Römischen Haus“ in Augst bei Basel, die Vernachlässigung römischer Bautechnik und Bauausführung bemerkenswert, so besonders in Tawern und Mehring (Rheinland-Pfalz) und Hechingen-Stein (Baden-Württemberg). Eingehender besprochen sind die Rekonstruktionen der Villa in Borg (Saarland) und der Siedlung in Homburg-Schwarzenacker, verschiedene Projekte in Köln

1 Vgl. Britta Rabold, Egon Schallmayer, Andreas Thiel: Der Limes. Die Deutsche Limes-Straße vom Rhein bis zur Donau. Stuttgart 2000, S. 148 f. Der Band ist besprochen in Plekos 3, 2001, 15–18.

sowie die Eifelwasserleitung. Den Hinweisen auf den archäologischen Park in Kalkriese, dem vermuteten Ort der Varusschlacht (128 f.), können jetzt die kritischen Ausführungen von P. Kracht, *Antike Welt* 31, 2000, 607–610 zur Seite treten. Eher spärlich sind gegenüber den römerzeitlichen Bauten die der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit. Wissenschaftlichen Ansprüchen genügen die Nachbauten in Berlin-Hermsdorf, das Projekt eines Germanendorfes in Klein Köris im Spreewald, die sächsische Siedlung von Warendorf in Oerlinghausen, das Sachsengehöft in Greven bei Münster. Die Rekonstruktion von Bauten aus karolingischer und ottonischer Zeit (137–141) betrifft v. a. den slawischen Burgenbau mit seinen großen Ringwällen (Groß Raden in Mecklenburg-Vorpommern) sowie die ottonische Königspfalz Tilleda am Kyffhäuser, deren Wiederaufbauten „eher ein gewisses Unverständnis für frühmittelalterliche Bauweisen“ (S. 141) zeigen.

Zusammenfassung:

Der vorliegende, vorbildlich ausgestattete Band gibt einen informativen Überblick über die rekonstruierten archäologischen Denkmäler in Deutschland. Er setzt sich kritisch nicht nur mit einzelnen Rekonstruktionsversuchen, sondern insbesondere mit dem touristischen Aspekt sog. Museumsdörfer und Freilichtmuseen auseinander. Die Warnung vor „erfundener Archäologie“ (144) ist nachdrücklich hervorzuheben. Andererseits sollte nicht verkannt werden, daß gerade die mit den Rekonstruktionen verbundenen museumsdidaktischen Bemühungen auch in der Lage sind, ein oberflächliches touristisches Interesse zu vertiefen. Das Ziel und der Wunsch muß bleiben, dieses Interesse in ein historisches Verständnis einmünden zu lassen und dem „konsequenten Verzicht auf historische Denkprozesse“ (Zitat Müllemeister S. 144), wenn er denn in dieser radikalen Form wirklich bestehen sollte, aufklärerisch entgegenzuwirken.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Britta Rabold, Egon Schallmayer, Andreas Thiel: Der Limes. Die Deutsche Limes-Straße vom Rhein bis zur Donau. Stuttgart: Theiss 2000. 160 S., zahlr. Abb., DM 79. ISBN 3 8062 1461 1.

Der von drei Provinzialarchäologen gestaltete Band „Der Limes“ vermittelt einen Überblick über den neuesten Stand der Erforschung und des Erhaltungszustandes des größten Bodendenkmals Europas, das auch in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO aufgenommen werden soll. Einleitend wird eine Übersicht gegeben über die Funktion und Aufgabe des Limes zur Römerzeit und über die Erforschung des Denkmals, ausgehend von den Untersuchungen des Hohenloher Archivrats Christian Ernst Hanßelmann im 18. Jh. Während sich dessen Forschungen v.ß.a. auf den württembergischen Raum konzentrierten, hätte für den bayerischen Abschnitt des Rätischen Limes auch auf die schon im 16. Jh. einsetzende Beschäftigung v. a. mit inschriftlichen Funden aus den Limeskastellen durch Aventinus und Peutinger hingewiesen werden können. Ein Blick in die Sammlung Friedrich Vollmers *Inscriptiones Baviariae sive inscriptiones Raetiae adiectis aliquot Noricis Italisque* von 1915 dokumentiert gerade die Bemühungen des Aventinus aufs beste. Gewürdigt wird die Tätigkeit der Reichs-Limeskommission, eines wissenschaftlichen Großunternehmens, das wie so manch anderes der deutschen Altertumswissenschaft dem organisatorischen Genie Theodor Mommsens zu verdanken ist. Daran konnte die Arbeit nach dem Krieg anknüpfen. Sie wandte sich u. a. der Erforschung der Holzbauphasen bereits bekannter Kastelle sowie der Zivilsiedlungen zu, die im Zusammenhang mit den Militäranlagen entstanden und die nicht selten in der Topographie der spätantiken und mittelalterlichen Stadtanlagen fort dauern. Gleichzeitig ist die gegenwärtige Forschung charakterisiert durch eine intensive interdisziplinäre Zusammenarbeit nicht zuletzt mit naturwissenschaftlichen Disziplinen wie Geophysik, Archäobotanik oder prähistorischer Anthropologie. Das einleitende Kapitel bietet ferner einen Überblick über die historische Entwicklung des obergermanisch-rätischen Limes bis in die Jahre 260/70, wobei (22 f.) vorsichtig die Möglichkeit einer fort dauernden Siedlungskontinuität angedeutet wird. Zu diesem Problem äußert sich die Althistorie schon dezidiert im Sinne einer bis in die Spätantike reichenden Kontinuitätsphase mit gegenseitiger Beeinflussung und Durchdringung. Auch die jüngsten Forschungen in den Kastellorten am Main (s. u.) weisen in diese Richtung. Auf jeden Fall bahnt sich hier interdisziplinär in Provinzialarchäologie und Alter Geschichte ein Wandel vom Bild des Endes des *Imperium Romanum* an, das nicht nur den Niedergang und Verfall dokumentiert, sondern auch zukünftige Entwicklungen sichtbar werden läßt. So kann auch in diesem Bereich, wie im literarischen, die Spätantike als eine Epoche sui generis verstanden werden. An den historischen Abriß schließen sich Ausführungen über die Truppen am Limes und ihre Bewaffnung, über die Form der Nachrichtenübermittlung, über Kastelle, Ba-

deanlagen, Zivilsiedlungen und Gutshöfe an. Eine Literaturlauswahl beschließt diese Einleitung.

Der Hauptteil umfaßt eine Streckenbeschreibung in 10 Abschnitten. Ausgehend vom *caput limitis* am Vinxtbach zwischen Bad Hönningen und Rheinbrohl werden Verlauf und Erhaltungszustand des Bodendenkmals beschrieben. Für die Kastelle werden außer dem archäologischen Befund und dem Hinweis auf besonders bemerkenswerte Fundstücke (Statuen, Mosaiken) auch die historischen Fakten, soweit bekannt, und die wichtigsten Grabungsdaten genannt. Jeder Abschnitt schließt in der Regel mit einer Auswahl neuester Publikationen sowie „Tourismus-Tipps“, die auf weitere kulturhistorische Sehenswürdigkeiten des jeweiligen Abschnitts verweisen. Besonders ausführlich sind die Abschnitte über die Saalburg (36–43), wobei zur Rekonstruktion und ihrer zeitbedingten Form jetzt die Ausführungen von Hartwig Schmidt<sup>1</sup> (S. 17 ff.) eine willkommene Ergänzung bieten.<sup>2</sup> Größere Abschnitte sind ferner Osterburken (78–82), Aalen und seinem Limesmuseum 102–107), Weißenburg (123–128), Eining (145–147) und Regensburg (153–157) gewidmet. Der Verein Deutsche Limesstraße als Herausgeber des Bandes (die Mitgliedsgemeinden sind im Anhang genannt) verfolgt legitimer Weise primär touristische Interessen. Durch die wissenschaftliche Kompetenz der Autoren, die unpräzise Darstellungsweise, durch eine hervorragende Bebilderung (Fotos von Originalen und Modellen, Straßen- und Wanderkartenausschnitte, Strichzeichnungen) sowie durch die ergänzenden touristischen Hinweise wird ein Kompendium an Information bereitgestellt, das nicht nur als Begleiter auf Fahrten entlang der 1999 fertig beschilderten Limesstraße gedacht ist, sondern auch die Vor- und Nachbereitung solcher Fahrten zu einem Vergnügen macht. Altertumswissenschaftliche Forschung wird auf diese Weise in ansprechender Form der Öffentlichkeit präsentiert. Gleichzeitig steht diese Publikation im Dienste des Denkmalschutzes, worauf im Geleitwort nachdrücklich hingewiesen wird.

Da der Band einen Eindruck von dem gesamten Limes vermitteln will, war eine Konzentration auf Wesentliches unumgänglich, umfaßte doch die gesamte die Anlage etwa 900 Wachposten und mehr als 60 der mittlerweile im südwestdeutschen Raum bekannten über 170 Kastelle. Dargestellt sind in erster Linie die noch sichtbaren Reste des Bodendenkmals, während nur durch Messungen, Grabungen oder Luftbildarchäologie erschlossene Anlagen in der Regel nur knapp, wenn überhaupt, erwähnt werden. Selektiv ist auch die Literaturlauswahl zu den erwähnten Objekten. Wünschenswert wären Angaben zu den

- 1 Archäologische Denkmäler in Deutschland, rekonstruiert und wieder aufgebaut. Stuttgart: Theiss 2000; besprochen in Plekos 3, 2001, 11-13.
- 2 Allerdings wären gerade für das nichtfachliche Publikum Hinweise darauf, inwiefern die Rekonstruktion nicht mehr dem heutigen Forschungsstand entspricht, sicher hilfreich (lediglich im Zusammenhang mit dem Stabsgebäude wird auf eine nicht korrekte Rekonstruktion verwiesen).

Anlagen in Zugmantel, auf dem Feldberg, in Hanau, Großkrotzenburg und Stockstadt, zum wiedereröffneten Pompejanum in Aschaffenburg und zu Öhringen. Im 8. Kapitel „Von der Ostalp zum Fränkischen Seenland“ setzen die Literaturangaben erst mit Ellingen ein.<sup>3</sup>

Während die in den ersten drei Kapiteln beschriebene Limesstrecke aus der Sicht der Kontinuität bis in Spätantike und Mittelalter kaum relevant ist, wandelt sich das Bild für den weiteren Verlauf vom Main an. In Großkrotzenburg zeigt der Straßenverlauf der Innenstadt den Umriß des Kastells, römisches Mauerwerk bildet das Fundament mittelalterlicher Häuser (62), in Seligenstadt wurden Steine aus der Kastellruine in die karolingische Einhard-Basilika verbaut (65), die Ortskerne von Niedernberg und Obernburg liegen auf den ehemaligen Kastellen. In Obernburg ist die Kontinuität durch die Namensgebung und fränkische Reihengräber bezeugt,<sup>4</sup> v. a. aber durch den jüngsten Fund einer ins 4. Jh. zu datierenden, wohl aus Italien stammenden Glasschale mit christlichen Motiven, die H. Lüdemann in seinem im Literaturverzeichnis genannten Aufsatz publiziert hat. Für Miltenberg ergibt sich eine ähnliche Kontinuität,<sup>5</sup> für Regensburg ist sie seit langem nachgewiesen. Für die Limesstrecke in Württemberg fehlen solche Hinweise, doch geht auch hier die Forschung, bei aller gebotenen Zurückhaltung, von einer gewissen Kontinuität aus.<sup>6</sup>

So ansprechend das Buch gestaltet ist, ergeben sich doch aus der Benützung in der Praxis einige Desiderata: Das Format des Bandes (25 x 30 cm) ist schon für den mit dem Auto Reisenden unhandlich, für den Limeswanderer, der den Hinweisen auf die in den letzten Jahren entstandenen zahlreichen lokalen und überregionalen Limeswanderwege und Römerpfade folgt, kaum brauchbar. Das Kartenmaterial ist primär entsprechend dem Untertitel für den Autofahrer gedacht. Die zahlreichen Hinweise auf mögliche Wanderungen sind jedoch nicht konsequent mit Kartenausschnitten bedacht wie sie S. 36, 57, 87, 97, 108, 131, 139, 150 vorliegen. Die „Tourismus-Tipps“ sind unterschiedlich gestaltet. Neben ausführlicheren Angaben und Adressen finden sich solche mit eher dürftigen Hinweisen. So vermißt man etwa S. 56 eine Notiz zu den erregenden Funden vom Glauberg, die wohl ein weiteres altertumskundliches Projekt in dieser Region in Gestalt eines archäologischen Parks nach sich ziehen werden.<sup>7</sup>

3 Zu den für Ruffenhofen erwähnten Auswertungen von Luftbildern (113) vgl. jetzt H. Becker u. a.: Prospektion des Kastells Ruffenhofen mit Luftbild und Geophysik. *Das archäologische Jahr in Bayern* 1999, 56–59.

4 G. Christ in: K. Bosl (Hrsg.): *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands*. 7. Bd. Bayern. Stuttgart 1974, 550.

5 L. Wamser, *Das archäologische Jahr in Bayern* 1989, 160.

6 Vgl. S. Sommer: Die römischen Zivilsiedlungen in Südwestdeutschland, in: D. Planck (Hrsg.): *Archäologie in Württemberg*. Stuttgart 1988, 306 f.

7 Korrekturzusatz 2004: Zu den keltischen Funden vom Glauberg liegt inzwischen eine umfangreiche Literatur vor. Hingewiesen sei auf den von der Hessischen Kul-

Erfreulicherweise werden wiederholt Inschriften zur Erläuterung herangezogen. Gerade für den an der Antike Interessierten, der nicht selten auch einmal Latein gelernt hat, dürfte es willkommen sein, bei den Inschriften nicht nur eine Übersetzung des lateinischen Textes, sondern auch dessen Umschrift angegeben zu finden. Manchmal fehlt leider beides, etwa bei dem Militärdiplom aus Weißenburg (19),<sup>8</sup> vorliegt, oder man begnügt sich mit einer Paraphrase oder einer knappen Inhaltsangabe (S. 35 Weihung für Iulia Mamaea und Severus Alexander). Umgekehrt sind erklärende Übersetzung lateinischer Titel hilfreich (so S. 54 und wiederholt in der Einleitung), doch fehlen sie häufig bei Titeln, die auch für den des Lateinischen Kundigen nicht immer verständlich sind, wie *legati Augusti pro praetore* (14), *Numerus exploratorum Germanicianorum Divitiensium* (27) oder *Cohors II Augusta Cyrenaica equitata* (46), womit gleichzeitig eine Information über die Truppenverschiebungen bzw. Herkunft der Kontingente vermittelt werden könnte. Gleiches gilt für die *Ala Indiana Gallorum*, die *Ala Moesica felix* (52), den *Numerus exploratorum Seiopensium* (72) und andere. Bei den Einzelfunden fehlt gelegentlich die Angabe des Aufbewahrungsortes.

#### Zusammenfassung:

Insgesamt haben die Autoren einen Band vorgelegt, der dank seiner attraktiven Bebilderung und seines solide informierenden Textes zum Kennenlernen des Limes einlädt und darüber hinaus geeignet ist, das Interesse an der römischen Vergangenheit in Deutschland zu vertiefen.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

tur GmbH herausgegebenen Band: Galube – Mythos– Wirklichkeit. Das Rätsel der Kelten vom Glauberg. Stuttgart 2002.

8 Manfred Clauss: Lexikon lateinischer militärischer Fachausdrücke. Stuttgart 1999, 40 f., besprochen in [Plekos 3, 2001, 19–20.](#)– Korrekturzusatz 2004: Vgl. auch Nicole Lambert, Jörg Scheuerbrandt: Das Militärdiplom. Quelle zur römischen Armee und zum Urkundenwesen. Stuttgart 2002, 20 ff., besprochen in [Plekos 5, 2003, 11.](#)

Manfred Clauss: Lexikon lateinischer militärischer Fachausdrücke. Stuttgart: Theiss 1999 [Schriften des Limesmuseums Aalen 52] 144 S. 70 Abb. DM 29,80 ISBN 3 8062 1441 7.

Im besten Sinne aufklärend ist das Lexikon lateinischer militärischer Fachausdrücke, das der Althistoriker und Epigraphiker Manfred Clauss herausgegeben hat. Mit diesem Büchlein wird nicht nur die Reihe einschlägiger Publikationen des Limesmuseums Aalen ergänzt, sondern es kann einem den Philologen befremdenden Phänomen neuerer Ausstellungskonzepte begegnet werden, nämlich dem weitgehenden Verzicht auf Dokumentation der originalsprachlichen Form bei der Präsentation antiker Inschriften. In aller Regel gibt man sich für das eilige Publikum mit einer mehr oder weniger genauen Übersetzung zufrieden. Damit werden, nebenbei bemerkt, auch die Bemühungen der Altsprachler konterkariert, die Relevanz der Kenntnis v. a. des Lateinischen für das Verständnis einheimischer Denkmäler aus der römischen Vergangenheit zu erweisen. So verdient der Autor großen Dank, daß er ausgewählte Denkmäler nicht nur aus dem Raum der römischen Provinzen in Germanien zweisprachig und im lateinischen Text mit Auflösung der Abkürzungen vorführt. Die Auswahl ist bestimmt durch den chronologischen Rahmen zwischen Augustus und Diokletian, dazu kommen die bei Vegetius und anderen Schriftstellern der Spätantike belegten Termini. Bei selteneren Fachausdrücken kann sich demnach der in der Spätantike Forschende eine erste Information holen und sie mit Hilfe der Hinweise auf den wissenschaftlichen Publikationsort wie CIL oder AE vertiefen. So wird auch dem Spezialisten manche bisher unbekannte Inschrift aus der römischen Kaiserzeit erschlossen.

Im einzelnen folgen auf das jeweilige Lemma eine paraphrasierende deutsche Erklärung, häufig mit etymologischer Erläuterung, sowie eine Belegstelle, außer bei häufigen Begriffen wie *cohors*, *legio* u. ä. Die Erklärung ist nicht selten erweitert zu Informationen über die römische Heeresorganisation (z. B. zu *ala*, *aquila*, *beneficiarius*, *canabae*, *centurio*, verschiedene Formen von *cohors*, *cornicularius*, *frumentarius*, *legio*, *numerus*, *officium*, *optio*, *principalis*, *promotus*, *sacramentum*, *speculator legionis*, *stipendium*). Die zahlreichen Verweise unterstützen und ergänzen die einzelnen Informationen, sodaß ein wirkliches Compendium des römischen Militärwesens entsteht.

Gelegentlich hat der Philologe aber doch das eine oder andere Desideratum: Einleitend könnte eine kurze Bemerkung über die sprachliche Darbietung stehen. Substantive verschiedener Deklinationsklassen sollten entsprechend markiert sein, also bei den auf *-us* zumindest Angabe der 3. und 4. Deklination, wenn die 2. als Regelfall angesehen wird (z. B. S. 38 *dilectus*), ähnliches gilt bei den auf *-a* (S. 38 *diploma*, S. 66 *pleroma*). Orthographische Varianten könnten zusammengefaßt werden (*aeques/eques*; *astarius/hastarius*; *arcarius/arkarius*; *beteranus/veteranus*; *gubernator/gybernator*; *mesor/mensor*; *milex/miles*). Ge-

legentlich wünscht man sich eine etwas ausführlichere Erläuterung. Für den Buchstaben A könnte eine Desiderataliste aus philologischer Sicht so aussehen:

Wie *ad* sollte auch *a(b)* eine Erklärung finden

*ab actis*: fehlt Verweis auf *commentariensis*

*ad latus*: fehlt etymologische Übersetzung (einer der zur Seite steht)

*adstatus*: aus dem Verweis auf *hastatus* ergibt sich noch keine Erklärung für die „volksetymologische Ummodelung“ (Manu Leumann: Lateinische Laut- und Formenlehre. München 1977, 173 f., 194, 204)

*aenator*: fehlt etymologische Übersetzung (einer der ein Blechinstrument spielt)

*agens*: Verweis auf *curagens* fehlt

*album*: fehlt etymologische Übersetzung (weiße Tafel)

*anularium*: fehlt etymologische Übersetzung (Geschenk in Form eines Ringes)

*armatura*: fehlt etymologische Übersetzung (Bewaffnung, Waffengattung)

Vielleicht läßt sich das eine oder andere bei einer wünschenswerten Neuauflage ergänzen. Eine englische und französische Zusammenfassung, ein Verzeichnis von Untersuchungen zu einzelnen Begriffen und ein Abkürzungsverzeichnis beschließen das nützliche Werk, dem man eine große Verbreitung wünscht.

Zusammenfassung:

Das vorliegende Lexikon lateinischer militärischer Fachausdrücke vermittelt einen raschen Zugang zu der auch für den Fachmann nicht immer einsichtigen Terminologie. Darüber hinaus ist es ein nützliches Kompendium des römischen Militärwesens der Kaiserzeit und der Spätantike. Die konsequente Zweisprachigkeit der beigefügten Inschriften (weitere finden sich in der Datenbank des Autors unter <http://www.rz.uni-frankfurt.de/~clauss>) hat einen großen didaktischen Wert.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Polymnia Athanassiadi, Michael Frede (Hrsgg.): *Pagan Monotheism in Late Antiquity*. Oxford: Oxford University Press 1999. viii, 212 S., 7 Abb. £ 40. ISBN 0-19-815252-3.

Der Band enthält die für den Druck überarbeiteten Fassungen von sechs Beiträgen (von Polymnia Athanassiadi, John Dillon, Michael Frede, Wolf Liebeschuetz, Stephen Mitchell und Martin L. West) zu einem Seminar über „pagan forms of monotheism in late antiquity“, das während des Hilary Term 1996 in Oxford stattgefunden hat. In ihrer Einleitung (1–20) nennen die beiden Herausgeber den Anlaß des Seminars: das Unbehagen angesichts der weit verbreiteten Ansicht, daß das Christentum einen paganen Polytheismus durch den Monotheismus ersetzt habe und daß Heiden<sup>1</sup> bei der Bekehrung zur christlichen Religion ihren Polytheismus zugunsten des Monotheismus aufgegeben hätten. Vielmehr sei – wie die Beiträge auch aufzeigen – der Monotheismus in der Spätantike unabhängig von Judentum und Christentum ein weit verbreitetes Phänomen und damit geradezu eine Voraussetzung für den Erfolg des Christentums gewesen (1. 20).

Nach einigen grundsätzlichen Erörterungen (z. B. Ablehnung einer starren Definition des Begriffes Monotheismus, da man den unterschiedlichen Vorstellungen von Juden, Christen und Heiden nur gerecht wird, wenn man untersucht, was sie jeweils unter dem Glauben an einen einzigen Gott verstanden haben [2f.]), werden die Ergebnisse der einzelnen Beiträge hinsichtlich der Fragestellung eines paganen Monotheismus zusammengefaßt. Hinzugefügt sind Ausführungen zur Hermetik (12f.),<sup>2</sup> zu den Orakeln der großen Heiligtümer (14–17) und zu den Zauberpapyri (17f.), in welchen drei Bereichen sich ebenfalls monotheistische Anschauungen feststellen lassen.

Der Beitrag von Martin L. West, „Towards Monotheism“ (21–40), gibt einen Überblick über monotheistische Vorstellungen der Antike von den Sumerern des 2. Jtsd. bis zu den Griechen des 5. Jh. v. Chr. West stellt fest, daß in den antiken Gesellschaften der Polytheismus die Norm war und daß sich der Übergang zu monotheistischen Vorstellungen allmählich vollzogen hat. Ausgangspunkt dieser Entwicklung sind die bei Homer sowie z. B. in sumerischen Texten schon des frühen 2. Jtsd. vorkommenden Götterversammlungen, bei denen sich die sonst als Individuen auftretenden Götter dem Willen eines höchsten Gottes unterordnen. Eine andere Möglichkeit ist, daß sie ihm freiwillig aufgrund

- 1 Der Begriff ist wie im RAC wertneutral benutzt, „zur rein formalen Kennzeichnung des Nicht-Christlichen und Nicht-Jüdischen“ (E. Dassmann [Hrsg.]: *Das Reallexikon für Antike und Christentum* und das F. J. Dölger-Institut in Bonn. Mit Registern der Stichwörter A bis Ianus sowie der Autoren Bände 1–16. Stuttgart 1994, 11).
- 2 Vgl. H. J. Sheppard, A. Kehl, R. McL. Wilson: Art. Hermetik. RAC 14, 1988, 780–808, bes. 790.

seines in Notzeiten erfolgreichen Wirkens die Herrschaft überlassen, z. B. in Hesiods Theogonie, wobei West auch hier auf Parallelen im Schrifttum des Nahen Ostens hinweist. Seine Musterung der Vorsokratiker ergibt, daß bei einigen Ansätze zu monotheistischen Anschauungen vorliegen, insofern sie einen höchsten, alles lenkenden Gott annehmen sowie andere Gottheiten, die von ihm abgeleitet oder ihm untergeordnet sind. Nichtphilosophische Autoren des 5. Jh., Herodot, die Tragiker und das *Corpus Hippocraticum*, benutzen unterschiedslos die Formulierungen οἱ θεοί, ὁ θεός und τὸ θεῖον, da sie sich den göttlichen Willen als einheitlich denken, die durch Tradition geprägte polytheistische Sprache jedoch nicht aufgeben.

Michael Frede führt in seinem Beitrag „Monotheism and Pagan Philosophy in Later Antiquity“ (41–67) aus, daß die bereits von den Christen der Antike aufgestellte Behauptung, sie selbst seien monotheistisch, Philosophen dagegen wie Platon, Aristoteles und Zenon sowie ihre Nachfolger in der Spätantike polytheistisch, kaum gerechtfertigt ist, da beide Seiten sich in der Struktur ähneln: Die genannten philosophischen Richtungen glauben an einen einzigen Gott, der das Weltgeschehen lenkt, während die anderen von ihnen als göttlich bezeichneten Wesenheiten zwar unsterblich und selig, aber von jenem einen Gott geschaffen sind und sich damit grundsätzlich von ihm unterscheiden. Bei den Christen wiederum ist zum einen ihr Gott selbst dreifaltig, zum anderen gibt es weitere Wesen, die im AT als Götter bezeichnet werden und die die Christen als Engel und Heilige deuten. Angesichts der dennoch christlicherseits erhobenen Polytheismus-Vorwürfe erinnert Frede daran, daß die Philosophen trotz ihrer kritischen Haltung gegenüber dem Glauben an die traditionellen Götter diesen insoweit verteidigt haben, als er verborgene Wahrheiten enthalte, die durch richtige Deutung zu entdecken seien. Das könnte nach Frede der Ansatzpunkt für die Angriffe der Christen gewesen sein, die sich durch heidnische Zweifel an der Göttlichkeit Christi (Unvereinbarkeit der Gottessohnschaft mit dem Monotheismus; Menschwerdung) herausgefordert gefühlt hätten (65–67).

John Dillon zeigt in seinem Beitrag „Monotheism in the Gnostic Tradition“ (69–79), daß in gnostischen Systemen ein einzelnes höchstes Prinzip besteht, das nicht so sehr personal als transzendent ist (es wird oft durch in der Wortbildung negative Charakteristika beschrieben, z. B. unvollendbar, unbegrenzt, unermesslich, unsichtbar) und auf das letztlich mittels verschiedener Emanationen die Schöpfung des Kosmos zurückgeht. Dillons Behauptung, daß in der Gnosis kein eigenständiges Prinzip des Bösen existiere, sondern dieses aus dem höchsten, positiven Prinzip aufgrund von Depravationen hervorgehe,<sup>3</sup> klam-

3 70f. (mit Verweis auf A. H. Armstrong: Dualism: Platonic, Gnostic, and Christian, in: R. T. Wallis, J. Bregman [Hrsgg.]: Neoplatonism and Gnosticism, Albany 1992, 33–54, der sich freilich S. 43 ausdrücklich auf Nag-Hammadi-Texte beschränkt). 78.

mert freilich so bedeutende Vertreter wie den Mandäismus und Manichäismus aus.<sup>4</sup> Dabei zeigt gerade letzterer, daß für die Gläubigen – deren Auffassung ja entscheidend ist, wie die Herausgeber in ihrer Einleitung zu Recht betonen (s. oben) – Monotheismus und Dualismus keinen Widerspruch bilden.<sup>5</sup> So verehren die Manichäer allein das Prinzip des Guten als Gott, während das des Bösen als Hyle, Dämon, Teufel o. ä. bezeichnet wird,<sup>6</sup> und Mani selbst geht zu Beginn seines *Lebendigen Evangeliums* zum Zwecke der Lobpreisung Gottes sogar so weit, trotz des Dualismus Gott als den vor allem und nach allem seienden Schöpfer zu bezeichnen.<sup>7</sup>

Von Stephen Mitchell stammt der Beitrag „The Cult of Theos Hypsistos between Pagans, Jews, and Christians“ (81–148). Der Titel deutet bereits eine der beiden Thesen an, die Mitchell hier vertritt: Die zahlreichen Zeugnisse für Zeus Hypsistos, Theos Hypsistos und Hypsistos, die man bisher als Ausdruck unterschiedlicher religiöser Überzeugungen betrachtet hat, gehören letztlich einem weit verbreiteten Kult pagan-jüdischer Prägung an. Seine zweite These ist, daß die u. a. aus der Apostelgeschichte und Inschriften bekannten Theosebeis bzw. Gottesfürchtigen<sup>8</sup> identisch sind mit den Anhängern jenes Hypsistos-Theos-Kultes. Beides sind so weitreichende Neuerungen gegenüber dem bisherigen Forschungsstand, daß sie eine genauere Überprüfung verdienen.

Beginnen wir mit der ersten These. Anlaß sind rund 300 Inschriften,<sup>9</sup> die Zeus Hypsistos, Theos Hypsistos oder Hypsistos geweiht sind. Da diese Namen sowohl im heidnischen Umfeld verwandt wurden als auch – mit Ausnahme von Zeus Hypsistos – im jüdischen, hat man bisher versucht, zwischen Inschriften paganer und jüdischer Provenienz zu differenzieren, was nach Mitchell mitunter zu zweifelhaften Zuweisungen geführt hat (100. 110–115). Er selbst will deshalb herausfinden, „why worshippers chose to address their god by a name that fitted both pagan and Jewish patterns of belief“, was die Inschriften für Theos Hypsistos gemeinsam haben und „if they make sense as a single body of material, treated on its own terms“ (100).

4 K. Rudolph: Die Gnosis. Göttingen 1994, 74.

5 Dies gilt übrigens auch prinzipiell, sofern man als entscheidend für eine monotheistische Auffassung ansieht, daß die göttliche Macht nur für das positive und nicht für sämtliches Geschehen zuständig oder als uranfänglicher Schöpfer letztlich verantwortlich ist.

6 Faustus Manichaeus in Aug. c. Faust. 20, 3 und bes. 21, 1 1 (CSEL 25, 537, 12–14. 568, 9–569, 18); Epiph. haer. 66, 8, 5 (GCS Epiph. 32, 29) mit Holls Anm. z. St.

7 CMC p. 66, 7–15; L. Koenen: How dualistic is Mani's dualism? in: Codex Manichaicus Coloniensis, Atti del Secondo Simposio Internazionale (1988), Cosenza 1990, 1–34; vgl. 24 die Überschrift „The 'monotheism' in the beginning of Mani's Living Gospel“.

8 Dazu jetzt B. Wander: Gottesfürchtige und Sympathisanten. Tübingen 1998.

9 128–147 von Mitchell zusammengestellt.

Ausgangspunkt seiner Überlegungen sind die Berichte bei Epiphanius, Gregor v. Nazianz, Gregor v. Nyssa und Kyrill v. Alexandria über bestimmte religiöse Gruppierungen, die den Theos Hypsistos verehrten sowie pagan-jüdischer Observanz waren, indem sie einerseits die Sabbatruhe und gewisse Speisegesetze befolgten, andererseits die Beschneidung ablehnten.<sup>10</sup> Daraufhin untersucht er die Inschriften für Zeus Hypsistos, Theos Hypsistos sowie Hypsistos und kommt zu dem Ergebnis, daß der Kult seit dem 2. Jh. v. Chr. im östlichen Mittelmeerraum und Nahen Osten verbreitet war und in Regionen wie Griechenland, Makedonien, dem Inneren Kleinasien sowie der Nordküste des Schwarzen Meeres auf lokale Kulte zurückgeht, die jüdisch überformt worden sind. Anhänger des Kultes waren einerseits Heiden, die einige, aber nicht alle jüdischen Bräuche befolgten, d. h. nach Mitchell die bereits erwähnten Theosebeis, andererseits die Juden der Diaspora, die „could not prevent their own beliefs and sense of cultural and religious identity being influenced by the Gentile neighbours, whose way of life they shared“.<sup>11</sup>

Gegen diese These erheben sich jedoch Bedenken. Die Mischung paganer und jüdischer Elemente, die kennzeichnend sein soll für den von Mitchell ausgemachten Kult, läßt sich in den Inschriften, wenn überhaupt, nur vereinzelt nachweisen. Dies ist zugegeben auch ein schwieriges Unterfangen. Denn zum einen enthalten viele Inschriften bloß den Namen des Gottes und des Spenders sowie den Anlaß, manche auch nur die ersten beiden Bestandteile oder allein den Gottesnamen. Zum anderen gibt es Inschriften, die eindeutig pagan sind – schon seit Homer wird Zeus das Epitheton „Höchster“ beigelegt –,<sup>12</sup> und auf jüdischer Seite ist im Griechischen Theos Hypsistos bzw. Hypsistos eine seit der Septuaginta geläufige Bezeichnung Jahwes.<sup>13</sup> Man muß also prinzipiell damit

10 Epiph. haer. 80,1,2–2,4 (GCS Epiph. 32,485 f.); Greg. Naz. or. 18,5 (PG 35,989 D–92 A); Greg. Nyss. Eun. 38 (GregNyssOp 2,327); Cyrill. Alex. ador. 3 (PG 68,281 BC); Mitchell 92–97; ders. (1998) 58–61.

11 127; hier unterscheidet er zwischen Theosebeis, wie er sie versteht, und Juden, S. 120 f. hat man dagegen den Eindruck, daß er die Juden zu jenen Theosebeis rechnen will. Zu Beginn des dortigen Abschnitts wendet er sich nämlich betont gegen die verbreitete Ansicht, daß die Theosebeis nichtjüdische Sympathisanten des jüdischen Glaubens seien, und endet mit den Worten: „The Jews of the Dispersion had found a common religious language with a vast number of Gentile worshippers, and they forged a shared tradition, current throughout the eastern Mediterranean, of monotheistic worship. By any definition this was one of the most spectacular demonstrations of religious syncretism that the ancient world has to offer.“

12 Mitchell 100–102; bei Homer lautet die Bezeichnung noch Ζεὺς ὕπατος (z. B. Il. 5,756), seit Pindar Ζεὺς ὑψιστος (Nem. 1,60); Schürer (1897) 209–211. 214; Colpe/Löw 1039 f.; Mitchell 100, 38.

13 Schürer (1897) 214–216; Colpe/Löw 1044–1048; Mitchell 110 f. Aus dem jüdi-

rechnen, daß eine Inschrift paganer oder jüdischer Provenienz ist.<sup>14</sup> An dieser Tatsache kommt man trotz Mitchells Kritik an Trebilco, der sie zu seiner „basic premiss“ gemacht habe,<sup>15</sup> nicht vorbei, auch wenn Mitchell insoweit Recht zu geben ist, daß sich die Zuweisung der Inschriften oftmals schwierig gestaltet, weil sie keine formalen Unterscheidungsmerkmale besitzen. Die Lösung kann jedoch nicht darin bestehen, anstatt die Entscheidung gegebenenfalls offen zu lassen einen Hypsistos-Theos-Kult pagan-jüdischen Zuschnitts zu postulieren. Ein Beleg für einen solchen Kult ist nämlich nur dann vorhanden, wenn es gelingt, beide Elemente innerhalb einer Inschrift nachzuweisen oder zumindest innerhalb eines eng umgrenzten Raumes, d. h. vorzugsweise eines Heiligtums,<sup>16</sup> indem man zeigt, daß dort von mehreren Inschriften einige jüdisch, andere pagan geprägt sind.<sup>17</sup> Schon wenn sich innerhalb einer größeren Stadt und erst recht einer ganzen Landschaft Inschriften mit unterschiedlichen religiösen Merkmalen finden, zwingt nichts dazu, sie als Zeugnisse eines gemeinsamen pagan-jüdischen Hypsistos-Theos-Kultes anzusehen, sondern es ist genausogut denkbar, daß sie auf der einen Seite von Heiden stammen, die unabhängig von jüdischem Einfluß waren, und auf der anderen von Juden, die sich an Jahwe gewandt haben.<sup>18</sup> Die Benutzung des gleichen Namens seitens unterschiedlicher religiöser Gruppierungen könnte überdies beabsichtigt sein, als Ausdruck der Konkurrenz gegenüber der jeweils anderen Gemeinschaft, wie Colpe/Löw annehmen.<sup>19</sup>

sehen Sprachgebrauch sind die beiden Benennungen in den christlichen inklusive Inschriften eingegangen (Colpe/Löw 1051–1054), was zeigt, wie unspezifisch die Benennung (Theos bzw. Zeus) Hypsistos ist (s. u. Anm. 19).

- 14 Das trifft z. B. für die aus Makedonien und Athen zu, die pagan sind (s. u.), und für Mitchell nr. 285 (die Seitenzahlangebe zu Horsley ist in 201 zu ändern), worin die Stifter sich selbst als „die Juden in Athribis“ bezeichnen und es keinerlei Hinweis darauf gibt, daß es sich um Diaspora-Juden handeln könnte, die sich im Glauben ihrer paganen Umwelt angepaßt hätten.
- 15 Mitchell 111 f.
- 16 Z. B. das Heiligtum auf der Pnyx in Athen oder das in Oinoanda (Mitchell 97–99).
- 17 Am besten wäre es, wenn die Inschriften ungefähr aus der gleichen Zeit stammen, anderenfalls könnte man sich aber immerhin noch mit Mitchell darauf zurückziehen, daß hier eine historische Entwicklung zu beobachten sei.
- 18 Das gilt z. B. für die zwei aus Alexandria stammenden Inschriften nr. 283 und 284: Erstere ist als Synagogenedikation jüdisch, letztere, da auch Helios und den Rachegöttinnen geweiht, pagan (Mitchell 102). Nichts ergibt sich hieraus für einen pagan-jüdischen Hypsistos-Theos-Kult, vielmehr konnten beide unabhängig voneinander bestehen, denn in einer solchen Großstadt waren die verschiedensten Religionsgemeinschaften vertreten.
- 19 1054 f. Im Gegensatz zu Mitchell lehnen Colpe/Löw 1054 jeglichen Synkretismus oder Theokrasien ab und sehen die weite Verbreitung der Benennung (Theos bzw.

Hinzu kommt ein grundsätzliches Problem: Mitchell weist selbst darauf hin, daß eine große Anzahl von Inschriften pagan ist, weil sie Zeus Hypsistos geweiht sind oder weil sie, sofern (Theos) Hypsistos gewidmet, eine auf Zeus hindeutende Ikonographie besitzen bzw. neben (Theos) Hypsistos weitere Götter genannt werden (100–102). In solchen Fällen rechnet er im weiteren Verlauf mit einer historischen Entwicklung: Ursprünglich lokale, heidnische Kulte seien jüdisch überformt worden (126). Dabei war der jüdische Einfluß „particularly effective in focusing religious ideas“ (126). Vorausgesetzt, daß sich ein solcher Prozeß in den Inschriften nachweisen ließe: betraf er auch die Gottesvorstellung, verstanden die Gläubigen unter ihrem bislang als Theos Hypsistos, Hypsistos oder gar Zeus Hypsistos verehrten Gott nunmehr Jahwe? Wenn das, wie zu erwarten, nicht der Fall war, zumindest nicht generell, stellt sich die Frage, welche Verbindung zwischen ihnen und den Juden der Diaspora besteht, die „could not prevent their own beliefs and sense of cultural and religious identity being influenced by the Gentile neighbours, whose way of life they shared“ (127). War ihr Theos Hypsistos bzw. Hypsistos nicht mehr Jahwe? Das wird man schwerlich annehmen dürfen. Dann aber unterscheidet sich die nach Mitchell aus paganen Wurzeln hervorgegangene Verehrung des Theos Hypsistos von derjenigen seitens der Diaspora-Juden in einem zentralen Punkt, in der Gottesvorstellung. Kann man in einem solchen Fall wirklich noch von einem einzelnen, umfassenden Kult sprechen?<sup>20</sup> Abgesehen davon gibt es keinen Grund zu der Annahme, daß Diaspora-Juden, auch wenn sie pagane Einflüsse aufgenommen haben sollten,<sup>21</sup> sich nicht mehr als Juden, sondern als Anhänger eines Hypsistos-Theos-Kultes verstanden hätten.

Zeus) Hypsistos in ihrem unspezifischen Charakter, in der „umgreifende(n) Allgemeinheit der Aussagen“ begründet (1046 f.; vgl. 1053). Ihr Artikel ist Mitchell unbekannt geblieben.

- 20 Mitchell spricht immer wieder von „the cult of Theos Hypsistos“ bzw. „the cult“ und denkt bei dem Theos Hypsistos an einen einzelnen, bestimmten Gott, vgl. S. 125: „Who was this god?“. Das betrifft auch das Verhältnis von Theosebeis, wie Mitchell sie im Sinne seiner zweiten These (s. u.) versteht, und Diaspora-Juden innerhalb jenes Kultes, vgl. S. 114: „This cross-fertilization between Jews and pagans, and the meeting of separate religious cultures in the worship of Theos Hypsistos“; S. 115: „The cult of Theos Hypsistos had room for pagans and for Jews.“; S. 121: „The Jews of the Dispersion had found a common religious language with a vast number of Gentile worshippers, and they forged a shared tradition, current throughout the eastern Mediterranean, of monotheistic worship. By any definition this was one of the most spectacular demonstrations of religious syncretism that the ancient world has to offer.“; S. 126: Der jüdische Einfluß auf ursprünglich pagane Kulte produzierte „a religious culture which spanned the pagan-Jewish divide.“; S. 127: „Shared worship threw the two groups together.“
- 21 Zu solchen Erscheinungen Schürer (1986) 138–140.

Betrachten wir nun die Belege, mit denen Mitchell seine These eines pagan-jüdischen Kultes zu stützen sucht. Da die in Makedonien gefundenen Inschriften (1. Jh. v. Chr. – 3. Jh. n. Chr.) zum größten Teil Zeus Hypsistos geweiht sind, bestreitet er ihren grundsätzlich paganen Charakter zwar nicht, möchte aber einen jüdischen Einfluß darin sehen, daß in einer Inschrift des Jahres 250 n. Chr. aus Pydna (Mitchell nr. 51) ein Archisynagogos erwähnt wird.<sup>22</sup> Doch der Titel ist, wenn auch sehr selten, ebenfalls in nichtjüdischem Umfeld bezeugt,<sup>23</sup> ganz zu schweigen davon, daß der Empfänger dieser Weihung Zeus Hypsistos ist. Als Beleg für einen pagan-jüdisch gestalteten Hypsistos-Theos-Kult kann dieser Text daher nicht herangezogen werden.<sup>24</sup> Das gilt auch für die im Heiligtum auf der Pnyx in Athen gefundenen Inschriften (Mitchell nr. 1–23), in denen keinerlei jüdischer Einfluß nachzuweisen ist.<sup>25</sup> Bezüglich der lydischen Inschriften stimmt Mitchell der Ansicht zu, daß die meisten von ihnen „clear pagan associations“ zeigen; weil sich aber in den lydischen Beichtinschriften Eigentümlichkeiten finden, die eng mit jüdischen verwandt sind, sei es „not inconceivable that the beliefs of the Jewish colonists, who arrived at Sardis at the end of the third century BC, influenced the native cults of Lydia.“ (112). Dagegen ist festzuhalten, daß in den dortigen Hypsistos-Theos-Inschriften nichts auf jüdischen Einfluß hindeutet, ja in Mitchell nr. 172 zeugt die Zusammenstellung mit der Göttin Larmene von einer heidnischen Haltung der Stifterin.<sup>26</sup> Mitchells nächstes Beispiel sind drei Inschriften, die in der Umgebung der phrygischen Stadt Akmonia gefunden worden sind. Eine von ihnen trägt eindeutig jüdische Spuren (Mitchell nr. 207); von den zwei übrigen, die keine religiösen Merkmale aufweisen, ist die eine, weil sie aus demselben Dorf stammt wie die erstgenannte, bisher als jüdisch eingeordnet worden (nr. 206), die andere, die aus einem

22 100 f. 126; Mitchell 100 nimmt geradezu an, daß „the group worshipped in a synagogue“.

23 T. Rajak, D. Noy, JRS 83, 1993, 78. 92 f.; daß die Autoren bei der Inschrift aus Pydna jüdischen Einfluß nicht gänzlich ausschließen wollen, beruht allein auf dem Epitheton Hypsistos; aber die Weihung gilt eben dem Zeus Hypsistos.

24 Selbst wenn man einmal annimmt, daß eine der in Makedonien gefundenen Inschriften pagan-jüdisch wäre, wäre damit noch nichts bewiesen für die übrigen Inschriften Makedoniens, die von anderen Orten und aus anderen Zeiten stammen.

25 Entgegen Mitchell 126: „The cult of Zeus Hypsistos in Greece and Macedonia surely developed from local roots, although the import of the terminology of the synagogue suggests that it absorbed Jewish influence.“ Das Letzte kann sich nur auf Makedonien beziehen, wo es nicht zutrifft (s. oben); in Athen ist überhaupt kein jüdischer Einfluß festzustellen, zumal drei bzw. vier der 23 Inschriften Zeus Hypsistos gelten (Mitchell 101).

26 So Mitchell 102 selbst.

Nachbarort kommt, als heidnisch (nr. 205).<sup>27</sup> Selbst wenn man Mitchell recht gibt, daß eine solche Entscheidung „entirely arbitrary“ sei (113), besteht keine Veranlassung, einen pagan-jüdischen Kult zu postulieren, sondern alle drei Inschriften können jüdisch sein. Abgesehen davon ist die bisherige Beurteilung durchaus möglich. Nichts spricht nämlich dagegen, daß in der gleichen Gegend einerseits ein heidnischer Hypsistos-Theos-Kult gepflegt wurde und andererseits dort ansässige Juden Jahwe unter der griechischen Bezeichnung Theos Hypsistos eine Inschrift errichtet haben. Das gilt erst recht für die zwei an verschiedenen Orten desselben pisidischen Tals gefundenen Inschriften, von denen die eine durch die Erwähnung der ἄγια καταφυγή ihre jüdische Herkunft verrät (Mitchell nr. 230)<sup>28</sup>, die andere von dem Priester des paganen Gottes Men Uranios aufgestellt wurde (nr. 228). Mitchells Annahme, daß es sich an beiden Stellen um denselben Gott handeln müsse,<sup>29</sup> ist daher nicht zwingend. Doch auch wenn es so sein sollte, ist immer noch denkbar, daß der Priester des Men Uranios dem jüdischen Gott seine Reverenz erweisen wollte.<sup>30</sup> Als Beweis für einen pagan-jüdischen Kult reicht dieses Beispiel jedenfalls nicht; ebensowenig eine in der Nähe von Ankara gefundene Inschrift (Mitchell nr. 202), in der der Theos Hypsistos das Attribut ἐπουρόνιος trägt, dessen Vorkommen in paganem und jüdischem Umfeld<sup>31</sup> nach Mitchell dafür spricht, daß dieser Text „can be placed right in the centre of the common ground“ (114 f.). Doch in der Inschrift wird eine προσευχή erwähnt, womit in der Regel eine Synagoge bezeichnet wird.<sup>32</sup> Allenfalls wäre zu erwägen, die Entscheidung offen zu lassen, denn wenn sich Epiphanius' Bericht über die Messalianer paganen Ursprungs wirklich auf die Anhänger des Hypsistos-Theos-Kultes bezieht, wie angenommen wird,<sup>33</sup> haben diese eigene Gebetshäuser und -plätze besessen, die sie ebenfalls προσευχαί nannten.

27 Mitchell 112 f.

28 Entsprechend der Wiedergabe S. 113, „a bronze incense burner“ , ist hier mit J. L. Robert, Bulletin Épigraphique, REG 74, 1961, 245 nr. 750 χαλκείον, d. h. χαλκείον, zu schreiben statt des in der ed. princ. vorgeschlagenen καὶ κείον<α>; die Ergänzung θυματιστήρ<ι>ον ersetzt ein Hapax legomenon durch ein anderes. Zur καταφυγή Mitchell 113.

29 113: „Was the Theos Hypsistos of the Sibidunda text conceptually and culturally alien from his namesake at Andeda? The proposition is hard to believe.“

30 Das Ausmaß, in dem Heiden sich der jüdischen Religion annäherten, variierte beträchtlich (Schürer [1986] 164).

31 Mitchell 102, 46; Trebilco 137. 243, 48.

32 Mitchell 94, 20; Trebilco 241, 33.

33 Epiph. haer. 80, 1, 4. 2, 1 (GCS Epiph. 32, 485 f.); bereits Schürer (1897) 222 ist die Ähnlichkeit seiner Angaben mit den anderen Berichten über die Anhänger eines pagan-jüdischen Hypsistos-Theos-Kultes aufgefallen, und Mitchell 92–97 folgt ihm darin.

Wenden wir uns schließlich den Inschriften des Bosporanischen Reiches zu, die seit Schürers Akademieabhandlung von 1897 die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Schürer kam zu dem Ergebnis, daß die Religion der dortigen Kultvereine des Theos Hypsistos „weder Judentum noch Heidentum, sondern eine Neutralisierung beider“ war; „von den jüdischen Lehrmeistern haben sie das  $\sigma\epsilon\beta\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$   $\theta\epsilon\delta\acute{\nu}\nu$   $\psi\psi\iota\sigma\tau\omicron\nu$  gelernt“, aber „zugleich griechische Elemente in sich aufgenommen oder beibehalten“. <sup>34</sup> Die von ihm angezeigten Verdachtsmomente paganen Einflusses – ein Eid auf Zeus, Ge und Helios, die Erwähnung eines  $\iota\epsilon\rho\epsilon\acute{\upsilon}\zeta$  und die Darstellung von Adlern<sup>35</sup> –, könnten wohl, wie inzwischen gezeigt worden ist, ausgeräumt werden,<sup>36</sup> freilich ist eine Einigung über die religiöse Zuordnung der dortigen Inschriften bislang nicht erzielt worden.<sup>37</sup>

Für unseren Zweck ist das nicht entscheidend; es reicht festzuhalten, daß die von Mitchell vorgetragene These eines weit verbreiteten pagan-jüdischen Hypsistos-Theos-Kultes, der die Fülle der unterschiedlichen Inschriften für den Theos Hypsistos erklären soll, nicht mit dem inschriftlichen Befund zu vereinbaren ist: Es hat nicht einen einheitlichen Kult für einen bestimmten Gott gegeben, sondern unter dem Namen Theos Hypsistos bzw. Hypsistos wurden verschiedene Gottheiten verehrt: von den Juden Jahwe<sup>38</sup> und von Heiden hauptsächlich Zeus (daher verschiedentlich die Bezeichnung Zeus Hypsistos), und selbst die Christen haben, wenn auch in geringerem Maße, diese Benennung verwandt.<sup>39</sup> Daneben haben eigenständige Gruppierungen existiert, die pagane und jüdische Elemente gemischt haben, wie es Schürer für die Kulte des Bosporanischen Reiches angenommen hat. Doch läßt sich dies in den Inschriften nicht sicher nachweisen; ausdrücklich bezeugt ist dergleichen nur durch die in wesentlichen Punkten übereinstimmenden, zum Teil sich ergänzenden

34 Schürer (1897) 225.

35 Schürer (1897) 204. 220 f.

36 E. R. Goodenough: *The Bosphorus inscriptions to the Most High God*. *Jewish Quarterly Review* 47, 1956/57, 221–244. Es ist daher verwunderlich, daß Mitchell 114 den Eid auf Zeus, Ge und Helios in den beiden Freilassungsinschriften nr. 85 f. weiterhin als Zeichen paganen Einflusses ansieht („the religious affiliation was loose enough to allow the pagan oath“). Denn hierbei könnte es sich auch um eine während der Freilassung vorgeschriebene oder zumindest gebräuchliche Formulierung handeln, die nicht unbedingt Rückschlüsse auf die religiöse Einstellung der Stifter zuläßt (Goodenough a. a. O. 222 f.; Schürer [1986] 37; R. Taubenschlag: *The law of Greco-Roman Egypt in the light of the papyri*. Warschau 1955<sup>2</sup>, 97).

37 Colpe/Löw 1049.

38 Hier wird es in der Diaspora sicherlich auch Fälle gegeben haben, wo pagane Einflüsse aufgenommen worden sind (Schürer [1986] 138–140), aber das bedeutet nicht, daß die Betroffenen die jüdische Gemeinde verlassen und einen eigenen Kult gebildet hätten.

39 S. o. Anm. 13.

Berichte des Epiphanius, Gregor v. Nazianz, Gregor v. Nyssa und Kyrill v. Alexandria.<sup>40</sup> Aber während Schürer sie lediglich zur Bestätigung seines aus den Inschriften des Bosporianischen Reiches gewonnenen Ergebnisses herangezogen hat, insofern sie „ähnliche Bildungen“ sind,<sup>41</sup> verfährt Mitchell gerade umgekehrt, indem er sie zum Ausgangspunkt seiner Erörterungen über den Hypsistos-Theos-Kult macht und vor diesem Hintergrund die Inschriften behandelt: „They (d. h. jene Berichte) can also be confirmed at many points by archaeological and epigraphic evidence“ (97). Eine solche Vorgehensweise kann indes nur bei denjenigen Inschriften gelingen, die entsprechende pagan-jüdische Spuren aufweisen, bei den anderen birgt sie die Gefahr der Überinterpretation.

Mitchells zweite These ist die Gleichsetzung der u. a. aus der Apostelgeschichte und Inschriften bekannten Gottesfürchtigen bzw. Theosebeis mit den Anhängern des von ihm ausgemachten Hypsistos-Theos-Kultes.<sup>42</sup> Unabhängig von den Einwänden, die soeben gegen das von Mitchell entworfene Bild jenes Kultes erhoben worden sind, spricht gegen die vorgeschlagene Identifikation die Unterschiedlichkeit der Kultorte. Die Anhänger des Hypsistos-Theos-Kultes haben nämlich, wie Mitchell, gestützt auf Epiph. haer. 80, 1, 4. 2, 1 (GCS Epiph. 32, 485 f.)<sup>43</sup> und archäologische Zeugnisse, selbst festgestellt, eigene Gebetshäuser und -plätze besessen.<sup>44</sup> Die Eigentümlichkeit der Theosebeis besteht aber gerade in ihrer Nähe zur jüdischen Gemeinde, und Act. 13, 14. 16. 26. 43; 17, 1 f. 4. 17 ist ausdrücklich bezeugt, daß sie zusammen mit den Juden am Gottesdienst in der Synagoge teilnahmen.<sup>45</sup> Die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Gruppierungen, auf die Mitchell sich stützt, Anerkennung des Sabbats, Befolgen gewisser Speisegebote und Verwendung von Lampen im Kult, brauchen nur etwas über das Milieu zu besagen, aus dem die eigenständigen pagan-jüdischen Hypsistos-Theos-Kulte hervorgegangen sind: mit der jüdischen Religion sympathisierende Heiden, Theosebeis, die, aus beiden Bereichen Elemente miteinander kombinierend, sich in selbständigen Gruppierungen konstituiert haben.<sup>46</sup> Das würde auch erklären, warum nach Cyrill. Alex. ador. 3 (PG 68, 281 B) die Anhänger des Theos Hypsistos in Palästina und Phönikien sich selbst als θεοσεβεῖς bezeichnet haben und warum sie in vier Inschriften des Bosporianischen Reiches σεβόμενοι θεὸν ὑψιστον heißen (Mitchell nr. 96. 98. 100 f.). Abgesehen davon sind solche Bezeichnungen zu unspezifisch, als daß damit an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten dieselben religiösen Gruppierungen

40 S. o. Anm. 10.

41 Schürer (1897) 221–224.

42 115–121; gesondert hat er die These 1998 in seinem Chiron-Aufsatz vorgetragen.

43 S. o. Anm. 33.

44 Mitchell 97–99.

45 Vgl. auch Simon 1064–1068.

46 Vgl. Simon 1070.

gemeint sein müßten.

Auch wenn sich die beiden Thesen im einzelnen nicht haben bestätigen lassen, bleibt Mitchells Versuch, das gesamte Material unter dem Dach eines gemeinsamen Kultes zu vereinen, bemerkenswert, zeigt er doch in gebündelter Form, wie stark verbreitet, zu finden in den verschiedenen religiösen Gemeinschaften, damals die Vorstellung eines Theos Hypsistos war, der immer wieder auch in paganen Kreisen monotheistische Züge annahm.

Im Gegensatz zur in weiteren Bevölkerungskreisen verbreiteten Verehrung eines – wie auch immer gearteten – Theos Hypsistos haben die Chaldäischen Orakel, denen der Beitrag „The Chaldaean Oracles: Theology and Theurgy“ von Polymnia Athanassiadi gilt (149–183), die philosophischen, vor allem neuplatonischen Zirkel nicht verlassen. Die Autorin wendet sich gegen Versuche, die Zuverlässigkeit der Quellenangaben über die Entstehung jener Orakel zu bezweifeln, und nimmt folgende Genese an: Zur Zeit Marc Aurels lebten im Osten des Römischen Reiches Vater und Sohn Iulianus, beide Angehörige der Priesterkaste und möglicherweise in Verbindung stehend mit dem Kreis des Numenios v. Apameia, was manche Übereinstimmungen im philosophischen Denken erklären würde. Der jüngere Iulianus, der Theurg, hat über einen längeren Zeitraum in Trance daktylische Hexameter metaphysischen und moralischen Inhalts vorgebracht. Vom Vater und anderen Mitgliedern der Priesterkaste aufgezeichnet, schließlich, wohl mit Hilfe des Theurgen selbst, redigiert und publiziert, haben sie im 3. Jh. ihre kanonische Gestalt erlangt und sind in gewissen Kreisen als heilige Texte anerkannt worden. Erhalten sind nur Fragmente, hauptsächlich durch Proklos (ca. 4/5) und Damaskios (ca. 1/5). Athanassiadi hebt hervor, daß sich beide den Orakeln in völlig unterschiedlicher Weise genähert haben, was für das Verständnis ihrer Erläuterungen zu beachten ist. Besondere Aufmerksamkeit widmet sie den Darlegungen des Damaskios zu Metaphysik und Theologie der Orakel, um abschließend zu zeigen, wie sich diese einordnen in den Trend der Zeit nach Spiritualisierung und Formulierung einer rechten Lehre auf der Grundlage eines Kanons heiliger Texte.

Wolf Liebeschuetz' Beitrag „The Significance of the Speech of Praetextatus“ (185–205) behandelt Argumentation, Quellen und Zweck der Rede des Vettius Agorius Praetextatus in Macrobius' *Saturnalien* (117–23). Praetextatus, ein Anhänger des Sonnenkultes,<sup>47</sup> sucht hier den Beweis zu führen, daß die kosmischen Götter Aspekte eines einzigen höchsten Gottes, der Sonne, sind. Eine Reihe von ihnen einzeln durchgehend, zeigt er, mehr oder weniger überzeugend, anhand des Namens, der bildlichen Darstellungen, des Kultes und der Mythologie ihre Verbindungen mit der Sonne auf. Abgesehen von eigenen Kenntnissen aufgrund seiner Belesenheit hat Macrobius, wie Liebeschuetz vermutet, griechische Lexika zur Etymologie von Götternamen und zur Deu-

47 Liebeschuetz geht seiner Geschichte S. 187–192 nach.

tung ungewöhnlicher Götterdarstellungen benutzt,<sup>48</sup> vielleicht auch Schriften des Praetextatus selbst, was erklären könnte, warum ihm Macrobius diese Rede gegeben hat. Da in ihr weder antichristliche Polemik noch Spuren neuplatonischer Metaphysik zu entdecken sind, diente sie nicht entsprechender Kritik bzw. Propaganda, sondern war von Macrobius anscheinend dazu gedacht, den senatorischen Zeitgenossen zu vermitteln, daß der Abstand zwischen ihrer alten Religion und dem Christentum nicht unüberwindlich sei. In einem Schlußkapitel stellt Liebeschuetz klar, daß der Umstand, daß der reale Praetextatus mehrere Priesterämter innehatte und in verschiedene Mysterienkulte eingeweiht war, nicht seiner Rede bei Macrobius widerspricht, da die Verehrung der Sonne als höchste Gottheit nicht gleichbedeutend mit einer Aufgabe des Polytheismus ist (203 f.).

Insgesamt ein – nicht zuletzt durch Mitchells Beitrag – sehr anregender und lehrreicher Band.

#### Abgekürzt zitierte Literatur

C. Colpe, A. Löw: Art. Hysistos (Theos). RAC 16, 1993, 1035–1056

St. Mitchell: Wer waren die Gottesfürchtigen? Chiron 28, 1998, 55–64

E. Schürer: Die Juden im bosporanischen Reiche und die Genossenschaften der σεβόμενοι θεὸν ὑπιστων ebendasselbst, Sitzungsberichte der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1897, 200–225

E. Schürer: The history of the Jewish people in the age of Jesus Christ (a new English version revised and edited by G. Vermes, F. Millar, M. Goodman) III 1, Edinburgh 1986

M. Simon, Art. Gottesfürchtiger. RAC 11, 1981, 1060–1070

P. R. Trebilco: Jewish communities in Asia Minor. Cambridge 1991

Markus Stein, Bonn

[markus-stein@gmx.de](mailto:markus-stein@gmx.de)

---

[HTML-Version](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

48 Liebeschuetz 197–199 modifiziert die Ausführungen von E. Syska: Studien zur Theologie im ersten Buch der Saturnalien des Ambrosius Theodosius Macrobius. Stuttgart 1993, 216–218, der sechs inhaltliche Gruppen als Sammelquellen ausmacht.

Annette Hupfloher: *Kulte im kaiserzeitlichen Sparta. Eine Rekonstruktion anhand der Priesterämter*. Berlin: Akademie Verlag 2000. 245 S. DM 148. ISBN 3-05-003548-X

Daß sich die Alte Geschichte in letzter Zeit wieder verstärkt dem Götter-, Heroen- und Kaiserkult zuwendet (ich verweise nur auf die letzten Publikationen von M. Clauss, T. Scheer oder das aktuelle Forschungsprojekt zur Römischen Reichsreligion), hat zwei gute Gründe: 1. Die Quellen fließen (anders als für die politische Geschichte) kontinuierlich, denn sie sind größtenteils epigraphischer, archäologischer oder numismatischer Provenienz, und 2. bietet das weite Feld der Religion in der Antike eine Vielfalt von Deutungsmöglichkeiten. Gerade im griechischen Osten steht dem Forscherdrang ein nahezu unerschöpfliches Reservoir lokaler Stadt- und Stammeskulte zur Verfügung, die alle ihre Bearbeiter suchen. Personell sind diese Kulte auch deshalb interessant, weil sie *das* öffentliche Betätigungsfeld für Frauen waren, und bekanntlich geben die literarischen Quellen allzu wenig Auskunft darüber, wie Frauen in der Öffentlichkeit auftraten und welche Aufgaben sie übernahmen. Von vielen Inschriften dagegen erfahren wir Genaueres und auch (zumindest nach der Lektüre literarischer Quellen) Überraschendes, zum Beispiel daß sie sehr aktiv als Priesterinnen waren, eigene kultische Aufgabenfelder hatten, als Wohltäterinnen, Spenderinnen, Wettkämpferinnen, Festspielveranstalterinnen auftreten konnten und sie deshalb in ebensolchem Ausmaße wie Männer geehrt wurden.

Dies alles mag auch die Arbeit von Annette Hupfloher inspiriert haben. Sie befaßt sich in dem hier anzuzeigenden Buch mit dem Sparta der römischen Kaiserzeit, genauer: mit den Kulturen des kaiserzeitlichen Sparta. Das Buch ist hervorgegangen aus einer Dissertation mit dem Titel „Kultaktivität im kaiserzeitlichen Sparta. Männer und Frauen im Priesteramt“, ein Titel, der vielleicht noch klarer den Inhalt des Buches umschreibt. Betreut wurde die Arbeit von Hanno H. Schmitt, dem großen Althistoriker der Münchener Universität.

Die Autorin hat sich an ein schwieriges, wenig bearbeitetes Feld (wer außer A. Spawforth interessierte sich schon für das politisch bedeutungslose kaiserzeitliche Sparta?) herangewagt, und sie hat ihre Aufgabe mit Bravour gemeistert, in mehrfacher Hinsicht. Erstens wissen wir jetzt mehr von den spartanischen Kulturen, die akribisch gesammelt und gedeutet wurden. Gleiches gilt für die inschriftlich überlieferten Personen (insgesamt 60), für Priester und Priesterinnen, für das durch Inschriften geehrte Personal dieser Kulte. Zweitens können wir ein wenig klarer den öffentlichen Raum bemessen, in dem Frauen in Sparta tätig waren. Immerhin sagt die aus dem erhaltenen Quellenbestand erarbeitete Personalstatistik, daß der von Frauen ausgestaltete Demeterkult im Eleusinion an zweiter Stelle hinter dem Kaiserkult liegt – insgesamt sind 14 Personen bezeugt (zum Vergleich: beim Kaiserkult sind es 16). Diese beachtliche Zahl beweist die hohe gesellschaftliche Bedeutung des Demeterkultes, dessen Personal

ausschließlich Frauen waren, und damit auch den sozialen Status der Frauen im Sparta des Prinzipats. Dennoch scheint im kaiserzeitlichen Sparta die Rolle der Frauen geringer gewesen zu sein als in Kleinasien – gewiß überraschend, bedenkt man das klassische Sparta (vgl. dazu die Arbeiten von M. Dettenhofer und P. Cartledge). Die Autorin hat ihre Ergebnisse äußerst vorsichtig ermittelt. Damit ist auch der dritte Gewinn des Buches genannt, der methodischer Natur ist. Die Untersuchung ist nämlich der Gefahr entgangen, durch den Umgang mit bruchstückhaft überlieferten Quellen und Vergleiche allzu sehr in spekulative Gefilde abzudriften. Der Grundsatz, daß „bei kulthistorischer Analyse das lokalspezifische Umfeld Vorrang vor der überregionalen und gemeingriechischen Vergleichsebene haben muß“ (81), gibt den Ergebnissen der Arbeit ein solides Fundament.

Die moderne Erforschung des kultischen Lebens im kaiserzeitlichen Sparta ließ lange auf sich warten. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts konzentrierte man sich zumeist auf das archaische, klassische und gelegentlich auch das hellenistische Sparta. Speziell mit den 'lakonischen Kulte' beschäftigte sich die (immer noch unverzichtbare) Arbeit von S. Wide aus dem Jahre 1893, auf die sich 1929 auch L. Ziehen in seinem RE-Artikel („Sparta (Kulte)“) stützen konnte. Seitdem erschienen weitere Arbeiten zum kultischen Leben in Sparta. Zum Apollon-Kult und den mit ihm verbundenen Festspielen, den wichtigsten des archaischen und klassischen Sparta, hat etwa 1992 M. Pettersson eine große Untersuchung vorgelegt (Titel: *Cults of Apollo at Sparta. The Hyakinthia, the Gymnopaideiai and the Karneia*). Die wechselvolle spartanische Geschichte legt nahe, daß dieser Apollo-Kult und andere Kulte nicht ununterbrochen und unverändert über 1000 und mehr Jahre gepflegt wurden. Es ist vielmehr a priori zu erwarten, daß allein schon die veränderten Rahmenbedingungen in klassischer, hellenistischer und römischer Zeit sich auch auf lokale Kulte niedergeschlagen haben müssen. Für Sparta wurde diese Frage in der Forschung entweder mit allzu großem Optimismus hinsichtlich der Konstanz seines Kultes über die Zeiten (Pettersson) oder Resignation über den methodischen Zugriff (Wide) beiseite geschoben.

Speziell für die Erforschung des kaiserzeitlichen Sparta und seiner Kulte haben aber erst die Arbeiten von A. Spawforth seit Mitte der 80er Jahre Pionierdienste geleistet. Daß sich das kaiserzeitliche Kultwesen in Sparta gegenüber früheren Epochen veränderte, ist nicht nur politisch zu erwarten, sondern ergibt sich nahezu zwangsläufig aus der stetig zunehmenden und schließlich überbordenden Bedeutung des Kaiserkultes seit Augustus. Dieses gegen die ältere Forschung zu formulieren und zu belegen, ist ein Verdienst der hier besprochenen Arbeit.

Die Autorin verfolgte jedoch zwei Hauptziele: 1. die Erstellung eines „Kultkataloges“ im kaiserzeitlichen Sparta, 2. das Kultpersonal auf sozialhistorisch relevante Fragen hin zu untersuchen. Von diesem zweiten Ziel her ist die Gliederung

derung des ganzen Buches begründet. Es gibt (neben Einführung S. 13–29 und Auswertung S. 213–221) drei Hauptteile, in deren Mittelpunkt die Priesterämter stehen: Zunächst die „Priesterämter, die von Frauen besetzt wurden“ (S. 31–105), dann die „Priesterämter, die von Frauen und Männern besetzt werden konnten“ (S. 107–146) und schließlich „Priesterämter, die von Männern besetzt wurden“ (S. 147–211).

Das Bild, das auf dieser Basis von den Kulturen im kaiserzeitlichen Sparta gewonnen wird, ist in sich schlüssig. Es bestätigt etwa das auch sonst bekannte Bild, daß Frauen in der Kaiserzeit zunehmend in die Öffentlichkeit drängten. Der Demeter-Kult war nur Frauen vorbehalten – 14 Personen sind hier bezeugt. Aber es gab weitere Kulte, die Priesterinnen kannten, auch solche männlicher Gottheiten: Im 3. Jahrhundert etwa verwaltete Pomponia Kallistonike in Sparta allein sechs Priesterämter (S. 70 ff.), u. a. auch der Dioskuren. Es könnte sogar sein, wie die Autorin scharfsinnig vermutet (S. 142 f.), daß das Priesteramt der Dioskuren auch in weiblicher Linie vererbt werden konnte. Ohnehin spielten Mädchen offenkundig in den Kulturen und damit letztlich wohl auch gesamtgesellschaftlich eine stärkere Rolle (S. 85 ff.; S. 143 f.); wieweit aber hier gesellschaftlicher „Fortschritt“ spürbar wird oder nicht vielmehr die spezifisch spartanische Ausprägung der Geschlechterbeziehungen nur ihre Fortsetzung findet, bleibt etwas unklar. „Der öffentliche Raum, grob gesagt alles, was außerhalb der Wohnhäuser liegt“, so stellt die Autorin S. 63 fest, „ist in der antiken griechischen Kultur Aktionsraum der Männer“. So pauschal kann das wohl nicht mehr gelten, zumal sich sonst die Autorin mit Recht gegen Verallgemeinerungen wendet.

Freilich: die Leitung des Kaiserkultes blieb offenbar Männern vorbehalten (S. 147 ff.). Und dieser Kult war der „aktivste“ aller spartanischen Kulte der Kaiserzeit. Das verwundert natürlich nicht, eher schon, daß Frauen in Sparta anders als in Kleinasien das Oberpriesteramt in diesem Kult nicht bekleidet zu haben scheinen. Allerdings: Von einer „Absenz der Frauen“, so eine etwas irreführende Kapitelüberschrift (S. 174), kann keine Rede sein. Denn abgesehen von immer in Rechnung zu stellenden Quellendefiziten kann die Autorin selbst Beispiele kultischer Aktivitäten von Frauen auch zur gebührenden Verehrung des Kaisers beibringen. Der Kaiserkult ist ja auch zur Zeit gerade wieder Gegenstand intensiver Forschungsdiskussion, und die Autorin selbst plant eine Untersuchung zum Kaiserkult in Athen – einer Arbeit, der man mit Spannung entgegen sehen darf. Sie umgeht übrigens für Sparta geschickt die heute gelegentlich vertretene Gleichsetzung von Kaiser und Gott; die überlieferten Nachrichten aus Sparta widersprechen einer solchen Gleichsetzung auch. Die Untersuchung der Inschriften erbrachte nämlich, daß „nur selten die Kaiser als Götter pauschal angesprochen wurden . . . sondern meistens persönlich und individuell“ (S. 155).

Die Liste bemerkenswerter Ergebnisse der Arbeit ließe sich mühelos verlän-

gern: über die Lage von Helos (gegen P. Marchetti, der meinte, daß Helos in den Inschriften wie IG V 602 gar nicht die Stadt im südlichen Lakonien ist, sondern ein Quartier am Fuße des Theaters in Sparta, S. 82), über das Aussehen der einzelnen Kulte, über die Interpretation einer 17 Ämter umfassenden Liste für eine Einzelperson. Weitere Ehrenrettung betreibt sie zudem für Pausanias, den Periegeten, dessen Werk natürlich die Grundlage für alle kultischen und topographischen Fragen im kaiserzeitlichen Sparta bleiben muß. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde er als geistloser Kompilator (Wilamowitz, W. Immerwahr u. a.) bezeichnet. Erst die auf vermehrter Quellenbasis durchgeführten Überprüfungen seiner Angaben lassen seine Darstellung in ganz anderem Lichte erscheinen. Für Messenien in der Darstellung von Pausanias (Buch 4) liefert auch eine (leider noch unpublizierte) Magisterarbeit von Silke Müth-Herda (Titel: Pausanias in Messene. Ein archäologischer Kommentar zu Pausanias IV 31, 4 – 33, 3) eindrucksvolle Belege, die auf eigener Forschung vor Ort beruhen; für Sparta bietet jetzt Annette Hupfloher den besten Beweis (vgl. S. 136 f.; 214: „Pausanias' Aussagen gehen präzise mit den kaiserzeitlichen Inschriften zusammen“). In einer nützlichen Appendix listet sie „Pausanias' spartanisches Pantheon“ auf (S. 225–229 aus Paus. 3, 11, 3 – 3, 18, 5), terminologisch und alphabetisch sortiert.

Leichte Kritik ist an der Präsentation dieser wichtigen Ergebnisse zu üben. Die Autorin hat es dem Leser nicht leicht gemacht. Der große Erkenntnisfortschritt der Arbeit offenbart sich jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Gelegentlich kommt sie mit Erläuterungen sehr spät (z. B. erst S. 56 f. zur Lage des Eleusinion), oder es fällt manche Beschreibung etwas umständlich aus (S. 78). Bei gründlicher Durchsicht der Druckfahnen wären vielleicht auch einige (Zitat-, Druck-)Fehler vermieden worden. Die Gleichsetzung von Doriern und Herakliden S. 144 (die sich nicht auf Paus. 3, 3, 13 berufen kann) ist zu verbessern, und die Vermutung, daß es „unter den Lebensbedingungen in vorindustriellen Gesellschaften nicht sehr wahrscheinlich“ sein sollte, daß Erwachsene die „Qualität *amphitales*“, also noch beide Eltern habend, besitzen können, erklärt sich nur aus der Ansetzung einer allzu niedrigen Lebenszeit der Menschen in der Antike (S. 47). Sprachlich ist die Darstellung der Sache angemessen und verständlich.

#### Zusammenfassung:

Das vorliegende Buch stellt nicht nur einen wesentlichen Beitrag zur Sparta-Forschung dar, sondern bedeutet auch in methodischer Hinsicht einen Fortschritt. Der Weg, zunächst einmal nicht a priori von kultischen Kontinuitäten durch alle Epochen hindurch auszugehen, sondern die Kaiserzeit für sich zu betrachten und lediglich das klar datierbare Material heranzuziehen und auszuwerten – keine leicht einzuhaltende Methode angesichts der Mythisierung Spartas –, führte zu neuen und gesicherten Erkenntnissen sowohl die Kulte als auch die soziale Zusammensetzung des Kultpersonals betreffend. Deshalb ist

das Buch auch ein wesentlicher Beitrag zur römischen Reichsverwaltung. Es beantwortet für eine Stadt die Frage, wie sich Lokaltraditionen perpetuieren ließen und wie stark die römische Zentrale von Augustus an in die Lokalautonomie eingriff. Es belegt ferner das zunehmende, kontinuierliche Eindringen von Frauen in den öffentlichen Raum und auch in traditionelle Männerdomänen.

Ernst Baltrusch, Berlin  
[balt@zedat.fu-berlin.de](mailto:balt@zedat.fu-berlin.de)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

John Curran: *Pagan City and Christian Capital. Rome in the Fourth Century*. Oxford: Oxford University Press, 2000 (Oxford Classical Monographs). XX, 389 S. £ 48.00. ISBN 0-19-825278-7.

Der Titel und vor allem der Untertitel von John Currans<sup>1</sup> Buch erinnert an Werke wie Frank Kolbs „Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike“ (München 1995), Konrad Krautheimers „Rome. The Profile of a City, 312–1308“ (Princeton 1980)<sup>2</sup> oder Ferdinand Gregorovius’ „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis XVI. Jahrhundert“. Doch wird die mit dieser Assoziation verbundene Erwartung nur teilweise erfüllt, denn Curran befaßt sich nur im ersten Teil mit der topographischen Situation in Rom, der zweite Teil ist vor allem der römischen Gesellschaftsstruktur in der Spätantike gewidmet.

Curran beginnt im ersten Kapitel (3–42) mit der städtebaulichen Entwicklung Roms unter Septimius Severus und seinen Söhnen, den Bauten auf dem Forum Romanum (namentlich dem Triumphbogen für den Parthererfolg) und den Tempeln für Gottheiten, die aus dem Orient nach Rom gebracht worden waren.<sup>3</sup> Es folgen die für das öffentliche Vergnügen bestimmten Bauten, also die Thermen (besonders natürlich die Caracalla-Thermen) und die Baumaßnahmen für den Circus Maximus. Damit ist auch die Richtung der weiteren Betrachtung vorbereitet, denn die kaiserliche Präsenz im Stadtzentrum und im Circus sowie die religiöse Dimension der Herrschaft sind die Aspekte, die Curran besonders interessieren. Das gilt auch für die zwei Aspekte, die über die eigentlich topographischen Fragen hinaus reichen, nämlich die im Lauf des 3. Jahrhunderts zunehmende Stellenwert des Militärs in Rom, insbesondere der Praetorianer, sowie die Entwicklung der stadtrömischen christlichen Gemeinden, die sich – abgesehen von der Verfolgung unter Decius in der Mitte des Jahrhunderts – bis zu Diocletians Regierungszeit relativ unbehelligt wissen konnten. So hatte sich am Ende des 3. Jahrhunderts ein ausgedehntes Netzwerk von Gebäuden für den Gottesdienst und von Friedhöfen etabliert. Damit ist der Grundstein für die drei topographischen Hauptkapitel gelegt, die sich mit Maxentius, Konstantin und der nachkonstantinischen Christianisierung Roms auseinandersetzen.

Nachdem Rom unter dem durch Diokletian initiierten tetrarchischen System an Hauptstadtfunktion und -prestige eingebüßt hatte, stellte Maxentius durch seine Bauaktivitäten wieder die *urbs Roma* demonstrativ in den Mittelpunkt des Interesses (43–69). Neben der Fortführung älterer Maßnahmen und dem weiteren Ausbau des Palatin zur Residenz waren es vor allem die Bauten im Bereich der Velia, die Neugestaltung des monumentalen Tempels der Venus

1 <http://www.qub.ac.uk/cah/jrcurran.htm>

2 dt. unter dem Titel: „Rom. Schicksal einer Stadt 312–1308“ (München 1987).

3 Siehe den Überblick bei A. Scheithauer: Kaiserliche Bautätigkeit in Rom, besprochen in *Plekos* 3, 2001, 45–47. *Das Echo in der antiken Literatur*. Stuttgart 2000. 183–203.

und Roma und die nicht minder monumentale Basilica, die das Zentrum Roms prägten. Ergänzt wurden diese Maßnahmen durch die suburbane Villa an der Via Appia. Leider faßt sich Curran hier recht kurz. Denn daß Maxentius dabei auch einen Circus baute, der mit seinen gut 10 000 Zuschauerplätzen zwar keine echte Konkurrenz zum Circus Maximus darstellte, aber immerhin groß genug war, um mehr als nur eine private Vergnügungsstätte zu sein, war ein Bruch mit einer langewährenden Tradition.

Die Bedeutung der Spiele im römischen Circus Maximus auch in der Spätantike, die Curran im zweiten Teil des Buches erörtert (218–259), sowie die Tatsache, daß Konstantin in der nach ihm benannten Stadt kein Äquivalent zum Colosseum schuf, wohl aber mit dem von ihm ausgebauten Hippodrom ein Gegenstück zum Circus Maximus etablieren ließ, hätten zu genauerer Betrachtung einladen können. Offenbar gehört der Circus zur Inszenierung von Herrschaft, während die dem Colosseum zugeordneten Spiele eher zur Selbstdefinition der Bürgerschaft beitrugen. Dafür spricht etwa, daß für den Circus Maximus nach der Mitte des 4. Jahrhunderts (nach dem Besuch des Constantius in Rom) keine Baumaßnahmen belegt sind, während das Colosseum bis ins 6. Jahrhundert instand gehalten wurde.<sup>4</sup>

Es schließt sich das nach Meinung des Rezensenten beste Kapitel an: „Constantine and Rome: the context of innovation“ (70–115). Curran zeigt, wie Konstantin systematisch daran ging, das Andenken an den besiegten Rivalen Maxentius im Stadtzentrum von Rom auszulöschen. Schon mit dem Einzug nach dem Sieg an der Milvischen Brücke (einer Mischung aus Siegesparade und kaiserlichem *adventus*) hatte er diesen Anspruch angemeldet. Sodann usurpierte er die von Maxentius begonnene Basilica, indem er dort seine eigene Kolossalstatue aufstellen ließ, auf der er – in paganer Tradition – mit einer Victoria repräsentiert war. Demonstrativ ließ er auch Baumaßnahmen am Circus Maximus vornehmen, um dem jüngst errichteten Circus des Maxentius (s. o.) an der römischen Peripherie die Aufmerksamkeit zu entziehen. Schließlich widmet sich Curran ausführlich dem Triumphbogen des Konstantin beim Colosseum und der vieldiskutierten Inschrift, allerdings noch ohne die neuesten archäologischen Diskussionen um die Baugeschichte zu kennen.<sup>5</sup> Er zeigt, daß die Verengung des Blickes auf die Inschrift und die Wendung *instinctu divinitatis* defizitär ist (90f.): „The Arch of Constantine was a particularly complex and balanced piece of late antique propaganda. The most important message which it conveyed was that it commemorated Constantine as the conqueror of Maxentius, defined as a tyrant. Constantine was consequently the liberator of

4 Siehe R. Rea, *LTUR* 1, 1993, 30–45, s. v. Amphitheatrum; P. C. Rossetto, *ibd.*, 272–277, s. v. Circus Maximus.

5 P. Pensabene, C. Panella: *Arco di Costantino tra archeologia e archeometria*. Rom 1999. Eine Besprechung erscheint demnächst in *Plekos*.

Rome. Only one element in the whole structure was duplicated exactly: the inscription which announced these facts.

Anscheinend in einem Spannungsverhältnis zu diesen traditionellen Formen herrscherlicher Repräsentation stehen die neu hinzugekommenen Bauten für christliche Zwecke, vor allem natürlich die Laterans- und Petersbasilica, die nicht im Zentrum Roms, sondern in den Randbezirken errichtet wurden. Diese Tatsache wurde bisweilen so gedeutet, daß Konstantin nicht die traditionalistisch-paganen Kreise vor den Kopf stoßen wollte und deshalb in weniger prominente Bezirke ausgewichen sei. Vielmehr aber, so Curran, habe Konstantin mit seinen Bauten multiple Ziele verfolgt: Mit der Lateransbasilica habe er das Quartier von Maxentius' Elitetruppen einer neuen Bestimmung zugeführt, die Kirchenbauten an der Peripherie hätten durch ihre Monumentalität die Ebenbürtigkeit seiner Aktivitäten mit denen seiner imperialen Vorgänger beweisen sollen, zugleich aber auch der Notwendigkeit, hinreichenden Raum für christliche Begräbnisstätten zu schaffen, Rechnung getragen. Die Peterskirche habe zugleich dem Repräsentationsbedürfnis des Kaisers gedient, konnte er sich doch in eine Reihe mit Christus und Petrus stellen und sich als deren aktueller Repräsent stilisieren. Damit ist eine überzeugende Interpretation von Konstantins Umgang mit der römischen Topographie vorgelegt.

Den Abschluß der Topographie-Sektion bildet der Überblick über die Christianisierung des römischen Stadtbildes zwischen 337 und 384 (116–157), also zwischen Konstantins Tod und der Zeit des Theodosius bzw. dem Tod des Damasus. Im wesentlichen konzentrierten sich die Aktivitäten abermals auf die römische Peripherie, da dort die kaiserlichen Besitzungen lagen, deren man sich leichter bedienen konnte. Versuche, im Stadtzentrum selbst Fuß zu fassen, blieben mit Sant'Anastasia und den Basiliken der Bischöfe Marcus und Julius die Ausnahme. Eine besonders wichtige Rolle spielte dabei Papst Damasus, nicht nur wegen seiner Baumaßnahmen, sondern vor allem wegen seiner Gedichte, in denen er ein umfassendes Bild der Stadt Rom als eines christlichen Terrains entwarf und damit den Anspruch auf Inbesitznahme nachdrücklich anmeldete.<sup>6</sup> Allerdings hätte man sich hier die Einbeziehung weiterer literarischer Quellen, etwa der Gedichte des Prudentius, gewünscht, die solcher poetischen Usurpation den Eindruck der Singularität genommen hätten.

Nach diesem ersten Teil „Topography“ unternimmt es Curran in der zweiten Hälfte des Buches, in drei systematischen, in sich chronologisch angeordneten Kapiteln der gesellschaftlichen Struktur näherzukommen. Da er aber weder den Anspruch erhebt noch den Versuch unternimmt, ein vollständiges Bild der Gesellschaft des 4. Jahrhunderts zu vermitteln, wirken die drei Kapitel ein wenig beliebig. Es beginnt mit der rechtlichen Stellung der paganen Kulte („The Legal Standing of the Ancients Cults of Rome“, 161–217). Es zeigt sich, daß nicht

6 Siehe jetzt auch U. Reutter: *Damasus, Bischof von Rom (366–384). Leben und Werk*. Diss. Jena 1999.

der Kampf gegen das Heidentum die Hauptstoßrichtung der christlichen Herrscher war, sondern (wie schon in den Jahrhunderten zuvor) das Vorgehen gegen magische Praktiken, Schadenszauber und Wahrsagerei. Dagegen läßt sich kein geradliniges Vorgehen gegen die Anhänger der alten Religion feststellen. Erst Theodosius schuf die Instrumentarien, mit denen dann ab dem 6. Jahrhundert auch personale Verfolgungen möglich wurden. Zuvor hatten sich die Edikte, die oftmals nicht konsequent durchzuhalten waren, nicht so sehr gegen die private Religiosität gerichtet, sondern frühere Privilegien der Kulte generell beseitigt.

Im Kapitel „Paganism, Christianity and the Imperial Celebrations in the Circus Maximus During the Fourth Century“ (218–259) greift Curran nochmals Gedanken zusammenfassend auf, die schon im Topographie-Teil eine Rolle gespielt hatten. Es zeigt sich auch hier, daß die schematische Scheidung „christlich - pagan“ nicht durchzuhalten ist. Vielmehr machten auch dem Christentum zuzurechnende Kaiser von traditionellen Formen monarchischer Repräsentation, namentlich den Zirkusspielen, Gebrauch, um ihre Herrschaft publikumswirksam darzustellen und auf diese Weise zu legitimieren. Daß der Circus eigentlich eng mit der traditionellen heidnischen Vorstellungswelt verbunden war, blieb dabei unbeachtet, da es in Anbetracht des erzielten öffentlichen Effekts vernachlässigbar erschien.

Das letzte Kapitel führt dann weg von der Dichotomie „Heidentum – Christentum“ und hin zu innerchristlichen Konflikten: „Jerome, Ascetism, and the Roman Aristocracy, AD 340–410“ (260–320). Unter dem Einfluß des Hieronymus kam es auch in der christlichen stadtrömischen Nobilität zu asketischen Bestrebungen, die zwar einen zahlenmäßig nur kleinen Kreis erfaßten (namentlich belegt sind zehn Fälle), aber zu heftigen Abwehrreaktionen führten. Denn die Ablehnung des ererbten Reichtums und die Aufkündigung der Familienbande ließen die moderateren Christen in Rom erschrecken. Die Krise der römischen Aristokratie, die zunächst durch solche Konversionen, sodann durch die Verwüstung Rom durch Alarich im Jahre 410 bewirkt wurde, wurde im 5. Jahrhundert durch die gemeinsamen Bemühungen zur Wiederherstellung der Stadt überwunden.

Curran schließt mit einer kurzen Betrachtung „Towards an understanding of ‘Christianization’ in Rome“ (321–323), einer Art von Zusammenfassung. Der Anhang umfaßt 32 Abbildungen (die man lieber im fortlaufenden Text zur Hand hätte), eine ausführliche Bibliographie (erfreulicherweise sind auch nicht-englische Titel recht zahlreich vertreten) sowie ein Namens- und Sachregister.

Zusammenfassung:

Alles in allem ist hier eine instruktive Darstellung der wichtigen Epoche des Übergangs von einem selbstverständlich paganen zu einem selbstverständlich christlichen Rom vorgelegt. Manchmal verstrickt sie sich zwar ein wenig zu sehr in die Diskussion außerrömischer Vorgänge (und verläßt damit ihr eigentliches

Thema), aber letztlich entsteht ein plastisches Bild, das zu weiterem Nachdenken anregt und dazu einlädt, künftig auch die pagane und christliche Literatur in Rom in die Betrachtung einzubeziehen.

Ulrich Schmitzer, Berlin  
[ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de](mailto:ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Andrea Scheithauer: Kaiserliche Bautätigkeit in Rom. Das Echo in der antiken Literatur. Stuttgart: Steiner 2000 (Heidelberger Althistorische Studien und Epigraphische Beiträge 32). 338 S. DM 120. ISBN 3-515-07465-1.

In den letzten Jahren ist das Wissen über die urbane Entwicklung Roms durch systematische Überblicke wie Frank Kolbs „Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike“ (München 1995) oder durch die bewundernswerte Enzyklopädie des *Lexicon Topographicum Urbis Romae* (LTUR)<sup>1</sup> in entscheidender Weise gefördert worden. Ergänzt werden diese Werke durch knappe, thesenhafte Denkansätze, wie Paul Zankers „Der Kaiser baut fürs Volk“,<sup>2</sup> oder wichtige Untersuchungen zu einzelnen Baukomplexen, beispielsweise zum Augustusforum,<sup>3</sup> nicht zu vergessen durch die zu erwartenden Ergebnisse der aktuellen Ausgrabungen im Bereich der Kaiserforen.<sup>4</sup> In die Reihe dieser Bemühungen stellt sich auch Andrea Scheithauers<sup>5</sup> Buch, ursprünglich eine bei Géza Alföldy entstandene Heidelberger Habilitationsschrift aus dem Jahr 1994.

Man wird der Arbeit wohl am ehesten gerecht, wenn man sie als eine Art von Katalog, der in zusammenhängendem Text verfaßt ist, begreift, mit dem ein Überblick geboten wird über die städtebauliche Tätigkeit der römischen Herrscher, ihrer Familienangehörigen und Vertrauten für die Zeit zwischen Augustus und Konstantin, bevor also durch die Machtübernahme des Christentums auch eine neue Ära der römischen Topographie begann.<sup>6</sup>

Um es vorweg zu sagen: Was hier vorgelegt ist, zeugt von großem Fleiß und Leseeifer. Dem Rezensenten ist bei der Lektüre kein wichtiges Bauwerk aufgefallen, das nicht erwähnt wäre (auch nicht literarisch, sondern nur epigraphisch oder archäologisch bezeugte Bauwerke sind behandelt). Daß angesichts dieser Fülle und dieses zeitlichen Umfangs die Sekundärliteratur zu den jeweiligen Autoren nur in Auswahl berücksichtigt werden konnte, versteht sich von selbst. Daß sich die Fertigstellung des Buches und des LTUR zeitlich überschneiden, ist

- 1 Eva Margareta Steinby (Hrsg.): *Lexicon Topographicum Urbis Romae*. 6 Bände. Rom 1993–2000; dazu U. Schmitzer, *Gymnasium* 107, 2000, 184–186.
- 2 Opladen 1997, dazu U. Schmitzer, *Gymnasium* 107, 2000, 78–80.
- 3 M. Spannagel: *Exemplaria Principis*. Untersuchungen zu Entstehung und Ausstattung des Augustus-Forums. Heidelberg 1999; J. Ganzert: *Im Allerheiligsten des Augustusforums*. Fokus oikoumenischer Akkulturation. Mainz 2000.
- 4 Siehe einstweilen <http://www.traiano.com>,  
[http://www.comune.roma.it/cultura/italiano/musei\\_spazi\\_espositivi/musei/museo\\_fori/menu.htm](http://www.comune.roma.it/cultura/italiano/musei_spazi_espositivi/musei/museo_fori/menu.htm)  
und <http://www.capitolium.org>.
- 5 <http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak8/sag/htmls/SCHEITHA.html>
- 6 J. Curran: *Pagan City and Christian Capital*. Rome in the Fourth Century. Oxford 2000, dazu U. Schmitzer, *Plekos* 2001, 29–43.

bedauerlich. Doch fragte sich der Rezensent bei der Lektüre mitunter, ob die für die lange, katalogartige Reihung verwendete Mühe nicht auf Gemeinschaftsunternehmen wie das LTUR übertragen werden und die gewonnene Arbeitskapazität besser für die exemplarische Betrachtung, etwa für mentalitätsgeschichtliche Überlegungen oder für die Frage nach dem Verhältnis von literarischer Anspielung und expliziter Erwähnung in der von Fiktionalität konstitutiv geprägten Dichtung hätte genutzt werden können. Mit Ausnahme nämlich von Lucans Beschreibung des Palastes von Alexandria (10, 111 ff.), der die aktuellen Erfahrungen mit Neros *domus aurea* widerspiegelt (238), sind solche indirekten Zeugnisse nicht behandelt.<sup>7</sup> Doch für die jeweiligen Zeitgenossen dürften sie von größerem Reiz gewesen sein als die namentlichen Erwähnungen ohnehin bekannter Bauten,<sup>8</sup> denn die lateinische Literatur war zu einem großen Teil *stadtrömische* Literatur, die sich der Gemeinsamkeit des Wahrnehmungshorizonts mit dem primär intendierten Publikum gewiß sein konnte. So läßt sich beispielsweise plausibel erklären, warum Ovid in den *Fasti* die *Ara Pacis* nicht in einer Ekphrasis behandelt (was selbstverständlich möglich und denkbar gewesen wäre), sondern ihre Erwähnung zu einer allgemeinen Betrachtung über den Frieden in der augusteischen Zeit nützt.<sup>9</sup>

Damit zurück zu dem, was das Buch bieten will: Nach einer kurzen Skizze der Quellenlage beginnt Scheithauer mit der Zeit des Augustus, die gleich die am ausführlichsten gewürdigte Epoche darstellt, da dafür auch die Quellenlage quantitativ am besten ist. Dabei konfrontiert sie die Fremdüberlieferung mit den *Res gestae* des Augustus, der viel stärker auch auf die infrastrukturellen Maßnahmen abgehoben hatte, während sich die Literatur naturgemäß eher

7 Vgl. z. B. C. J. Simpson: "Unexpected" References to the Horologium Augusti at Ovid *Ars amatoria* 1, 68 and 3, 338. *Athenaeum* 80, 1992, 478–484; bei Scheithauer dagegen sind keine zeitgenössischen Autoren genannt, sondern nur Plinius maior und Dio.

8 Für solche indirekten Wirkungen ein knapp skizziertes Beispiel: Scheithauer erwähnt die Victoria-Statue, die aus Anlaß des Sieges von Actium in der *curia Iulia* aufgestellt wurde, und gibt dafür Dio und Plinius, also zwei nachaugusteische Autoren als Beleg. Nun scheint aber in der poetologisch und politisch hochbrisanten Arachne-Erzählung aus Ovids *Metamorphosen* (6, 1–155) ein Reflex (und damit ein zeitnäheres Zeugnis) für die Wirkung dieser Statue zu finden sein: Minerva schmückt den von ihr gewebten Teppich mit Szenen, in denen die Götter in *augusta gravitas* erscheinen und die mythologisch-allegorische Anspielungen auf die römischen Bürgerkriege enthalten. *Victoria operis finis*: Die Bürgerkriegsdarstellungen werden genauso durch Victoria (in der bildlichen Wiedergabe) beendet wie die realen Bürgerkriege durch den Sieg und die Statue der Siegesgöttin.

9 Siehe zu solchen Fragen ausführlicher U. Schmitzer: *Literarische Städteführungen von Homer bis Ammianus Marcellinus und Petrarca*. *Gymnasium* 108, 2001 (im Erscheinen).

auf die Glanzlichter des Bauprogramms – die *aurea Roma* – konzentrierte. In insgesamt sieben Kapiteln geht die Verfasserin sodann chronologisch die Reihe der Herrscher und ihrer Angehörigen durch, das achte und letzte Kapitel (221–286) versucht dann eine systematische Schlußbilanz zu ziehen: „Bauten und Publikum: die Kriterien für die Beurteilung der kaiserlichen Bautätigkeit“. Die überlieferten Reaktionen auf die Baumaßnahmen waren meist positiv, allerdings stammt das Quellenmaterial fast durchgängig von Autoren der Oberschicht, Zeugnisse wie die *versus populares* über die *domus aurea* (116)<sup>10</sup> sind selten erhalten. Scheithauer findet folgende Kategorien, unter die sich die überlieferten Beurteilungen rubrizieren lassen: ästhetische Gesichtspunkte, moralische Bewertungen (z. B. die Sorge für die Bürger), Freigebigkeit (*liberalitas*), religiöse Aspekte (etwa die in Tempelbauten zutage tretende *pietas*), Lebensqualität (z. B. infrastrukturelle Maßnahmen wie Wasserleitungen und Straßen), ideologisch-politische Gesichtspunkte (z. B. die Betonung des dynastischen Gedankens), Epochenspezifisches (gemeint sind aktuelle politische Konstellationen, ansonsten bleiben die Beurteilungskriterien über die Jahrhunderte erstaunlich stabil), Funktionales (eher selten erwähnt, was nicht weiter erstaunlich ist: daß beispielsweise Grabmonumente zu Begräbnissen dienen, muß für Augenzeugen kaum eigens erwähnt werden), standesspezifische Beurteilungen (wiederum vor allem die Perspektive der Oberschicht, die ärmeren Bevölkerungsschichten kamen kaum zu Wort) und schließlich indirekte Urteile durch Dritten in den Mund gelegte Zitate.

#### Zusammenfassung:

Andrea Scheithauers Buch ist eine solide Arbeit, die die selbst gestellten Anforderungen erfüllt, allerdings auch wenige Überraschungen birgt. Ihr Verdienst liegt darin, ein Nachschlagewerk geschaffen zu haben, das neben den eingangs genannten Werken den Zugang zur römischen Topographie erleichtert und für weitergehende Fragen öffnet. Daß ein solches Buch wohl meist über das Register benützt und nur in seltenen Fällen linear durchgelesen wird, gehört zu den mit dem gewählten Zugangsweg verbundenen Unabänderlichkeiten.

Ulrich Schmitzer, Berlin  
[ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de](mailto:ulrich.schmitzer@staff.hu-berlin.de)

10 Bisweilen verwundern die Urteile über die antiken Autoren, wenn etwa Martial ein „soziales Bewußtsein“ attestiert wird, weil er am für die *domus aurea* getriebenen Aufwand kritisiert, daß Wohngebäude für die ärmeren Bevölkerungsschichten geopfert wurden. Ein Blick auf Martials Gesamtwerk zeigt, daß von einer solchen Grundhaltung nicht die Rede sein kann, daß dieser Aspekt vielmehr nur instrumentalisiert wurde, um einen weiteren Angriffspunkt gegenüber Nero zu finden und diesen noch negativer gegen die Flavier abzuheben.

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Giuliano Imperatore, Simposio I Cesari, edizione critica, traduzione e commento a cura di Rosanna Sardiello. Lecce: Mario Congedo editore 2000. pg. 203 (pb.)

Une nouvelle édition traduite et commentée de cet ouvrage étonnant presque aussi étonnant que le *Misopogon* du même auteur n'était pas inutile. Certes, *Les Césars* ont été assez souvent publiés, et les travaux de Bidez sur le texte des œuvres de Julien et sa transmission ne paraissent pas pouvoir être remis en question. Mais la dernière édition véritable, celle de Lacombrade dans la CUF (Belles Lettres), établie dans des conditions difficiles, remonte à près de quarante ans et méritait un rajeunissement (surtout en ce qui concerne le commentaire) qui tînt compte des travaux plus récents, en particulier ceux de C. Prato et l'important ouvrage de J. Bouffartigue.

Ce qui retient d'abord l'attention c'est le texte grec, présenté avec clarté et élégance. À chaque fois que c'était possible, Mme Sardiello a tenu à revenir à la tradition, contre les corrections introduites par de soupçonneux érudits et dont un certain nombre s'étaient maintenues jusque chez Lacombrade. Principe de bon sens: d'une part ce sont a priori les manuscrits qui nous fournissent le texte, d'autre part Julien n'est pas un Athénien du Ve siècle, il n'est pas raisonnable de vouloir le corriger. Très souvent, d'ailleurs, ont été trouvées de nombreuses références chez les contemporains ou chez Julien lui-même pour défendre des leçons qui naguère avaient été crues fautives (voir, par ex. en 4, 6; 5, 9; 8, 4; 10, 17). De même, puisqu'il a été reconnu, déjà par Bidez et Lacombrade, qu'il fallait donner la primauté aux accords du *Vossianuset du Marcianus*, il était logique d'en tirer les conséquences partout où on pouvait le faire.<sup>1</sup> On note aussi deux conjectures bien étayées qui suppléent le texte corrompu en 11, 9–10. L'apparat est très complet<sup>2</sup> et plus précis que ses prédécesseurs, dont il fait apparaître les omissions, et la notice préliminaire donne un tableau très complet des manuscrits et des éditions antérieures.

Je n'ai pas une connaissance suffisante de l'italien pour juger de la traduction. En tout cas, je n'y ai pas vu d'erreur (il est vrai que Rostagni, Lacombrade et F. L. Müller fournissaient une large base de départ). La seule réserve que l'on puisse formuler touche à la précision du rendu dans le détail de certaines expressions,<sup>3</sup> mais il est possible que ce soit l'italien lui-même qu'il faille incriminer.

- 1 Là aussi, R. Sardiello ne se contente pas de respecter un principe: elle donne à chaque fois la justification de ses choix. Voir, par ex. en 4, 24.
- 2 Trop, peut-être: était-il bien nécessaire de donner tant d'animadversions ou de conjectures non retenues de Cobet, de Hertlein et autres érudits du passé? D'autre part, le lecteur aurait eu la tâche plus facile si l'apparat avait été plus systématiquement positif.
- 3 Par exemple, au chap. 15, *πλημελοῦντα* aurait dû être traduit de façon à prolonger la métaphore musicale utilisée par Julien pour présenter la Tétrarchie au

miner, plutôt que la traductrice.

Seize pages d'introduction et quatre-vingt douze de notes<sup>4</sup> constituent le commentaire littéraire, idéologique et historique. Les raisons que l'on a de placer la rédaction des *Césars* en décembre 362 à Antioche y sont exposées et complétées de manière convaincante. Cette satire pose la double et difficile question des sources: double, parce qu'il y a les modèles littéraires que Julien a imités et auxquels il a emprunté, et qu'il y a les documents d'où il a tiré son information sur l'histoire de l'Empire; difficile, d'une part parce que nous avons perdu la majorité des ouvrages historiques qui pouvaient circuler au IV<sup>e</sup> siècle et que le réseau des conjectures modernes en ce domaine est ardu à débrouiller; d'autre part parce que l'on a du mal à se faire une idée précise de la profondeur de la culture littéraire de Julien ceci est récent: avant J. Bouffartigue, il était entendu que l'empereur était un véritable érudit; mais ce savant a mis en doute la légende dorée, allant même jusqu'à parler de culture construite à base de morceaux choisis et de résumés scolaires. Il convient enfin de tenir compte des lieux communs catalogués par les écoles de rhétorique: la présence d'un thème commun à deux œuvres n'implique pas nécessairement la lecture de l'une par l'auteur de l'autre. Mme Sardiello étudie donc cette question avec la grande attention qui la caractérise, mais elle reste, à bon droit, fort prudente.

Elle donne cependant des arguments qui ne sont pas sans valeur contre certaines positions de J. Bouffartigue, en particulier elle estime que César a bel et bien été lu dans le texte par Julien (voir ainsi la note sur 23, 15): que celui-ci n'ait peut-être pas si bien connu le latin que le disait Libanios (qui n'y connaissait rien) et que l'ont affirmé des générations d'admirateurs modernes est vraisemblable, mais entre l'ignorance et la maîtrise d'une langue, il y a toute une série de stades intermédiaires, où l'on doit sans doute le placer; en outre il a passé quelques années en Gaule, dont des hivers studieux à Lutèce: ce serait le moment et le lieu d'une étude sérieuse de l'œuvre laissée par celui qui l'avait précédé en ce pays. Il en est de même à propos de Plutarque et, entre autres, Mme Sardiello analyse de manière plutôt convaincante (p. 145) un passage du *Misopogon* invoqué par J. Bouffartigue pour défendre la thèse d'une connais-

chap. précédent (ce qui est fort bien commenté dans une note de R. Sardiello): Licinius a commis des fausses notes ou des fautes de mesure, plutôt que „molte azioni sconvenienti”. Ou encore, peut-être que „ingenuo” n'est pas la meilleure traduction pour ἀρχαῖος (1, 5). On voit que l'auteur de cette recension „cherche la petite bête” . . . .

4 Les notes sont abondantes et détaillées: visiblement, R. Sardiello a voulu ne rien laisser de côté, ce qui la conduit parfois à s'attarder sur des choses bien connues et peu utiles à la compréhension du texte (par ex. la calvitie de César). Mais il faut reconnaître que c'est un avantage pour le lecteur peu au courant de l'histoire romaine.

sance indirecte du biographe. À propos de la culture grecque aussi, il faut donc sans doute chercher pour l'Empereur une position intermédiaire entre celle d'un „sophiste couronné“ et celle d'un autodidacte à peine frotté de littérature.

Pour le reste, on ne saurait présenter ici la liste complète des nombreux rapprochements, rhétoriques, littéraires ou historiques, qui sont recensés et explicités dans les notes de cette édition. L'influence du *Banquet* de Platon est une évidence dont le détail est bien mis en valeur, mais aussi celle de Lucien, plus surprenante quand on connaît les goûts affichés par Julien (et en même temps peut-être guère surprenante quand on sait d'autre part que J. Bouffartigue a mis à jour derrière les propos de l'Empereur des lectures dont celui-ci ne s'est pas vanté, parce qu'elles ne lui paraissaient pas dignes de la gravité philosophique). Ce que dit Mme Sardiello des rôles tenus par les divers personnages de ce *Banquet* julienien, en les rapportant à ses modèles et à ce que l'on sait des banquets réels, constitue une fine analyse d'un grand intérêt. On voit aussi l'auteur des *Césars* se représenter lui-même à l'intérieur de son œuvre sous la forme de plusieurs protagonistes (le narrateur, Silène, Marc Aurèle), indice sans doute du sentiment qu'il pouvait avoir de la multiplicité du déchirement? de la schizophrénie? de sa propre personnalité. Par ailleurs, les coïncidences (et parfois les divergences, peut-être aurait-il fallu parler davantage du cas de Sévère Alexandre) avec l'*Histoire Auguste* sont soigneusement recensées. Il manque encore, à ma connaissance, une mise au point générale sur les rapports entre ce dernier ouvrage et celui de Julien, mais la question concerne davantage les spécialistes de l'*Histoire Auguste*.<sup>5</sup>

Quel est le sens des *Césars*? Comment expliquer le double paradoxe d'une œuvre de fantaisie composée par quelqu'un qui méprisait la légèreté et prônait le sérieux, et d'une entreprise de dénigrement de la plupart des empereurs romains dont l'auteur est lui-même un empereur romain? Avec l'aide de Mme Sardiello, on peut en tracer la voie: d'abord prendre en compte le genre, notion si importante pour la rhétorique ancienne. Car les circonstances la fête des Saturnales imposent le genre, le prestigieux modèle platonicien fournit à ce genre et la garantie et les règles d'application. Ensuite recourir à ce que l'on sait de la situation de Julien à la fin de 362, sûr de son pouvoir et préparant son expédition en Perse, mais dans le moment de pause qu'est l'hivernage. Enfin remarquer l'arrière-plan délibérément philosophique et le désir d'incarner le roi-philosophe de la tradition hellénique. Tout cela place l'empereur „quasi in uno stato di ebrezza filosofica“ (p. XXIV), c'est l'ébriété de Silène (ou d'Alcibiade) dans laquelle la sagesse se cache à l'intérieur de la folie et de la l'aideur.

5 Ce qu'en dit Lacombrade n'est plus utilisable. Sans doute faudra-t-il attendre le résultat des travaux en cours, en particulier l'édition de l'HA dans la CUF sous la direction de J.-P. Callu. Ajoutons dans ce registre que R. Sardiello fournit une bonne base de recherches sur l'utilisation des *Césars* par Zosime.

Un examen minutieux et apparemment complet des manuscrits, une riche bibliographie qui n'a rien laissé de côté, ni parmi les éditions antérieures, ni parmi les études philologico-linguistiques et historico-littéraires parues jusqu'en 2000, un *index verborum* qui contient, semble-t-il, tous les mots employés ici par Julien: rien ne manque pour faire de l'ouvrage de Rosanna Sardiello l'édition de référence des années à venir.

Summary:

This is the last edition of Julian's *Caesars*, with italian translation, introduction, notes, commentary, full bibliography, index of greek words. R. Sardiello, in her very complete and updated work, gives us a better text than her predecessors, with a very accurate apparatus and a good study of Julian's sources and intentions. This edition deserves to become the reference for this text.

Pierre-Louis Malosse, Montpellier  
[pl@malosse.org](mailto:pl@malosse.org)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Sophie Guex: Ps.-Claudien, *Laus Herculis*. Introduction, texte, traduction et commentaire. Bern u. a.: Peter Lang 2000 (Sapheneia. Beiträge zur Klassischen Philologie 4). 244 S. DM 85. ISSN 1421-7899

Die Claudian-Philologie hat in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht. Keinen geringen Anteil haben daran eine Reihe von wertvollen Kommentaren zu einzelnen Gedichten. In diese Reihe stellt sich die kommentierte Ausgabe der in der Appendix zu den Gedichten Claudians überlieferten *Laus Herculis*. Das ist umso mehr zu begrüßen, als bislang kommentierende Einzeluntersuchungen zu dieser Gedichtgruppe weitgehend fehlen. Neben der eingehenden Kommentierung ist die Klärung der Echtheitsfrage Ziel der Arbeit, die im Rahmen der von Frau Billerbeck an der Universität Fribourg betriebenen Forschungen zu den Tragödien Senecas entstanden ist. Somit war gerade der Einfluß des *Hercules furens* auf den ps.-claudianischen Text von Interesse.

Gerühmt werden in dem Gedicht in 137 Hexametern vier Taten des Herakles: Die Erwürgung der Schlangen nach der Geburt, die Tötung des Nemeischen Löwen, der Erymanthische Eber und die Begegnung mit dem Kretischen Stier. Der Text selbst ist nur in einer einzigen Handschrift, dem Codex Veronensis 163 aus dem 8. Jh., überliefert.

Die umfangreiche Introduction (13–89) hat zwei Ziele: den Text in seinen literarischen Kontext zu stellen und die sprachlichen, stilistischen, metrischen und prosodischen Charakteristika zu analysieren. Das 1. Kapitel befaßt sich zunächst mit dem Text als Elogium, denn obwohl man beim Preis eines Gottes traditionsgemäß einen Hymnus erwartet, zeigt die *Laus Herculis* lediglich in den auf den Prolog folgenden Versen typisch hymnische Elemente (14 Anm. 2). Insgesamt steht der Text einerseits in der Tradition der rhetorischen Panegyrik und damit der Rhetorenschule, in deren Progymnasmata das Elogium als Vorübung für die Deklamation gepflegt wurde, andererseits in der des poetischen Elogiums (15). Allerdings hat sich von den Herkules-Elogien außer der hier kommentierten *Laus Herculis* nur noch ein Prosastück des Aelius Aristides (or. 40) erhalten. Die Struktur des Gedichts folgt, abgesehen vom fehlenden Epilog, den Regeln des Menander: Proömium (V. 1–20, darin V. 10/11 Genos), Genesis (V. 21–59), Synkrisis (V. 60–64), Anastrophe (V. 65–74), Praxeis (V. 75–137). Dabei zeigt sich, daß der Aufbau des Proömiums mit seiner doppelten Struktur von den Beispielen bei Claudian abweicht (20). Die Anastrophe, gestaltet nach dem Vorbild der Heldenerziehung aber ohne ausdrücklich genannten Erzieher, gehört zur Textsorte des Personenlobs.

Diese Beobachtungen zur Struktur werden vertieft durch eine Analyse des Inhalts unter dem Aspekt der Auxesis gegenüber früheren Darstellungen (24–29). Unter den literarischen Vorbildern stehen in sprachlicher Hinsicht, wie bei einem Autor dieser Zeit nicht anders zu erwarten, Vergil an erster Stelle, gefolgt

von Ovid, Seneca und Statius (30). Stofflich sind zunächst die Darstellungen bei Ovid (Geburt des Herkules met. 9,285–301) und bei Seneca (*Hercules furens*) relevant. Griechische Vorbilder sind wohl auszuschließen (34). Während die Abhängigkeiten von Ovid und Seneca sprachlich und inhaltlich nicht anzuzweifeln sind, überzeugen die zu Claudian hergestellten Beziehungen kaum. Denn ob man eine Parallele der Hexameteranfänge V. 10 *Alcides mihi carmen erit* mit Claud. 27 (sic, nicht 7),<sup>17</sup> *Enceladus mihi carmen erit* in Hinblick auf die schon von Dewar (Oxford 1996) zu 27,17 zitierten Aetna-Stelle (1 ff. *Aetna mihi ... carmen erit* – die Stelle fehlt im Kommentar zu V. 10, erscheint aber 49 Anm. 170) wirklich als „une réminiscence métrique patente“ bezeichnen darf, sei dahingestellt. Daraus einen Terminus post quem für die Datierung des Gedichts abzuleiten (67), erscheint demnach bedenklich, nicht zuletzt angesichts der Verluste klassischer und nachklassischer Poesie. Auch bei der Darstellung der abhärtenden Erziehung (V. 66–68) müssen nicht unbedingt Claudians thematisch verwandte Formulierungen über die Erziehung des Honorius (7, 40–43) unmittelbares Vorbild gewesen sein. Als Ergebnis dieses Abschnittes kann festgehalten werden, daß der Autor, im Gegensatz zu Claudian, sich gewöhnlich sehr eng an seine Vorbilder anschließt, die Regeln des Menander einhält und lediglich in rhetorischen Variationen und poetischen Amplifikationen freier ist (40).

Der zweite Hauptteil der Einleitung beschäftigt sich mit Sprache, Stil und Metrik. Sprachlich steht der Autor in der Tradition der klassischen und nachklassischen Dichtersprache (41). Die beiden Hapax (V. 5 *Hippocreneus*, V. 97 *flavicomus*) bewegen sich im Rahmen der üblichen Neubildungen, ebenso die selteneren Komposita *praegelidus* (V. 68) und das zuerst bei Claudian (7,196) belegte *ignifluus* (V. 127; 137). Auch die Syntax zeigt kaum Auffälligkeiten. Ein besonderer Abschnitt ist dabei dem Einfluß Claudians gewidmet (48–51), in dem die „traits linguistiques inspirés de Claudien“ auf teilweise schon vorher Erwähntes zurückgreifen, während dagegen eine ganze Reihe von Formulierungen im Werk Claudians nicht vorkommt (49–51). In stilistischer Hinsicht ist mit Fortschreiten des Werkes ein Nachlassen der schriftstellerischen Bemühungen erkennbar. Die Unvollendung scheint daher damit begründbar (52 f.), daß der Autor das Interesse an seinem Stoff verlor, wie schon Hall in seiner Ausgabe feststellte (Leipzig 1985, 416 *taedio superatum vel potius ingenio destitutum*). Im einzelnen stehen die Szenen, wie auch bei Claudian, teilweise recht unverbunden nebeneinander (54), die Darstellung der Taten des Herkules zeigt Schwächen in einer gewissen Monotonie der Wortwiederholungen (55). Im Gegensatz zu Claudian, dessen Fähigkeit zur Visualisierung immer wieder bemerkt wurde, beschränkt sich der Autor der *Laus Herculis* eher auf eine Darlegung seiner Vorstellungen als auf eine Beschreibung (58 f.). Die Metrik des Gedichts entspricht den klassischen Gesetzen; auffallend ist die hohe Anzahl von Elisionen. Unsicherheiten und Lizenzen zeigen sich dagegen in der Prosodie.

Der letzte Teil der Einleitung widmet sich der Zuweisung an Claudian, der Überlieferung und der Forschungsgeschichte zu diesem Gedicht. Die Bewertung als ein Jugendwerk Claudians, zuletzt von Hall verfochten, vertretbar aufgrund der etwas schülerhaften Komposition und der Schwächen der Diktion in Stil und Prosodie, wird wohl zu Recht aufgegeben angesichts des Unterschieds in der poetische Technik, nämlich des Mangels an deskriptiver Fähigkeit zur Visualisierung, die sich bei Claudian schon in dem Jugendgedicht der Gigantomachie zeigt (65).

Eine Datierung des Gedichts ist natürlich nur annäherungsweise möglich. Die Sprache weist in die Spätantike. Ob allerdings die angenommene Imitation von Claudian 27,17 für einen Terminus post quem ausreicht, darf nach dem oben Gesagten bezweifelt werden. Auch der Vergleich von V. 33 *tristis Tartarea vibratur sibilus aura* mit Dracont. Romul. 4,23 *sibila vibrabant linguis sub dente trisulcis* (sc. *dracones*) vermag angesichts der 68 Anm. 263 zitierten Junktur Sil. 3,185f. *vibrata per auras exterrant saevis a tergo sibila linguis* kaum den Beweis für einen Terminus ante quem zu liefern, da Dracontius offenbar dem in der Spätantike noch gelesenen Silius näherkommt, wenn man denn bei der Formulierung verwandter Sachverhalte den einzelnen Autoren schon nicht die Fähigkeit zutraut, eigenständige Lösungen zu finden. In das claudianische Corpus gelangte das Gedicht wohl auf dem Umweg über eine Sammlung der *Camina minora* (70). Eine ausführliche Darstellung der Forschung zu diesem Gedicht von den ersten Claudian-Ausgaben an (71–89) beschließt die Einleitung.

Vorbild für die Textgestaltung ist die Ausgabe von Hall, wobei der Rezensent die Kleinschreibung der Satzanfänge nicht unbedingt als hilfreich empfindet. Der Text wird konstituiert aus dem *Codex Veronensis* und der Ausgabe von Camers (Wien 1510), dessen verlorener *vetustissimus codex* vermutlich eine eigenständige Überlieferung bot. Erfreulich ist, daß die Verf. an offensichtlich verderbten Stellen nicht unbedingt zu einer Lösung zu kommen versucht, sondern das Problem durch das Setzen der Cruces deutlich signalisiert (V. 3, 59, 80). Die französische Übersetzung bleibt, soweit das der Rezensent zu beurteilen vermag, auch im Satzverlauf eng am lateinischen Text.

Der Lemmata-Kommentar bietet sprachlich und inhaltlich alle erwünschten Informationen und wird zusätzlich durch *Indices vocabulorum, nominum, rerum notabilium, locorum* vorbildlich erschlossen. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis beschließt diese sorgfältige philologische Arbeit. Angesichts der Tatsache, daß ausführliche Kommentare zu einzelnen Werken der spätantiken Literatur immer noch eher selten sind, stellt sich allerdings am Ende die Frage, ob die aufgewandte Mühe einem doch zweitklassigen Werk zugute kommen mußte.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Stephan Freund: Vergil im frühen Christentum. Untersuchungen zu den Vergilzitate bei Tertullian, Minucius Felix, Novatian, Cyprian und Arnobius. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh 2000 (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums N.F., 1. Reihe Bd. 16). 430 S. DM 128. ISBN 3-506-79066-8

Die überarbeitete Eichstätter Dissertation, angeregt von Hans Jürgen Tschiedel, zeichnet anhand der Untersuchung von etwa 200 Vergilzitate bei den frühchristlichen Apologeten von Tertullian bis Arnobius den „Beginn der Wirkungsgeschichte Vergils im Christentum“ (11) nach. Selbstverständlich haben sich Editoren und Kommentatoren seit jeher um den Nachweis der Benützung einzelner Dichter bei den genannten Autoren bemüht. Jedoch geschah das in aller Regel durch die Nennung in Similienapparaten oder in eher schlichten Auflistungen. Eine auch methodisch fundierte Untersuchung fehlte bislang nicht nur für Vergil. Wo sich die Forschung stärker um den Einfluß dieses Klassikers auf die patristische Literatur bemühte, standen Autoren der Spätantike im Vordergrund des Interesses. Im 4. und 5. Jh. war aber jener Entwicklungsprozeß der „Inkulturation des Christentums“ (19) schon weitgehend abgeschlossen, dessen Anfänge in der vorliegenden Arbeit mit Umsicht und Akribie aufgezeigt werden.

Sorgfältig dokumentiert wird zunächst das Bild Vergils als „Repräsentant paganer Kultur“ (14) skizziert, wobei vier Aspekte herausgestellt werden: der Schulklassiker, der Nationaldichter, der Theologe und der Poet. Diese Aspekte leiten dann auch die Untersuchungen zu den einzelnen Autoren.

In seinen „Vorüberlegungen zur Methodik“ (19–28) zeigt sich der Verf. vertraut mit der literaturtheoretischen Diskussion um das Zitat als ein Phänomen der Intertextualität. Bemerkenswert ist jedoch, daß für den weiteren Verlauf der Untersuchung zwar eine methodische Grundstruktur gewonnen wird (Stichworte Prätext, Zitatsegment und seine Markierung, Folgetext), die sich bei der Einzelinterpretation durchaus bewährt, daß aber erfreulicherweise das v. a. S. 25 ff. aufgeführte theoretische Begriffsinstrumentarium in der Regel sehr umsichtig und zurückhaltend bemüht wird, nicht zuletzt wohl auch deswegen, weil die besprochenen Zitate überwiegend der Kategorie des sog. Schmuckzitats zuzurechnen sind (28).

Der Hauptteil ist chronologisch aufgebaut. Bei den einzelnen Autoren wird jeweils in einem ersten Abschnitt zunächst die Forschungslage dokumentiert. Dabei zeigt sich der Verf. aufs beste vertraut mit der neuesten Forschungsliteratur. Er erweist damit gerade auch dem Benutzer, der einen ersten Zugang zu den lateinischen Apologeten sucht, einen äußerst nützlichen Dienst.

Ein zweiter Abschnitt bespricht die Vergilzitate in den einzelnen Schriften in der Reihenfolge ihres Vorkommens. Das Material hat der Verf. aus vorliegenden Similienapparaten, Kommentaren, Indices und Konkordanzen gewonnen;

auf die Suche nach weiteren bisher unentdeckten Zitaten wurde verzichtet (23 Anm. 1). Da die besprochenen Autoren Vergil oder seine Werke nicht oder nur selten direkt nennen, sind die Zitate, soweit nicht ganze Verse oder Verseile wörtlich zitiert sind, nur in der Form poetischer Junktoren erkennbar, die mehr oder weniger verändert in den Prosatext eingebunden sind. Dabei gibt es jedoch immer wieder Fälle, in denen eine Junktur aufgrund des erhaltenen Textmaterials auf Vergil zurückgeführt werden kann, aber eben diese Junktur auch in der nachvergilischen Dichtersprache erscheint und somit zum festen Bestandteil des nachaugusteischen *color poeticus* wurde. Der Verf. hat solche Fälle in dem „Index zu den Vergiliziten“ (391 ff.) teilweise mit „?“ markiert, hätte aber dabei, auch entsprechend seinen Einzelinterpretationen (zusammenfassend S. 355 problematisiert), noch öfters auf die Unsicherheit einer direkten Vergilbenützung hinweisen können. So wird dem Benutzer, der sich rasch mit Hilfe dieses Indexes informieren will, wiederholt der Eindruck eines direkten Vergilizitats vermittelt, wo es sich um Junktoren einer über zwei Jahrhunderte hin verfestigten Dichtersprache handelt. Als Beispiele seien genannt *globum lunae* (192), *scopulis inlisa* (194), *desuper infundam* (223), *fessis rebus* (273), *ignis edax* (328).

In einem dritten Abschnitt werden die Einzeluntersuchungen ausgewertet hinsichtlich Formen und Veränderungen des Zitatsegments, Verteilung und Position der Zitate im Folgetext sowie Herkunft und Thematik der Zitate, was dann abschließend zu Funktion und Bewertung Vergils bei dem jeweiligen Autor führt. Im einzelnen ergeben sich folgende Befunde: Bei Tertullian beschränken sich die Vergilizitate im wesentlichen auf die apologetischen Schriften und haben daher im Gesamtwerk eine eher marginale Bedeutung; die rhetorische Funktion dominiert. In diesem selbstverständlichen Umgang mit paganer Rhetorik (die eben auch durch Vergil geprägt ist) im christlichen Kontext sieht der Verf. eine „grundlegende Weichenstellung“ (94 ff.). Ganz anders stellt sich die Situation bei Minucius Felix dar, der den Glauben mit den Mitteln paganer Bildung und paganen Denkens verteidigt und zugänglich macht. Darin hat auch Vergil seinen Platz (188 f.). Somit beginnt mit Minucius Felix „die Tradition bewußt christlicher Aneignung Vergils“ (365). Im übrigen ergeben sich aus der Verteilung und Position der Vergilizitate bei Minucius Felix wichtige Erkenntnisse zur Struktur des Dialogs (174–181). Während bei den ersten beiden Autoren die Benützung der Aeneis dominierte, zeigt sich bei Novatian „eine Vorliebe für das vierte Buch der Georgika“ (211). Er benützt „sprachliche Versatzstücke“ v. a. zur bildhaften Ausgestaltung seiner Texte. Ähnlich verwendet Cyprian, in dessen Gesamtwerk Vergil wiederum eine nur marginale Rolle spielt, Vergilreminiszenzen, gerade auch aus den Georgika, zur rhetorisch-stilistischen Ausgestaltung. Bei Arnobius konstatiert der Verf. eine professionelle Handhabung des Schulautors als „Lehrer der Rhetorik“, daneben benutzt er ihn „als Mittel der Polemik, indem durch einen parodistischen Kontrast zwischen Prätext und Folgetext heidni-

sche Positionen *ad absurdum* geführt oder in ihrer Widersprüchlichkeit offenlegt werden“ (346). Die bei den einzelnen Autoren gewonnenen Ergebnisse werden in einer „Zusammenschau“ (348–365) im Sinne einer kontinuierlichen Entwicklung zusammengefaßt. Dankbar nimmt man im Anhang die Liste ausgedehnter Parallelen zur Kenntnis; bieten sie doch eine gewisse „Flurbereinigung“ älterer Similienapparate.

Insgesamt hat der Verf. eine solide Arbeit vorgelegt, die einen wichtigen Beitrag zu Sprache und Argumentationsweise der frühen Apologeten leistet, auch dort, wo man gelegentlichen spekulativen Überlegungen (z. B. 196 f. Unterweltsschilderungen; 212 Dido; 317 zur *Magna Mater*) nur zögerlich folgen wird. In der Erforschung der Vergilrezeption stellen die Untersuchungen einen Markstein dar.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Claudio Moreschini (Hrsg.): Boethius, *De consolatione philosophiae*, *Opuscula theologica*. München/Leipzig: K. G. Saur (Bibliotheca Teubneriana), 2000. xxii, 263 S. DM 128. ISBN 3-598-71119-0.

1871 hatte Rudolf Peiper die erste wissenschaftliche Edition der *Consolatio Philosophiae* und der theologischen Schriften des Boethius in der Bibliotheca Teubneriana herausgegeben. Die weitere Arbeit am Text der *Consolatio* war, abgesehen von Einzeluntersuchungen, bestimmt durch die Editionen von Wilhelm Weinberger (CSEL 67, 1934) mit der wichtigen Rezension von Friedrich Klingner (*Gnomon* 16, 1940, 26–32 = Ders., *Studien zur griechischen und römischen Literatur*, Zürich/Stuttgart 1964, 688–697), Ludwig Bieler (CSEL 94,1, 1957 und 1984) und Karl Büchner (Heidelberg 1947, 1960, 1977), die *Opuscula sacra* erfuhren durch E. K. Rand bei Loeb eine über Peiper hinausführende Textgestaltung.

Gegenüber Weinberger, Bieler und Rand hat M. die handschriftliche Grundlage für seine Edition erweitert. Seine Untersuchungen sind einer eigenen, noch nicht erschienenen Publikation vorbehalten (*Studi sulla tradizione manoscritta della Consolatio Philosophiae e degli Opuscula Theologica di Boezio*, angekündigt S. V Anm. 2). Der Benutzer der neuen Ausgabe ist daher zunächst auf die in der Praefatio gegebenen Informationen angewiesen.

Für die theologischen Schriften hat M. die Einteilung in vier Familien (Floriacensis, Turonensis, Dionysiana und Corbeiensis) beibehalten, die Siglen für die einzelnen Hss. jedoch teilweise geändert. Über Rand hinaus konnte M. einige schon von früheren Editoren für die *Consolatio* herangezogenen Hss. auch für die *Opuscula* auswerten, so daß die Familie der Floriacenses jetzt durch zwei weitere Hss. des 9. Jh. vertreten ist, die Turonenses wurden durch einen Neapolitanus ergänzt, die Corbeienses teilweise neu bewertet. Der Text der *Opuscula* ist nach der Kapiteleinteilung von Peiper und Rand gegliedert, die Zeilenzählung entspricht allerdings weder der von Peiper noch von Rand. Eine Einteilung zusätzlich nach Paragraphen wäre vermutlich bei einer Neuedition, wie sie M. für die *Opuscula* vorlegt, sinnvoll gewesen. Die Zeilentitel nennen nur pauschal „Opuscula theologica“, was das Auffinden einer einzelnen Schrift nicht gerade erleichtert. Konjekturevorschläge des Herausgebers sind selten. S. 201 l. 156 wurde versucht, durch zwei alternative Änderungsvorschläge die Chronologie des Auszugs aus Ägypten in Ordnung zu bringen. Rez. gibt dabei der Änderung von *postea* in *antea* den Vorzug, da die Wendung des Folgesatzes *ut dictum est* eher auf etwas weiter oben Genanntes verweist als auf den unmittelbar vorhergehenden Satz.

Ungleich komplexer stellt sich die Überlieferung der *Consolatio* dar, nicht nur, weil sie in über 400 Hss. tradiert ist, deren vollständige Erfassung noch nicht abgeschlossen ist. Das von Margaret Gibson und L. Smith initiierte Unternehmen „Codices Boethiani“ (vgl. *Lustrum* 39, 1997, 334 f.) steht erst am

Anfang. Zwar haben nach den Forschungen von Rand und Troncarelli die *Opuscula* und die *Consolatio* schon vom 6. Jh. an eine gemeinsame Überlieferung, dennoch lassen sich auch die ältesten Hss. der *Consolatio* nicht so eindeutig bestimmten Familien zuordnen, da sie in viel größerem Maße kontaminiert sind. Über Bieler wesentlich hinausgehend hat M. für seine Neuedition eine ganze Reihe von Hss. neu herangezogen, die allerdings, wie M. selbst bekennt (S. XI), keine neuen und eigenständigen Beiträge zur Textkonstitution liefern können (ebenso wenig wie die mittelalterlichen Kommentare), sondern die gegenseitigen Abhängigkeiten weiter zu klären vermögen. Das gilt insbesondere für kontaminierte Codices vom 10. Jh. an. Bieliers Auffassung, daß die *Consolatio*-Hss. von zwei Archetypi, einer Majuskelhandschrift des 6. Jh. und einer Minuskelhandschrift des 8. Jh. abstammten, folgt M. nicht. In Anschluß an die Forschungen Troncarellis (Boethiana Aetas, Alessandria 1987) rechnet M. mit einem Archetypus des 6. Jh.s. Dessen Abschrift, die im 7. oder 8. Jh. entstand, enthielt bereits Varianten und bot die Gedichte in Majuskeln, die Prosastücke in Minuskeln. Alle Hss. des 9. Jh. gehen darauf zurück (XIII).

Der Text ist, wie bei Weinberger und Bieler, nach Kapiteln und Paragraphen gegliedert; die Kapitel erhielten zusätzlich eine Zeilenzählung, die jedoch von der bei Bieler abweicht und auch mit der von Peiper nicht genau übereinstimmt; man hätte gut, wie der ThL, darauf verzichten können. Auch im Seitentitel würde man eher die Zählung nach Kapiteln und Paragraphen als nach Zeilen erwarten.

Im folgenden seien einige Entscheidungen des Herausgebers diskutiert, für die wohl noch weiterer Gesprächsbedarf besteht:

1, 1, 1 *signarem*: Christine Ratkowitsch hat in ihrer Untersuchung zum Prosarhythmus der *Consolatio* (Wiener Studien N. F. 16, 1982, 309 ff.; der Hinweis fehlt im Apparat) nachgewiesen, daß das Compositum *designarem* eindeutig vorzuziehen sei; sie bestätigt damit die schon von F. di Capua, Didaskaleion 3, 1914, 282 getroffene Entscheidung.

1, 1, 4 *in utrasque*: Aus sachlichen Gründen ist die Lesart *inter utrasque* mit Klingner und Tränkle vorzuziehen. Die Stufen befinden sich zwischen den beiden Buchstaben, sie laufen nicht von einem Punkt aus auf beide zu. Erst der folgende Relativsatz bezeichnet die Richtung.

1 carm. 3, 3 *cum praecipiti glomerantur nubila Coro*: Die Naturschilderungen sind, wie vielfach in der Spätantike, stark von der vergilischen Dichtersprache geprägt; dazu kommt der Einfluß Senecas. Die Junktur von *praeceps* mit dem Namen eines Windes findet sich nicht nur häufig bei Ovid, sondern auch Verg. Aen. 7, 411 (*praecipiti . . . Noto*). Besonders nahe steht aber, wie man schon lange gesehen hat, Sen. Phaedr. 737 (*fugit ocior nubes glomerante Coro. sidus* in der Bedeutung „Unwetter“ ist wiederum gut vergilisch (Aen. 11, 260; 12, 451), so daß die Lesart aller Codices *ut cum praecipiti glomerantur sidera Coro* ohne Anstoß ist. Gerard O'Daly, *The Poetry of Boethius*, London 1991, 121 behält

ebenfalls die überlieferte Lesart bei und verweist noch auf Verg. georg. 1, 322 ff.

1, 4, 32 *maiestatis crimen in Albinum delatae*: Für die Variante *delatum* hat sich bereits Tränkle, *Vigiliae Christianae* 22, 1968, 274 ausgesprochen. Er paraphrasiert: „Der König versucht, das dem Albinus angelastete Vergehen einer Majestätsverletzung (nicht: das Vergehen, das darin bestand, dem Albinus eine Majestätsverletzung angelastet zu haben) auf den ganzen Senat zu übertragen.“

2 carm. 1, 1 ff.: Der Gedankengang lautet: Wenn Fortuna sich zum Unglück ändert, dann stürmt sie daher wie der aufbrausende Euripus (der wegen seiner heftigen und wechselnden Strömung berüchtigt ist), wirft die Herrscher, vor denen man eben noch zittern mußte, nieder und richtet den Besiegten auf. Bereits Tränkle (op. cit. 276) hat auf den harten Moduswechsel, der in der *Consolatio* einzigartig wäre, hingewiesen. Der Hauptsatz beginnt mit dem gut bezeugten *exaestuans*.

2 carm. 1, 8, eine alte Korruptel, ist jetzt besser dokumentiert als bei Bieler und zeigt, daß die Heilungsversuche schon in der Überlieferung faßbar sind; vielleicht sollte man eine Crux setzen. Die von M. wieder aufgenommene Konjektur Engelbrechts war bereits von Klingner (Studien 694) zurückgewiesen worden. Eleganter ist Smolaks Vorschlag *summis* (Wiener Studien N.F. 16, 1982, 300 ff.; der Hinweis fehlt im Apparat).

2, 4, 6 *pudicitia [pudore]*: Die asyndetische Zusammenstellung beider Begriffe, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge, findet sich schon Cic. Mil. 77, Sall. Catil. 12, 2. Zu vergleichen wäre auch Cic. fin. 2, 73; leg. 1, 50.

2, 8, 1: Tränkle (op. cit. 281) hat das eingeschränkte Zugeständnis, das durch *est aliquando* eingeführt wird, beobachtet und sich daher für die Variante *non nihil* ausgesprochen. Diese eher vorsichtige Formulierung der Philosophie wird durch M.s Textgestaltung zu einer eindeutigen Aussage. Das Eindringen von *nihil* bleibt dabei aber unerklärt.

3, 10, 31: *Quid igitur, haecine omnia, bonum, sufficientia, potentia ceteraque, veluti quaedam beatitudinis membra sunt an ad bonum veluti ad verticem cuncta referuntur*. Der zweite Teil der Frage macht deutlich, daß die Einzelgüter sich auf das *bonum* beziehen, wie im folgenden Dialogteil bestätigt wird. Daher haben Gegenschatz-Gigon in ihrer Ausgabe (1969, 1990) *bonum* vor *sufficientia* getilgt, da es kein Einzelgut ist.

4, 2, 30 *ut [idem] scelesti viribus omnibus videantur esse deserti*: Wie der Apparat ausweist, bietet die Überlieferung fast einhellig ein doppeltes *idem* vor und hinter *scelesti*. Die Stelle ist zu heilen, wenn man das erste *idem* oder mit Merkelbach *idem scelesti* tilgt. M.s Textgestaltung dürfte dagegen zu stark in die Überlieferung eingreifen.

4, 3, 16 *infra homines merito detrudat improbitas*. Nach Ausweis des Apparats bieten alle Hss. (ausgelassen von H und W) *meritum*. Die schon in einigen

Hss. durchgeführte Korrektur von *homines* in *hominis* ist dabei ein leichterer Eingriff als Bielers Änderung von *meritum* in *merito*, die eine *lectio facilior* herstellt. *meritum* bedeutet, wie 1, 4, 24 „das Wesen“. So versteht es auch der anonyme Kommentator des 9. Jh.s, wenn er *humanum meritum* schreibt.

4, 4, 37 f.: Daß die Worte *Hac igitur* bis *esse miseriam* die Philosophie spricht, hat Büchner erkannt. Nach dem ganzen Gesprächsverlauf erwartet man jedoch vor dem Satz (38) *Atqui nunc, ait, contra faciunt oratores* eine Antwort des Boethius. Das sollte vielleicht auch im Text durch die Übernahme von Bielers Vorschlag *<apparet, inquam>* markiert werden.

4 carm. 5, 3: Wenn jemand keine astronomischen Kenntnisse besitzt, kann er über die gesetzmäßigen Vorgänge am Himmel nur staunen. Ein solcher Vorgang ist der Untergang und Aufgang des Bootes. Sein Untergang vollzieht sich langsam (Arat 583: mehr als die Hälfte der Nacht) und erst spät (Hom. Od. 5, 272; Catull. 66, 68; Prop. 3, 5, 35), sein Aufgang dagegen rasch.

V. 3 behandelt das Phänomen der Langsamkeit; V. 4 den späten Untergang. Was heißt nun *legat*? Sicher nicht das, was einige Übersetzer, ihrer Phantasie folgend, darunter verstanden: „abschirrt“ Büchner 1940; „abspannt“ Gegen-schatz-Gigon; „rüstet“ Neitzke 1959; „in Gang bringt“ Endres 1961. Auch der Hinweis von Helga Scheible, Die Gedichte in der *Consolatio* . . . 1972, 144 Anm. 1 hilft nicht weiter. Sie schreibt: „*Legere* bedeutet hier: in der Nähe von etwas gehen, folgen (Georges s. v.).“ In der 9. Aufl. des Georges (II 607) finden sich jedoch die Interpretamente „eine Örtlichkeit usw. durchgehen, durchwandern, durchlaufen; in jmds. Fußstapfen treten; ein Gewässer durchsegeln; längs eines Ortes od. einen Ort entlang segeln oder wandeln“. Immer sind die Objekte Ortsangaben (ursprünglich wohl: die Landmarken „lesen“; diese Verwendung findet sich 5 carm. 4, 21 *alternum legens iter*), niemals Gegenstände oder Personen. Das Richtige hat schon Sitzmann mit dem Hinweis auf Octavia 233 f. gefunden (*qua plaustra tardus noctis aeterna vice regit Bootes*). Die Verwechslung mit *regere* in der Überlieferung auch Ov. fast 3, 462 und sonst (ThLL VII, 2, 1124, 3). 4, 6, 8 *multiplicem regendis modum statuit*: Die Variante *gerendis* verdient in Hinblick auf 4, 6, 13 *immobilem simplicemque gerendarum formam rerum esse providentiam, fatum vero eorum quae divina simplicitas gerenda disposuit* wohl den Vorzug.

5, 4: Da es unwahrscheinlich ist, daß Boethius den langen Lehrvortrag der Philosophie unterbricht, hat M. mit vollem Recht *minime* (8 und 19, ähnlich 16) der Philosophie zugewiesen.

5, 6, 16 *itaque si praesentiam pensare velis*: In diesem Satz wird die Art des Wissens Gottes erklärt. Es ist kein Vorauswissen (*praescientia*) der Zukunft, sondern das Wissen einer niemals entschwindenden Gegenwart (*scientia numquam deficientis instantiae*). Und so heißt es im folgenden Satz: *Unde non praevidentia sed providentia potius dicitur*. Damit wird der Begriff korrigiert, der am Anfang des vorhergehenden Satzes steht. Es ist also zu lesen *itaque si*

*praevidentiam pensare velis.*

Errata sind selten: S. 4 (1, 1, 1) lies *adstissime* statt *adtitisse*, S. 66 app. cr. zu 11 lies Glotta 29, 1942 statt Glossa 1942. Man vermißt eine Zusammenstellung der Sekundärliteratur zur Textkritik der *Consolatio*. Der Index fontium beschränkt sich auf die markierten Zitate; die Kriterien für den Index rerum hätten kurz genannt werden sollen.

M. hat eine Ausgabe vorgelegt, die in Einzelheiten sicherlich in einer zweiten Auflage verbessert werden kann, die aber gerade wegen ihrer breiteren handschriftlichen Grundlage entschieden über Bieler hinausgeht. Dafür gebührt ihm Dank.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Clifford Ando: *Imperial Ideology and Provincial Loyalty in the Roman Empire*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press 2000. 494 S. £ 38.00 ISBN 0-520-22067-6

Nicht erst seit Charles de Montesquieus ‚Betrachtungen über die Größe Roms und die Gründe seines Niedergangs‘ hat die Forschung das Phänomen des Römischen Reichs ausgiebig erörtert. Während dabei antike Geschichtsschreiber von Sallust bis Orosius mit ihren typischen Erklärungen des Niedergangs von Politik und Gesellschaft Roms in Republik und Kaiserzeit lange die Diktion bestimmten, gilt das Interesse heute mehr den Hintergründen der großen Funktionstüchtigkeit des imperialen Staatskörpers Roms bis in die Spätantike. In diese Tradition reiht sich auch vorliegendes Buch ein und legt eine breite mentalitätsgeschichtlich bzw. kultursoziologisch ausgerichtete Untersuchung zur Praktikabilität der römischen Reichsideologie vor dem Hintergrund provinzieller Loyalitäten vor.

Schon das Vorwort erklärt das Phänomen der ‚Stabilität‘ des Reiches nicht aus bloßer Machtausübung einer römischen Militärmaschinerie, sondern eher aus einem von Siegern und Besiegten gleichermaßen geachteten Konsens über Roms „Recht die gesellschaftliche Ordnung aufrechtzuerhalten und eine normative politische Kultur zu etablieren“ (XI). Bei der Frage nach den Prinzipien römischer Herrschaftslegitimation bedient sich der Autor moderner soziologischer Theorien von Max Weber, Pierre Bourdieu oder Jürgen Habermas (XII) wie auch des angloamerikanischen Zentrum-Peripherie-Modells (XIII). Seine Suche nach einer plausiblen Erklärung für die Herausbildung einer von allen Reichsbewohnern akzeptierten ‚*communis patria*‘ (1) umfasst nach der Einleitung drei größere Partien: ‚Antike und moderne Kontexte‘ (19–70), ‚*consensus* und Kommunikation‘ (71–273) und ‚Vom imperium zur patria‘ (275–412). Diese untergliedern sich ihrerseits in acht fortlaufend nummerierte Kapitel sowie eine kurze Zusammenfassung.

In der Einleitung (1–15) zum Generalthema ‚Praktikabilität römischer Machtausübung in den Provinzen‘ stellt der Autor mit Edward Gibbon fest, dass Rom mit der Etablierung einer umfassenden Reichsorganisation seit Augustus den Vorstellungen seiner provinziellen Untertanen in unterschiedlichsten Legitimationsmechanismen sehr entgegengekommen sei. Er räumt jedoch ein, dass eine völlige Interessensidentität zwischen Siegern und Besiegten sowie der Besiegten untereinander angesichts lokaler Dynamik so pauschal wohl nicht anzunehmen sei (5f.). Dennoch habe es Rom verstanden, einen reichsweiten Normenkonsens durch intensive verbale und nichtverbale Kommunikation mit ehemals Unterworfenen gerade in städtischen Zentren aktiv zu fördern (6ff.). Hierbei erscheint die praktische Konkurrenz verschiedener Loyalitäten - vor allem bei jenen, die Rom vormals nachhaltig bekämpft hatten oder weit entfernt von Rom als nunmehriger ‚*patria*‘ lebten - mit der Reichsideologie durchaus ver-

einbar, da diese jedem einen anderen Platz und damit Selbstfindungsmöglichkeiten zugewiesen habe (9 ff.). All dies ist sicher richtig, doch erstaunt bereits hier die dezidierte Vorwegnahme späterer Ergebnisse im Sinne eines theoretischen Vor- bzw. Überbaus.

Im zweiten Kapitel (19–48) über Ideologie im Römischen Reich werden zunächst in der Tat moderne soziologische Theorien eher schlagwortartig auf die Situation Roms übertragen, was gleichermaßen für die Kommunikation zwischen Herrschern und Beherrschten (21 ff.) oder das Problem der Definition von ‚Gehorsam‘ (24 f.) und ‚charismatischer Autorität‘ (26 ff.) gilt. Bisweilen ermüdende Theorien werden hier jeweils von ganz kurzen Bemerkungen über konkrete Herrscherpersönlichkeiten Roms wie Caesar oder Augustus ‚durchkreuzt‘, um dann sofort wieder zur reinen Lehre zurückzukehren – nicht ohne dabei durchaus auf die Fragwürdigkeit mancher Theoreme zu rekurrieren. Kurzbemerkungen zur Selbstlegitimation römischer Herrscher seit den Flaviern (34 ff.) dienen dazu, Einführendes über wichtige ‚parameters of ancient political thought‘ (47) zu sagen. So werden auch im dritten Kapitel (49–70) in rascher Abfolge Aussagen eines Rutilius Namatianus, Dionysius von Halikarnassos, Livius, Vergil, Herodian, Cassius Dio, Cicero oder Aelius Aristides zu einem ‚complex of ideas‘ (66) über dauerhafte römische Reichsherrschaft gesammelt und für die Präsentation einer nachvollziehbaren ‚vision of Romanization‘ (52) funktionalisiert.

Auch das vierte Kapitel (73–130) zu kommunikativen Aktivitäten Roms kombiniert zunächst einen antiken Papyrusfund (P. Euphrates 1) mit einer Theorie von Jürgen Habermas und bindet dort Ideen Max Webers zur gesellschaftlichen Bedeutung allgemein verbindlicher Normen ein (75 ff.). Auf Rom bezogen – und ab jetzt bleibt die Antike im Vordergrund – meint dies die Notwendigkeit eines ‚integrative work of Roman and provincial who together coordinated their social actions through criticizable validity claims‘ (77): rationale Motivierung der Untertanen statt deren Koerzierung im Bewusstsein notwendiger ideologischer Anstrengung Roms (78). Diese zeigte sich in dessen seit 100 v. Chr. belegter legitimatorischer Bemühung, nahezu pausenlos bürokratische Dokumente in Provinzarchiven zu veröffentlichen, zeugt andererseits aber auch von der großen Bereitschaft der Provinzialen, einschlägige Prozeduren der Reichsverwaltung zu verfolgen und deren Regeln im eigenen Lebensalltag anzuwenden (80 ff.). Mithin war es Aufgabe solcher lokaler Gemeinschaften, für die Kenntnissgabe offizieller Verfügungen Rechnung zu tragen und diese als Kopien vor Ort zu verwahren (83 f.). Allein bei einem Regierungswechsel in Rom war es z. T. lebensnotwendig, auf bereits erhaltene Rechte hinzuweisen (93 ff.). Da jedoch nicht alle Provinzialen komplexe schriftliche Edikte oder ‚senatus consulta‘ verstehen konnten, erging oft die Anweisung, Texte einfach, aber detailgetreu zu gestalten und diese mindestens ein Mal einem möglichst großen Publikum vorzutragen (96 ff.). All dies gewährte Rom die zum Herrschen uner-

läßliche Kontinuität in Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart und ermöglichte zudem die Entwicklung einer speziellen Form von Historiographie gerade bei christlichen Autoren, die den Wert offizieller Dokumente früh erkannten (118 ff.).

Das fünfte Kapitel (131–174) zum Phänomen des ‚consensus‘ in Theorie und Praxis umreißt dessen verschiedene Spielarten von bloßem Gehorsam bis zu aufrichtiger Loyalität – abhängig vorwiegend von Art und Selbstverständnis des Zielpublikums (137). Der Wille römischer Herrscher zur Rechtfertigung offiziellen Handelns ist dabei am besten in den autobiografischen ‚res gestae‘ des Augustus fassbar, wo gerade der ‚consensus omnium‘ als wichtigstes Bindeglied zwischen dem neuen Herrscher und den Seinen erscheint (138 ff.). Auch dem Senat fiel dabei eine durchaus wichtige Rolle als ‚socius laborum‘ im Rahmen umfassender beiderseitiger Kommunikation zu, die das in der Republik zentrale politische Gremium auch in der Monarchie weiter als unentbehrlich erscheinen ließ (152 ff.) – sei es nur, um den zeittypischen ‚exchange of flatteries‘ zwischen Kaiser und Senat zu zelebrieren (160). In der Tat sind v.a. für den frühen Prinzipat zahlreiche ‚senatus consulta‘ überliefert, die in den Provinzen veröffentlicht wurden und oft wichtige Reden – v. a. Kaiser Claudius über Gallien im Senat – beinhalteten (161 ff.). All dies demonstrierte den hohen ‚value of publicizing their harmony and solidarity in pursuit of just and fair governance of their empire‘ (167). So reagierten provinzielle Institutionen auf kaiserliche Bulletins eben mit spontanen Gesandtschaften oder Festen – dies nicht nur bei bedeutenden Ereignissen in Rom selbst wie der Hinrichtung Sejans unter Tiberius oder der Niederschlagung der Pisonischen Verschwörung unter Nero (168 ff.).

Das sechste Kapitel (175–205) betrachtet vertiefend die Entstehung von ‚consensus‘ über rein sprachliche Kommunikation hinaus. Für die Provinzialen hatte dabei das sog. ‚aurum coronarium‘ besondere Bedeutung: Vorwiegend bei freudigen Ereignissen (Kaisernachfolge, Siege, Wohltaten zu Gunsten von Reichsbürgern), z. T. aber auch bei tragischen Erlebnissen (z. B. Tod des Lucius Caesar unter Augustus) versicherten die Untertanen reichsweit ihre Nähe zum Kaiserhaus, das entsprechende Gaben eher als freiwillig (Geschenk) denn erzwungen (Steuer) betrachtete und so Dankesreden für Wohltaten in Rom selbst großzügig gestattete (176 ff.). Angesichts großer ‚variety of occasions‘ (179) für die Entsendung des ‚aurum coronarium‘ nach Rom verwundert es nicht, dass Rom solche Einkünfte bald als feste Einnahmen verbuchte. Darüber hinaus bot sich römischen Herrschern auch die Möglichkeit, die Provinzialen auf längeren Reisen kurz nach Regierungsantritt von veränderten politischen Rahmenbedingungen („Legitimität“) zu überzeugen (190 ff.) und – wie etwa im Falle der von Julian Apostata in die Donauprovinzen entsandten Pentadius und Eutherius – im Vorfeld allgemein positive Stimmung zu erzeugen (197). Als zu solchen Formen der Loyalitätsfindung im Laufe der Kaiserzeit auch das Instrument der

‚acclamatio‘ - ritueller Ausdruck gemeinschaftlicher Zustimmung - hinzukam, war die Einbindung der provinziellen Welt in die imperiale Ideologie unter stiller Akzeptanz römischer Kontrolle eigentlich abgeschlossen (199 ff.).

Das siebte Kapitel (206–273) deutet Bilder des Kaisers und des Reiches. Als unmittelbare Folge eines Herrscherwechsels in Rom reagierte die lokale Münzprägung mit dem Porträt des nunmehrigen Kaisers auf die neue politische Großwetterlage (207 ff.). Dies stand im Einklang mit anderen Formen spontaner Loyalitätsbekundung (Aufstellung von Kaiserstatuen, Errichtung von Altären für das Kaiseropfer etc.), die allesamt die Stabilität und Stärke herrscherlicher Kontinuität priesen (209). Solch unterschiedliche Manifestationen imperialer Kunst (einschließlich Architektur) im Lebensalltag der Provinzialen basierten auf dem Glauben an eine direkte und effektive Beziehung zwischen Kaiser und Betrachtern (212). Hierfür erwies sich eben die Münzprägung als hervorragendes Medium, ebenso wie reichsweite Kaiserporträts in allen erdenklichen Situationen des öffentlichen Lebens (215 ff.). Trat ein Kaiser ab und zeigte sich so von ‚fortuna‘ und Charisma verlassen, wurden solche Bilder gemäß antiken Anekdoten bis ins 3. Jh. n. Chr. oft gewaltsam zerstört; es oblag dem neuen Herrscher, möglichst schnell für aktuellen ‚Nachschub‘ zu sorgen (239 ff.). Ein ähnlicher Anlass bot sich einem römischen Kaiser bei Siegesfeiern, die in verschiedensten Variationen plastischer Triumphalkunst ihren Niederschlag fanden (253 ff.), allen voran in auf Foren aufgestellten bemalten ‚Schautafeln‘ oder ‚signa‘ als Symbolen römischer Macht in den Provinzen (259 ff.).

Das achte Kapitel (277–335) beschäftigt sich mit dem Phänomen des ‚orbis terrarum‘ bzw. ‚orbis Romanus‘. Im Rahmen einer spezifischen ‚theology of victory‘ (277) als hauptsächlicher Legitimierung herrscherlichen Charismas seit Augustus kam den verschiedenen Formen des provinziellen Kaiserkults, v.a. der personifizierten Staatsgottheit ‚victoria‘, große Bedeutung zu (278 ff.). Ausführliche Erörterungen über die bekannten augusteischen Objekte der ‚gemma Augustea‘ und der Silberbecher von Boscoreale (287 ff.) bilden den Übergang zu eher abstrakteren Formen imperatorischer Selbstdarstellung nach den späten julisch-claudischen Kaisern, wo ‚victoria‘ auf den Münzen eines Galba, Otho oder Vitellius – als persönliches oder abstrahiertes Reichssymbol von Sieghaftigkeit – erschien (292 ff.); ähnliches gilt auch für die Entwicklung von Victoria-Statuen (296 ff.). Schwieriger ist hier die Beurteilung imperialer Siegesmonumente in den Provinzen (303 ff.), die in ihrer beabsichtigten und erzielten Wirkung nicht immer korrespondieren mussten, im Falle entsprechender ikonografisch gestalteter Bögen etwa der ‚Gallia Narbonensis‘ aber gerade beide Effekte (warnende Erinnerung und zukunftsweisende Versöhnung) eindrucksvoll miteinander verschmolzen (310). Es ist schade, dass recht detaillierte Bemerkungen hier abgebrochen werden und ein abrupter Bogen zu einem neuen Teilthema geschlagen wird: dem einschlägigen Kontrast zwischen imperial behaupteter Eroberung des ‚orbis terrarum‘ und der faktischen Selbstbescheidung

seit dem späten Augustus (320 ff.). Hier umschrieb der Begriff des ‚orbis Romanus‘ seit der späten Republik eher schwammig die ‚Sphäre politischer Macht Roms‘ - eine Terminologie, die spätestens Mitte des 1. Jhs. n. Chr. verschiedene Prosaautoren übernahmen (327 ff.).

Das neunte Kapitel (336–405) schildert die politische, gesellschaftliche und kultische Integration der Provinzialen in das Imperium Romanum, die auf vielfältigste Weise deren Alltag bestimmen konnte. Nach einem chronologischen Schnelldurchlauf durch allgemeine Mechanismen der Zugehörigkeit zur römischen Gemeinschaft (336 ff.) wendet sich der Autor dem rituellen Leben römischer Bürger zu (351 ff.). Dort hatte der regelmäßige Provinzialzensus eine wichtige identifikatorische Funktion, ebenso wie zahlreiche andere ‚milestones of life‘ (356): Bürgerrechtsverleihungen nach absolviertem Militärdienst (356 ff.), offizielle Bestätigungen von Besitzerwechseln bei Grundbesitz (358f.), jährliche Loyalitätseide für den Kaiser (359 ff.) etc. Grundsätzlich basierte römische Herrschaft in den Provinzen auf der geschickten Ausnutzung sozialer und politischer Funktionsmechanismen unter weitestgehender Wahrung eines als herrschaftsstabilisierend erkannten Status quo (363); daher war es auch edle Pflicht des Kaisers, Gesetzesverstöße provinzieller Beamter schnellstmöglich zu ahnden (365). Hier wie generell hing die Bereitschaft der Untergebenen zu prinzipieller Anerkennung römischer Herrschaft davon ab, wie die Umsetzung römischen Willens formal ‚verpackt‘ und hierarchisch strukturiert war (373 ff.). Provinziale ‚conventus‘ sollten dabei juristische Angelegenheiten im Herzen der Betroffenen regeln und so wiederum herrscherliche Legitimation sichern (375 ff.). Das weit verbreitete Vertrauen der Einheimischen in die Rationalität römischer Administration bzw. das Vorhandensein gesetzter Rechts- und Verwaltungsmaßstäbe ist dabei durch eine Flut an Petitionen von Provinzialen hinreichend dokumentiert (380 f.). Gerade diese waren daran interessiert, das Vorbild römischer Institutionen zu übernehmen und bestehende Funktionsmechanismen dahingehend abzuändern (382). Leider führt der Autor mit einem jähen Perspektivenwechsel hin zur Rolle römischer Religion (385 ff.) und der herrscherlichen Terminologie des ‚pater patriae‘ (398 ff.) diese Überlegungen nicht weiter.

Die Zusammenfassung (406–412) nennt mit Ciceros ‚De legibus‘ wesentliche Ergebnisse. Dort wird die Rolle von Religion und Kaiserkult sowie von weltlich rationaler Gesetzgebung samt Beamtenapparat betont, und so erstaunt es nicht, dass spätestens seit Augustus römische Provinzialpolitik enormen Wert darauf legte, den Provinzialen die formalen Mechanismen römischen Herrschens bewusst vor Augen zu führen (409). Die charismatische Macht der kaiserlichen Behörde garantierte das Funktionieren römischer Bürokratie, die als selbstverständliche, immer effektivere Machtinstitution etliche Herrscherwechsel überstand (410 f.). Rom war inzwischen zur ‚patria‘ aller Bewohner des Römischen Reiches geworden (412).

Ähnlich wie zahlreiche Vorgängerstudien kann vorliegendes Buch eine ge-

wisse Bewunderung für die Funktionstüchtigkeit des Imperium Romanum nicht verhehlen. In der Tat ist es richtig, dass die Errichtung und Stabilisierung eines so vielseitigen Staatskörpers in der Antike ihresgleichen suchen und dass ein solch dauerhaftes Funktionieren mit fortschreitender Zeit weniger auf Zwang denn auf rationale Annäherung einstiger Eroberer und Eroberter zurückzuführen ist. Der Autor kann – jenseits eines zu Beginn der Abhandlung störenden Hangs zur Theorie – in vielen plastischen Beispielen aus dem Provinzalltag verdeutlichen, dass der oft eher abstrakte Begriff der ‚Loyalität‘ eine breite Spanne von Opportunismus bis zu aufrichtiger Wertschätzung der neuen Ordnung umfasste. Bisweilen wäre man jedoch auch für den Verzicht auf manchen den speziellen Sachverhalt retardierenden Vor- bzw. Rückverweis dankbar. Eine große Fülle von Aussagen antiker Autoren macht viele Themen recht plastisch, gerät jedoch mitunter zu einem Meer von aneinander gekoppelten Zitaten, in dem man leicht ertrinkt. Ähnliches gilt für den Eifer des Autors, in die Kapitel kleinere, thematisch abgeschlossene Unterkapitel einzubauen, deren logische Verbindungen nicht immer sofort nachvollziehbar sind. Das Fehlen einer variableren Bebilderung und somit die Totaldominanz illustrierender Münzen erwecken den durch das Buch selbst widerlegten Eindruck, römische Imperialpropaganda habe sich ausschließlich oder zumindest weitgehend auf Numismatik beschränkt. Dies würde der methodischen Breite der Untersuchung jedoch nicht gerecht, und die geäußerten Einwände sollen in der Tat nicht darüber hinweg täuschen, dass die vorliegende Studie die künftige Beschäftigung mit provinziellen Mentalitäten anregen wird - geht man einmal davon aus, dass die Betrachtung des Imperium Romanum wohl bis auf Weiteres auf dem bekannt schmalen Grat zwischen Erklärung und Verklärung wird wandeln müssen.

Bert Freyberger, Schondorf am Ammersee  
[bert.freyberger@phil.uni-augsburg.de](mailto:bert.freyberger@phil.uni-augsburg.de)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Richard Sorabji: *Emotion and Peace of Mind. From Stoic Agitation to Christian Temptation*. Oxford: Clarendon Press 2000 (The Gifford Lectures). 499 S. £ 30.00 ISBN 0-19-825005-3

Das neue Buch von Richard Sorabji (im folgenden S.), einem profunden Kenner der aristotelischen und auch der stoischen Philosophie, beschäftigt sich mit dem komplexen Thema der Entstehung und Bedeutung von Affekten in der antiken Philosophie. Der Autor wählt einen zunächst unhistorischen Zugang, indem er aus der Perspektive des modernen Menschen die antiken Theorien kritisch befragt, was sie für die gegenwärtige Diskussion zu leisten vermögen. Souverän präsentiert er einen teils philosophie-, zum Teil auch ideengeschichtlichen Grundriß der antiken Affektenlehre von den Vorsokratikern bis zu den christlichen Kirchenvätern. Bemerkenswert ist der Zuschnitt der Darstellung, die sich nicht auf die Untersuchung einzelner Affekte konzentriert, sondern vielmehr deren Gesamtheit im Rahmen verschiedener ethischer Grundlegungen behandelt. S. konzentriert sich vor allem auf die Protagonisten der stoischen Affektlehre (Chrysipp, Poseidonios und Seneca), die als erste ein stringentes System der Affekte, ihrer Entstehung und Bekämpfung, erstellt haben. Dabei werden Möglichkeiten der Therapierung bis hin zur modernen Psychotherapie aufgezeigt. Von besonderem Interesse sind S.s Ausblicke auf die Konsequenzen der stoischen Affektlehre für die entsprechenden ethisch-moralischen Vorstellungen des christlichen Abendlandes. Dabei zeigen sich mitunter einschneidende Veränderungen bei der Transponierung stoischer Elemente in den christlichen Kontext der Spätantike, zugleich erstaunt jedoch eine bisher ungeahnte Kontinuität der Auffassungen, vor allem bei den therapeutischen Maßnahmen der Affektbekämpfung.

Das Buch ist leserfreundlich strukturiert: Es umfaßt neben einer sehr allgemein gehaltenen Einleitung vier Großkapitel, die zentralen Fragestellungen zum Thema untergeordnet sind. Die systematisch aufeinander aufbauenden Großkapitel entsprechen in ihrer Abfolge einem vorwiegend philosophiehistorischen Durchgang; die große Vielzahl der jeweiligen thematisch konzipierten Unterkapitel erscheint dagegen nicht von derselben stringenten Systematik der Darstellung wie die Großkapitel, vielmehr durch assoziative Verbindungen geprägt. Verschiedene sehr ausführliche und gründlich erarbeitete Indizes (Sekundärliteratur, Namensindex antiker Philosophen mit Angaben zur Lebenszeit, Stellenindex, Schlagwort- und Namensindex) sowie ein Abkürzungsverzeichnis machen dieses Werk zu einem ausgesprochen lehrreichen Beitrag zur Geschichte der antiken Affektenlehre.

Das erste Großkapitel widmet S. der Frage, ob es sich bei Leidenschaften/Affekten (*πάθος* bzw. *affectus*)<sup>1</sup> um vernunftmäßige Urteile, um rein irrationale oder um physische Kräfte handelt. Bei seiner philosophiegeschichtlichen Darlegung von den Vorsokratikern bis Plotin zeigt sich, daß zunächst übereinstimmend die Affekte dem kognitiven Bereich zugeordnet werden. Während bereits Platon einen Affekt wie die Furcht als kognitiv einstuft,<sup>2</sup> aber keine weitere Charakterisierung von Affekten vornimmt, legt Aristoteles eine differenzierte Behandlung dieses Themas vor, die in ihrer Abhängigkeit vom Kontext der Rhetorik und Poetik bewertet werden muß. Anders als die Stoiker, die sich mit Aristoteles' Darlegungen zum Affekt kritisch auseinandersetzen, beschäftigt sich dieser nicht nur mit der ‚Beruhigung‘ (*κάθαρσις*), sondern auch mit der Erzeugung von Affekten und untersucht emotionale Wechselwirkungen von Personen, aber auch Zusammenhänge zwischen den einzelnen Emotionen. Ein folgenreiches System der als Vernunfturteile postulierten Affekte wird freilich zuerst vom Stoiker Chrysipp entwickelt, der den vier generischen Affekten (Trauer, Lust, Furcht, Begierde) alle anderen Affekte als *species* unterordnet. Jeder Affekt besteht aus zwei Urteilen: a) dem Urteil, ob etwas gut oder schlecht ist und b) der Reaktion darauf. Eine Erscheinung (*phantasia*) wird also erst durch die Zustimmung (*συγκατάθεσις*; *assensio*) der Vernunft in ein Urteil umgesetzt, das sich in Form eines Affekts manifestiert. Bei einem Affekt handelt es sich also um eine falsche und daher negative Vernunftentscheidung. Erst Seneca nimmt eine bedeutende Modifizierung dieses allgemein-stoischen Konzepts vor, indem er die Affektlehren Zenons und Chrysipps miteinander kombiniert. Demnach setzt das vor dem eigentlichen Affekt wirksame ‚Vorstadium‘ des Affekts (*nec adfectus sed principia proludentia adfectibus*; dial. 4, 2, 5), der sich anhand physischer Merkmale wie Zittern oder Blässe manifestierende ‚erste Andrang‘ (*πρώτη ὀρμή* – *primus motus*), unfreiwillig ein, während erst die zweite Bewegung des Affektes vom Willen genehmigt ist und die dritte Bewegung ein gänzlich unkontrolliertes Stadium darstellt. Für eine Therapie ist also die Unterscheidung von vernunftkontrolliertem und unfreiwilligem Affekt von maßgeblicher Bedeutung. Verdienstvoll ist der nachdrückliche Hinweis von S. auf die in der Forschung oft nicht hinreichend beachtete, innerhalb der Stoa jedoch intensiv diskutierte und mit Blick auf die Spätantike folgenreiche Bewertung der ‚ersten Bewegungen‘, die sich als physische oder als geistige Reaktionen klassifizieren lassen. Da sie jedoch spontane Reaktionen auf eine Erscheinung

1 Zur Bedeutung der unterschiedlichen griechischen und lateinischen Termini siehe ergänzend zur Bibliographie von S.: Craemer-Ruegenberg, I., Begrifflich-systematische Bestimmung von Gefühlen. Beiträge aus der antiken Tradition, in: Zur Philosophie der Gefühle (hrsg. v. H. Fink-Eitel u. G. Lohmann), Frankfurt a. M. 1993, 20–32, v. a. 20 f. und den immer noch lesenswerten Beitrag von Vögtle, A., Art. „Affekt“, in: RAC 1 (1950) 160–173, v. a. 160 f.

2 Plat. La. 198 B; Prt. 358 D; Lg. 644 C–D.

noch ohne Urteil sind, handelt es sich – nach S. und gegen die Auffassung z. B. Inwoods<sup>3</sup> – bei diesen προπάθειαι noch nicht um Affekte im eigentlichen Sinn. Bei dieser wichtigen Differenzierung zeichnet sich nicht nur eine innerstoische Diskussion, sondern vor allem auch eine Reaktion auf die Katharsis-Lehre des Aristoteles ab, die durch die neue stoische Konzeption ersetzt werden sollte. In diesem Kontext spielt, wie S. zu Recht herausstreicht, Poseidonios eine besonders wichtige Rolle. Galen, der die Darlegungen des Poseidonios zu diesem Thema referiert, weist nachdrücklich auf dessen Kongruenz mit Platon hin. Dabei postuliert Poseidonios – nach Galen – wie Platon zwei irrationale Teile bzw. Potenzen in der Seele, den muthaften (θυμοειδής) und den begehrliehen Teil (ἐπιθυμητικόν). Überdies übernimmt er auch platonische Begrifflichkeiten sowie das Bild von den beiden Pferden mit Wagenlenker, das die seelischen Kräfte symbolisiert. Aufschlußreich und verdienstvoll ist S.s Berücksichtigung des Zitatkontextes: Denn es zeigt sich, daß Galen, der gegen Chrysipp polemische Argumente vorbringt, Platon deutlich den Vorzug gibt. Daraus ergibt sich die – allerdings von S. nicht klar formulierte – Konsequenz, daß Galen Poseidonios und seine Stellung in der innerstoischen Diskussion demonstrativ für seine eigenen – platonisierenden – Darlegungen funktionalisiert hat. Poseidonios selbst relativiert Chrysipps rein intellektualistische Auffassung der Affekte. Urteile allein seien nicht ausreichend, um Affekte zu erklären. Während das Urteil bleibt, kann der Affekt vergehen. Umgekehrt ist ein Urteil ohne Vorstellungskraft für einen Affekt nicht ausreichend. Somit sei es nicht immer notwendig am Entstehen von Affekten beteiligt, wie sich auch mit Blick auf Kinder und Tiere, die nach Chrysipp keine eigentliche *ratio* haben, zeige. Am Beispiel der Musik zeigt er das Entstehen von Emotionen und Affekten auf, die ohne jede Vernunfteinwirkung erklärbar sind. Außer Poseidonios erheben auch die Mittelplatoniker und vor allem der kaiserzeitliche Aristoteliker Aspasios Einwände gegen Chrysipp. Sie definieren die Affekte als ‚Annahmen‘ (ὑπολήψεις), die durch eine bloße Erscheinung, ganz ohne Zustimmung, ausgelöst werden können. Ausführlich referiert S. die intensive Beschäftigung des Aspasios mit der Frage, wieviele generische Affekte es gebe.

Ausgesprochen interessant ist S.s Kapitel zur Hirnforschung und den Grenzen der kognitiven stoischen Therapie gegen Affekte. Dabei stützt sich S. auf neueste neurophysiologische Forschungen, vor allem die Arbeiten Josephs Le Doux zu diesem Thema.<sup>4</sup> Während nach der traditionellen Auffassung in der Hirnforschung immer die Priorität des rationalen Gedankens vor den physischen Reaktionen des *corpus amygdaloideum* postuliert wurde, das im limbischen Systems des Gehirns das neuronale Substrat für Emotionen und für Motivation darstellt, betonte Le Doux die Möglichkeit der umgekehrten Reihenfolge. Seine

3 Inwood, B., *Ethics and Human Action in Early Stoicism*, Oxford 1985, v. a.175–181.

4 Le Doux, J., *The Emotional Brain*, New York 1996; London 1998.

Versuche zeigten, daß die Übermittlung von Reizen der Außenwelt schneller in die Amygdala als bis in die kortikalen (i.e. kognitiven) Teile des Gehirns gelangt. Erst wenn sie dort angekommen sind, kann etwas als Gefahr identifiziert oder aber ‚Entwarnung‘ gegeben werden. Vor dem Hintergrund dieser neuen physiologischen Erkenntnisse sind auch die stoischen *προπάθειαι* besser zu verstehen. In Übereinstimmung mit der bereits bei Poseidonios erkennbaren Tendenz wird die Rolle der Kognition im Rahmen der Affektlehre zunehmend fraglicher. Daher stellt S. im folgenden die der stoischen kognitiven Therapie immanenten Probleme vor: Kinder, die nach stoischer Auffassung bis zum Alter von 14 Jahren keine *ratio* haben, werden in der Affektlehre nicht berücksichtigt, während dagegen Philosophen wie Platon, Galen, Antiochos und Plutarch durchaus Konzepte der Emotionen und Affekte bei Kindern im Rahmen von deren Erziehung formulierten. Weiterhin beschäftigt sich die stoische kognitive Therapie immer nur mit den eigenen Affekten, niemals mit deren Wirkung auf andere. Der deutlichste Unterschied zwischen der modernen kognitiven Therapie und stoischen liegt darin, daß die moderne Therapierung sich nur auf ungewollte Emotionen erstreckt, die stoische Therapie dagegen alle Affekte zu beseitigen sucht.

Im Zentrum des zweiten Großkapitels stehen vor allem die Formen der stoischen Affekttherapie. In kritischer Auseinandersetzung mit Bernard Williams, welcher der stoischen Philosophie jeglichen therapeutischen Wert abspricht, legt S. die unterschiedlichen Auffassungen von Stoikern hinsichtlich der Frage vor, ob die stoische (Affekt-)Therapie auch ohne gründliche Kenntnisse der philosophischen Grundlagen der Stoa, anwendbar sei. Während Seneca die Komplementarität von philosophischer Überzeugung und wirksamer Therapie betont, stellt Chrysipp diese auch Therapiewilligen frei, die sich nicht der stoischen *Hairesis* zurechnen oder aber in deren komplexes System noch nicht eingedrungen sind. Die Affekttherapie gehört systematisch zum Bereich der Ethik, mit der das Curriculum der stoischen Lehre eröffnet wird. Somit ist nach Chrysipp eine Therapierung ohne philosophisches Fundament möglich, hat dann freilich nur eingeschränkte Einsatzmöglichkeiten. Treffend ist der von S. gezeigte Vergleich mit Yoga, der leider nicht näher ausgeführt wird. Wie nämlich in der westlichen Welt Yoga zumeist auf den Hatha Yoga (Körperhaltungen) reduziert wird, der auch ohne philosophische oder meditative Grundlagen (vgl. aber Jnana Yoga und Raja Yoga) erfolgreich sein kann, so ist auch die erfolgreiche Anwendung der stoischen kognitiven Therapie ohne große philosophische Vorbildung möglich.

Als stoisches Ideal fungiert die völlige Freiheit von (schlechten) Affekten, *Apatheia*. Um diese zu erreichen, muß der stoische Adept zahlreiche in der Gesellschaft verankerte Werte uminterpretieren, indem er sie als irrelevante *indifferentia* einstuft und dadurch innere Freiheit gewinnt. S. wendet sich persönlich

gegen die Indifferenzlehre der Stoiker und führt ein fiktives Frage- und Antwortspiel mit Stoikern vor, in dem er Vor- und Nachteile der völligen Beseitigung von Emotionen und Affekten aufzeigt. In der Schlußfolgerung erweist sich Apathia als günstig für *dignitas* und *tranquillitas*, schlecht aber im Hinblick auf familiäre Gefühlsbindungen. Ein langer philosophiegeschichtlicher Abriss von Anaxagoras bis hin zu den christlichen Philosophen, die Christus nach dem Modell des stoischen Weisen modellieren wollen, zur Tradition der Mäßigung von Affekten (*moderatio*) und deren völliger Auslöschung (*ἀπάθεια*) erhellt den doxographischen Hintergrund.

Wesentlich interessanter dagegen gestaltet sich S.s. Versuch, die Funktionsweise antiker Exerzitien zu rekonstruieren. Im Zentrum steht Chrysipps nur für Erwachsene und somit rein intellektualistische Psychotherapie, die nicht nur auf die Zukunft bezogene, prospektive, sondern auch retrospektive Übungen einschließt. Die kognitive stoische Affekttherapie kann sich somit auf alle drei Zeitstufen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beziehen. Profunde und aufschlußreiche Überlegungen des Autors von „Time, Creation and the Continuum“<sup>5</sup> zur zeitlichen Dimension der Therapie mit literarischen Beispielen (z. B. Ovids *Ars* und *Remedia* als Beispiele für präventive bzw. retrospektive Übungen oder Plotins Konzept vom außerzeitlichen Glück) erhellen diesen sonst knapp behandelten Aspekt. In diesen Kontext gehören freilich auch die für die gegenwärtige Diskussion richtungweisenden Studien Pierre Hadots zur Rolle der Philosophie als Therapie, als beständige Einübung innerer Haltungen, die S. leider nur eines kurzen Hinweises würdigt.<sup>6</sup> Derartige Übungen lassen sich mitunter in ganz unterschiedliche philosophische ‚Schulen‘ integrieren; so finden sich beim Platoniker Plutarch einige der – ursprünglich pythagoreischen – stoischen Übungen wie die Selbstbefragung und das Ziehen einer Tagesbilanz. Zu recht weist S. auf die in allen philosophischen Richtungen etablierte Praxis des ‚Umetikettierens‘, der Integration ursprünglich fremder Elemente in den Kanon der eigenen Übungen hin. Wiederholt zieht S. den Vergleich mit den Aristotelikern (v. a. Theophrast), die nicht Affekttherapie, sondern an deren Stelle Katharsis im Sinne einer zielgerichteten Affekterregung propagieren, deren Intensität entsprechend homöopathischer Heilmethoden eine erträgliche Modifizierung ursprünglich starker Affekte bewirken soll. In diesem Kontext formuliert S. die durchaus plausible Hypothese, wonach Senecas Diskussion über die ‚ersten Bewegungen‘ eine – bisher unbemerkte – Reaktion auf Aristoteles‘ Katharsislehre darstellt. Vorgeführt werden hier Einwände gegen die Theorie der Katharsis, die nicht bei allen anwendbar sei.

Einen wichtigen Abschnitt bilden S.s. Ausführungen zu Galen und Alexander von Aphrodisias, die sich vom seelisch-geistigen Affektkonzept der bisher

5 London, Ithaca/N. Y. 1983.

6 V. a. Hadot, P., *Exercices spirituels et philosophie antique*, Paris 1981 u. 1987 = ders., *Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike*, Berlin 1991.

genannten philosophischen Richtungen dadurch distanzieren, daß sie Gefühle und Affekte durchwegs auf physiologische Ursachen zurückführen. So erklärt Galen (*Quod animi mores*) eine Emotion durch den körperlichen Zustand bedingt, der sich durch eine bestimmte Mischung von warm, kalt, flüssig und fest auszeichne. Seine Auffassung geht auf die These von der Seele als einer ‚harmonischen Mischung‘ zurück, die in Platons *Phaidon* zwar genannt, dort aber verworfen wird. Zumindest der sterbliche Teil der Seele ist, nach Galen, den Gesetzen des Körpers unterworfen. Die Ansicht Galens als Provokation nicht nur für die zeitgenössische, vor allem platonisch geprägte, sondern auch für die islamische Philosophie bietet interessante Ausblicke.

Das dritte Großkapitel behandelt emotionale Konflikte und deren Erklärung in den unterschiedlichen Philosophenschulen. Dabei wird der unmittelbare Zusammenhang zwischen den entsprechenden Seelenkonzepten und den daraus resultierenden Spannungen zwischen Affekt und Vernunft klar nachgezeichnet. Lösungsangebote von besonderem Interesse für diese Problematik stehen mit Origenes' Theorie von den zwei Willen im Menschen, dem Willen des Geistes und dem (niederen) der Seele, sowie der davon abweichenden Lehre des Augustinus von den zwei Willen (geistigem – fleischlichem Willen) zur Verfügung. Eine neue Ebene der Diskussion um den Willen wird bei Augustinus auch insofern erreicht, als er einen bei allen Handlungen beteiligten, ubiquitären Willen postuliert. Auch S. involviert sich in diese Diskussion, indem er die einzelnen Aspekte des gesamten augustininischen Konzeptes zwar lobt, dieses Konzept aber als ganzes für problematisch hält. Weiterhin stellt S. die vor allem im Lateinischen interessanten terminologischen Veränderungen in diesem Kontext vor, so den Gebrauch der ursprünglich lukrezischen, dann auch ciceronischen Wendung *libera voluntas*.

Im vierten Großkapitel wird die Transformation der paganen Affektlehre durch christliche Philosophen behandelt. Die Ausführungen S.s konzentrieren sich dabei wiederum auf die Diskussion um völlige oder gemäßigte Affektfreiheit (Apathie oder Metriopathie). Dabei erleben die stoischen ‚ersten Bewegungen‘ eine bedeutende Transformierung und fallen nun in den Bereich der *προπάθεια* bzw. *propassio*. Sie werden zum Schlüssel der Erläuterung problematischer Bibelstellen, wie z. B. dem Weinen Jesu. Dieses läßt sich somit auf Jesu menschliche Natur zurückzuführen, während seine göttliche keine Affekte kennt. Dankenswert ist S.s Hinweis auf den klaren Bericht Didymus' des Blinden über die noch nicht als Sünde geltende *propassio*. Einen neuen Ansatz entwickelt Origenes, der die ‚ersten Bewegungen‘ als ‚schlechte Gedanken‘, als herausfordernde *incitamenta* versteht, denen man widerstehen müsse. Daneben finden sich auf paganer wie christlicher Seite (Clemens von Alexandrien; Porphyrios) die Dämonen als Verursacher der ‚schlechten Gedanken‘. Besonders interessant ist

der Abschnitt über Euagrius von Pontos (4. Jh. n. Chr.), der mit einer kurzen Biographie des Euagrius sowie einer Skizze der Tradition der kappadokischen Kirchenväter eingeleitet wird. In seinem *Λόγος πρακτικός* erstellt Euagrius eine Liste mit acht generischen Versuchungen bzw. Sünden (*λογισμοί*) eine Vorstufe der späteren sieben Erbsünden. Diese *λογισμοί* werden mit den ‚ersten Bewegungen‘ der Stoiker gleichgesetzt, sind also nicht selbst Affekte. Da sie mitunter von Dämonen injiziert werden, bietet er spezielle Gegenmaßnahmen gegen diese an. Für Euagrius besteht im Falle einer Affekterregung die Sünde allein in der Zustimmung (der Vernunft). Um das Ziel der Affektfreiheit zu erreichen, entwickelt er eine bemerkenswerte psychologische Technik, indem er den einen schlechten Gedanken gegen einen anderen ausspielt. Anders als die Stoiker setzt Euagrius also die einzelnen Affekte in Bezug zueinander und untersucht deren Wechselwirkung. Neben dem stoischen Element, der Adaption der ‚ersten Bewegungen‘, finden sich bei Euagrius aber auch platonische Züge, wenn er die Seele in einen rationalen und einen emotionalen Teil untergliedert. Folgenreich ist in diesem Kontext Augustinus’ Diskussion der frühen Stadien der Versuchung, die ähnlich den ‚ersten Bewegungen‘ bzw. *propassiones* verhandelt wird. Die entscheidende Rolle spielt dabei die ‚Zustimmung‘, ohne die eine Versuchung nicht zur Sünde werden kann. Zu den ‚niederen Sünden‘ gehört demnach die *sola cogitationis delectatio*, die durch ein Gebet wie das Vaterunser kompensiert werden kann. Zu Recht betont S., daß Augustinus wesentliche Züge seiner Affektlehre einer Passage aus den *Noctes Atticae* des Aulus Gellius verdankt.<sup>7</sup> Gellius schildert dort Angst (*timere*) und Blässe (*palescere*) eines stoischen Weisen während eines Seesturms. Dieser rechtfertigt sein Verhalten unter Berufung auf eine Passage aus Epiktets *Diatriben*. In der Paraphrase, die Gellius auf den Epiktetttext folgen läßt, findet sich statt *palescere* jedoch *pavescere*, ein ambivalenter Ausdruck für Nervosität. Während Zittern und Blässe als ‚erste Bewegungen‘ gelten, ist Angst ein Affekt. Die fehlende Differenzierung bei Gellius hat mit Blick auf die Rezeption durch Augustinus Konsequenzen: Indem Augustinus einen *primus motus* für einen echten Affekt hält, setzt er also *pavor* mit *metus* und *timor* gleich. Er vollzieht jedoch eine andere Art der Differenzierung, wenn er Verlangen und Lust, die in der stoischen Lehre durch die Zustimmung gebilligte tatsächliche Affekte sind, der Zustimmung vorausgehen läßt und sie somit nur als Vorstufen zu Affekten klassifiziert.

Ein Ausblick auf die christliche Sicht der stoischen Apatheia zeigt, daß bei Liebe und Mitleid Zugeständnisse gemacht werden. Originell ist wiederum der Ansatz des Augustinus, der in seinen Ausführungen zum Thema ‚Liebe‘ den Unterschied zwischen fleischlichem und geistigem Willen geltend macht. Er plädiert jedoch für *moderatio*, nicht für die gänzliche Ausrottung von Emotionen, wendet sich jedoch streng gegen Lust und Stolz. Zum Schluß widmet sich S. noch der Debatte um Sexualmoral zwischen Augustinus und dem Pelagia-

<sup>7</sup> Gell. 19, 1, 15–21.

ner Julian, Bischof von Eclanum. Während Augustinus die Ehe nur unter den drei Aspekten „Kinder, Treue, Sakrament“ akzeptiert und Lust als abzulehnenden Ungehorsam gegen den maßgeblichen Willen interpretiert, stellt Julian die Lust auf eine Stufe mit anderen physischen Bedürfnissen wie Hunger und Schlaf. Dabei trifft er freilich eine wichtige Unterscheidung zwischen dem Befehl (*imperium*) und der Übereinstimmung mit dem Willen (*consensus*): Nicht alle physischen Bewegungen unterstehen somit dem Kommando des Willens, haben aber dessen Zustimmung. Obgleich, so S., Julian in dieser Diskussion die besseren philosophischen Argumente hatte, ist mit Blick auf die Sexualmoral des Abendlandes die politische Schlacht von Augustinus gewonnen worden.

S.s Buch bietet einen sehr lehrreichen und profunden Überblick über antike Affekttheorien und -therapien. Die kohärente und stringente Form der Darstellung wird dabei jedoch leider durch viele repetitive Passagen, welche die Genese dieses Buches aus den Gifford-Lectures erkennen lassen, etwas beeinträchtigt.<sup>8</sup> Der gelehrte Autor ist um Abwechslung in der Darstellungsform bemüht, wie z. B. seine fiktive Wechselrede mit den Stoikern (s. o.) zeigt. Sehr verdienstvoll ist seine gründliche philologische Bearbeitung der stets in der englischen Übersetzung präsentierten zentralen Primärstellen, deren Kontext er, wie z. B. im Falle Galens, für die Interpretation mit heranzieht und so überzeugende philosophische Ergebnisse gewinnt. Er bedient sich eines gewandten und klaren, gelegentlich etwas wortreichen Stils. Die sehr umfassende und gründlich recherchierte Bibliographie am Ende des Bandes gibt den aktuellen Stand der Forschung wieder.

Irmgard Männlein-Robert, Würzburg

---

[HTML-Version](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

<sup>8</sup> Vgl. z. B. S. 284 u. („Porphyry married a widow . . .“) mit S. 276 o.; Wiederholung derselben Zitate, vgl. z. B. S. 160 und S. 150.

Adelheid Hanke: Theiss Archäologieführer Baden-Württemberg. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 2001. 191 S. DM 39,80. ISBN 3-8062-1363-1

Aus der großen Anzahl der Bodendenkmäler auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg stellt der neue Archäologieführer eine Auswahl vor, die rasch über den aktuellen Stand der Erforschung, Sicherung oder auch der Rekonstruktion Auskunft gibt. Neben vor- und frühgeschichtlichen (keltischen) Fundplätzen sind es v. a. kaiserzeitliche und spätantike, die diese reiche archäologische Landschaft prägen. Einigen von ihnen galt in den letzten Jahren die besondere Aufmerksamkeit der Landesarchäologen.

So haben die Ausgrabungen (bis 1984) der Kommission für Alamannische Altertumskunde der Heidelberger Akademie der Wissenschaften auf dem Runden Berg bei Bad Urach (S. 42–44) reiches Material für die alamannische Besiedlung vom 3. Jh. an erbracht. Dieses Faktum hätte auch in der Zeittafel berücksichtigt werden sollen, denn dort wird (S. 189) der Eindruck erweckt, als sei zwischen 260 und 400 eine Lücke zu konstatieren, die nach dem heutigen Stand der Forschung so sicher nicht bestand. Gesichert ist auch die Kontinuität auf dem Goldberg, der im Kontext der Fundlandschaft um den Ipf bei Bopfingen (S. 54–60) dargestellt wird.

Mit besonderer Sorgfalt wurden in den letzten Jahren nicht wenige Relikte aus der Zeit unmittelbar vor dem Fall des Limes gesichert und konserviert. Das gilt sowohl für Bauten direkt am Limes wie auch für Zivilsiedlungen und einzelne Gutshöfe. Unter den Zivilsiedlungen ragen besonders Ladenburg (S. 120–123), Rottenburg (S. 145–149), Rottweil (S. 149–153) und die Villen bei Bad Rappenau (S. 41), Grenzach-Wyhlen (S. 82 f.), Hechingen-Stein (S. 86–88), Heitersheim (S. 95–97) und Lauffen (S. 124 f.) hervor, im Zusammenhang mit Kastellen am Limes sind am Odenwald-Neckar-Limes Elztal-Neckarburken (S. 71 f.), Köngen (S. 117 f.) und Walheim (S. 168–170) zu erwähnen, außerdem das Römerbad in Heidenheim (S. 92 f.). Jede der alphabetisch angeordneten und regelmäßig illustrierten Beschreibung der einzelnen Orte enthält Hinweise zur Anfahrt, gegebenenfalls auch zu den Öffnungszeiten der Museen bzw. Adressen für weitere Auskünfte. Größere Fundplätze sind durch Hinweise auf Rundwanderungen näher erschlossen (Alfdorf-Pfahlbronn, Bopfingen, Grabenstetten, Heiligenberg bei Heidelberg, Heuneburg, Heubach, Rainau).

Eingeleitet wird der Band durch eine knappe historische Einführung, ein Anhang enthält eine Liste der römischen Kaiser bis zum Fall des Limes, ein Glossar, eine Zeittafel und wenige Literaturhinweise.

Einige Desiderata seien vermerkt: Die Einleitung ist allzu knapp ausgefallen. Da zahlreiche Denkmäler im Zusammenhang mit dem Limes stehen, sollte dort oder unter dem Stichwort Limes zumindest auch auf den Verlauf der Odenwald-Neckar-Linie hingewiesen werden. Bei den einzelnen Ortsbeschrei-

bungen wünscht man sich wenigstens je einen Hinweis auf weiterführende Literatur, etwa aus der Reihe der archäologischen Denkmäler in Baden-Württemberg. Die Liste der römischen Kaiser reicht bis 260, in der Überschrift „Soldatenkaiser“ jedoch bis 348. Das Glossar sollte systematisch komplettiert werden, es fehlen z. B. Stichwörter wie Fibel, Jupiter Dolichenus, Peristyl, Risalit, Tumulus.

Ohne Zweifel vermag der ansprechend gestaltete Band Interesse für das reiche antike Erbe Baden-Württembergs zu wecken: Bekanntes wird neu dargeboten, manch Neues attraktiv präsentiert, und wer sich noch nicht mit dieser archäologischen Landschaft befaßt hat, gewinnt einen ersten Überblick. Das handliche Format macht das Buch darüber hinaus zu einem idealen Reisebegleiter.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Manfred Clauss: *Kaiser und Gott. Herrscherkult im römischen Reich*. Stuttgart/Leipzig: Saur 1999. 597 S. DM 168. ISBN 3-598-77444-3

Manfred Clauss (C.) untersucht in seiner großangelegten Monographie den römischen Kaiserkult in chronologischer und systematischer Perspektive. Er stellt die epigraphischen, literarischen und archäologischen Quellen zu der Thematik sehr viel ausführlicher dar, als in früheren Studien geschehen, sieht aber in einer umfassenden Präsentation des Materials keineswegs sein Hauptanliegen. Seine Intention ist es vielmehr, zu einem neuen Verständnis des römischen Kaiserkultes zu verhelfen. Die zentrale These seines Werkes faßt er kurz und prononciert bereits im Einleitungssatz zusammen: *Der römische Kaiser war Gottheit. Er war dies von Anfang an, seit Caesar und Augustus, er war es zu Lebzeiten, er war es auch im Westen des Reiches, in Italien, in Rom* (17).

Den Schwerpunkt seiner Untersuchung legt C. auf die Erforschung des Kaiser- bzw. Herrscherkultes - er verwendet die Begriffe synonym - im Westen des Reiches. Diese Eingrenzung begründet er, wie der einleitende Satz bereits ahnen läßt, weniger mit konzeptionellen Überlegungen, beispielsweise mit möglichen Unterschieden zwischen den Reichsteilen, als vielmehr mit Rücksicht auf die Forschungslage.<sup>1</sup> Die Konzentration auf den Westen spiegelt sich allerdings vornehmlich in der Auswahl der Quellen wider. Seine inhaltlichen Aussagen erstrecken sich dagegen häufig auch auf den Osten.

In einer dezidierten Auseinandersetzung mit den bislang vorliegenden Studien zum Kaiserkult im Westen macht er zahlreiche konzeptionelle wie methodische Probleme aus: So konstatiert er, daß viele Gelehrte sich mit der Thematik deshalb schwer taten, weil sie sich mehr oder weniger bewußt von christlichen Gottesvorstellungen leiten ließen. Im besonderen die Tatsache, daß der lebende Kaiser zugleich als Mensch wie als Gott verstanden werden könne, aber sei aus christlich-theologischer Perspektive nicht leicht faßbar. Dieser Umstand führt nach C. dazu, daß vor allem die religiöse Bedeutung des Kaiserkultes speziell im Westen vielfach unterschätzt und das Phänomen einseitig unter politischen Gesichtspunkten interpretiert werde. Eine weitere Schwierigkeit in der bisherigen Forschung sieht C. darin, daß die Beschäftigung mit den Differenzen zwischen Ost und West den Forschungsdiskurs sehr stark prägt. Ganz besonders die These, daß der Kaiserkult sich trefflich in den Kontext der griechischen Kultur einfüge, etwa in die Konzeption des Gottmenschentums oder die Tradition der hellenistischen Monarchie, daß er der Mentalität der Römer aber fremd sei,

1 Nach den Studien von Price, die sich mit dem Kaiserkult im Osten beschäftigen [S. Price, *Gods and Emperors: The Greek Language of the Roman Imperial Cult*, in: *JHS* 104 (1984) 79–95 sowie ders., *Rituals and Power. The Roman Imperial Cult in Asia Minor*, Cambridge 1984] hält er die Untersuchung des Westens für ein größeres Desiderat.

hat nach C. eine ungenügende Beachtung des Phänomens im Westen nach sich gezogen.

All diese Probleme im Umgang mit dem Kaiserkult in Italien und den westlichen Provinzen möchte C. mit seiner Interpretation ausräumen. Er zeigt auf, daß der Kult in seinen vielfältigen Ausprägungen auch in diesen Regionen während des gesamten Prinzipats eine starke Verbreitung aufweist. Dieser Tatsache stehen gemäß seinem Verständnis keine kulturellen Hemmnisse entgegen. Zur Begründung verweist C. auf den Umstand, daß griechisch-hellenistische Vorstellungen vom politischen Gottmenschentum bereits seit der Zeit des Scipio Africanus in Rom verbreitet und vor allem in der *plebs* schnell auf große Zustimmung gestoßen sind.

Ebensowenig sieht C. entscheidende politische Hinderungsgründe für die Ausbreitung des Kaiserkultes im Westen, nicht einmal für die Ära des Augustus. Nach seiner Auffassung ist der *princeps* zu keiner Zeit lediglich *primus inter pares*, sondern hebt sich in allen Phasen deutlich von den anderen Mitgliedern der Senatsaristokratie ab. Dieses hat nach C. ganz wesentlich mit seiner wie seines Vaters kultischer Verehrung zu tun: Die eigene Verehrung verleiht ihm ein Charisma, das keinem seiner Standesgenossen zugeschrieben wird, die Konsekration und Divinisierung seines Vorgängers verschafft seiner Dynastie überdies eine religiöse Legitimation. Trotz mancher kritischer Aussagen in den literarischen Zeugnissen sieht C. selbst in der Führungsschicht keine grundlegenden Bedenken gegen die kultische Verehrung des Kaisers. Zudem gibt er zu bedenken, daß der Kaiser nicht allein auf die Akzeptanz des *ordo senatorius* angewiesen ist. Vor allem die Zustimmung der hauptstädtischen Bevölkerung und der Angehörigen des Heeres ist ebenfalls von entscheidender Bedeutung. Diese beiden Gruppen aber stehen dem Kaiserkult bereits in frühen Phasen sehr positiv gegenüber.

Schließlich betont C. nachdrücklich, daß der Kaiserkult im Westen nicht ausschließlich unter politischen Gesichtspunkten als ein Instrument zur Sicherung der Herrschaft zu verstehen ist, sondern zugleich eine religiöse Konnotation aufweist. Eine klare Trennung zwischen beiden Ebenen scheint ihm überdies nicht praktikabel. So weist er zu Recht darauf hin, daß es sich in den meisten Fällen nicht entscheiden läßt, ob ein Bürger aus religiösem Bedürfnis oder aus politischer Loyalität am Kaiserkult teilnimmt.

Die zentrale Bedeutung des Kaiserkultes sieht C. in der Integration aller Bürger des Imperium Romanum. Für viele wird das Reich vor allem im Kaiserkult als Bezugspunkt faßbar. Auch diese primär politische Funktion ist nicht ohne religiöse Momente denkbar: Gemeinsamkeiten der Reichsbewohner in der kultischen Praxis sowie verbreitete Erwartungen an den Kaiser als  $\sigma\omega\tau\eta\rho$  und  $\epsilon\upsilon\epsilon\rho\gamma\acute{\epsilon}\tau\eta\varsigma$ , die er aufgrund seiner göttlichen Qualitäten in besonderem Maße erfüllen kann, stellen eine wesentliche Grundlage dafür dar.

Schlußendlich nimmt C. auch das Verhältnis zwischen Kaiserkult und Christentum in den Blick. Grundsätzlich teilt er mit vielen Forschern die Auffassung, daß die Assimilation des Christentums im Römischen Reich bereits in der Prinzipatszeit schneller voranschreitet und von vielen Christen bei weitem weniger als Problem reflektiert wird, als es so manche Aussage besonders einiger lateinischer Kirchenväter vermuten läßt. Auch C. streicht heraus, daß viele Christen an paganen Praktiken festhalten, ohne darin einen Widerspruch zu ihrem Christsein zu sehen. Zum römischen Staat haben die meisten überdies mittlerweile ein positives Verhältnis entwickelt. Manche Christen scheuen im zweiten und dritten Jahrhundert auch nicht die Konfrontation mit dem Kaiserkult, indem sie sich trotz der Warnungen einiger Bischöfe entscheiden, zivile Ämter zu übernehmen oder ins Heer einzutreten. C. referiert dazu die verschiedenen Möglichkeiten, sich als Christ mit dem Kaiserkult zu arrangieren. Mit der „Konstantinischen Wende“ schließlich kommt es nach C. zu keinem radikalen Bruch mit den bisherigen Formen der Kaiserverehrung. Er verweist auf die zahlreichen Beispiele paganer Kulte und nennt die Relikte des Kaiserkultes: Rechtmäßige Kaiser werden weiterhin divinisiert, die Konsekration des verstorbenen Kaisers dient noch immer der Legitimation des Nachfolgers. Kaiser werden auch künftig gelegentlich als *divi* bezeichnet. Zeugnisse für provinziale Kaiserkulte mit entsprechendem Priestertum macht C. sogar bis ins fünfte Jahrhundert hinein aus. Etwa am Beispiel der Zusammenhänge zwischen Apotheose und Himmelfahrt geht er auch kurz darauf ein, wie heidnische Elemente unter christlichem Einfluß umgestaltet und neu gedeutet werden können. Zu dieser Thematik könnte man sich allerdings noch etwas weitergehende Ausführungen wünschen, die ihren Schwerpunkt nicht so sehr auf den Aspekt des Fortlebens paganer Traditionen an sich legen, sondern stärker die Synkretismen christlicher und heidnischer Elemente herausstellen und interpretieren.

Die Untersuchung scheint mir aus verschiedenen Gründen wichtig und nützlich: Sie beleuchtet, auf welcher vielfältigen Weise der römische Kaiserkult mit seinem politischen, sozialen und kulturellen Kontext im Römischen Reich verknüpft ist. Sie bietet zahlreiche informative Detailinterpretationen sowie einen außerordentlich guten Überblick über das Quellenmaterial. In methodischer Hinsicht warnt sie, sich allzu schnell von grundsätzlichen konzeptionellen Überlegungen und Systematisierungsbestrebungen leiten zu lassen, durch die man sich den Blick auf wichtige Fakten verstellen kann. C. gelangt zu seinen Ergebnissen gerade aufgrund der Tatsache, daß er sich von derartigen Konzepten distanziert und damit eine größere Sensibilität für die Vielschichtigkeit und Vielfalt des Untersuchungsgegenstandes zu entwickeln vermag als mancher andere. Auch wer C. nicht in allen Punkten uneingeschränkt folgen möchte – etwa in seinen Überlegungen zur Relation von Ost und West oder zum Verhältnis von Kaiserkult und Christentum –, findet in seinem Werk in jedem Fall zahlreiche höchst interessante Anregungen zum Weiterdenken.

Zusammenfassung: C. hat eine umfassende Studie über den römischen Kaiserkult im Westen des Reiches vorgelegt, die in vieler Hinsicht auch für den Osten aufschlußreich ist. Er bietet einen vorzüglichen Überblick über das Quellenmaterial vor allem für den Westen. Auch unter methodischen und inhaltlichen Gesichtspunkten ist das Werk sehr anregend.

Karen Piepenbrink, Mannheim  
[karen.piepenbrink@phil.uni-mannheim.de](mailto:karen.piepenbrink@phil.uni-mannheim.de)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Raban von Haehling (Hrsg.): Rom und das himmlische Jerusalem. Die frühen Christen zwischen Anpassung und Ablehnung, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. XII, 308 S. DM 98. ISBN 3-534-14592-5

Erste Ergebnisse des von R. von Haehling in Aachen geleiteten Forschungsprojekts „Kirche – Staat – Gesellschaft in vorkonstantinischer Zeit“ legt ein Sammelband mit elf Aufsätzen von Althistorikern und Theologen vor, die, hervorgegangen aus Vorträgen im Rahmen des Projekts, an unterschiedlichen Beispielen das Verhältnis von Christen vor Konstantin zu Kaiser und Gesellschaft, zum nichtchristlichen Staat erörtern, wie es im Titel in die griffige Gegenüberstellung von Rom und heiligem Jerusalem gefaßt ist. Die Christen waren gezwungen, in der – scheinbaren – Antinomie von Diesseits und Jenseits, wie sie sie im täglichen Leben erfuhren, ihre je eigene Haltung zum römischen Staat zu finden, und hier gibt es einerseits durchlaufende Grundstrukturen, die den Gegensatz betonen, andererseits je nach Zeit und Situation unterschiedliche Bemühungen, durch Maßnahmen, die von Abgrenzung bis Harmonisierung reichen, das eigene Verhältnis zum römischen Staat zu definieren, der seinerseits auch auf christliche Anschauungen Einfluß genommen hat. – In der Gesamtschau der in den Beiträgen angesprochenen Themen ergibt sich ein innerer Zusammenhang, den von Haehling in die Leitfrage faßt, „welche Positionen die christlichen Autoritäten hinsichtlich des situationsbedingten Verhaltens der Gläubigen zu Kaiser und Gesellschaft vertraten und wie sie diese Stellungnahme gegenüber der heidnischen Gegenseite begründeten“ (IX). Damit wird das Konfliktpotential der christlichen Kirche und ihrer Träger mit dem heidnischen Staat ausgelotet.

J. Lehnen (Zwischen Abkehr und Hinwendung. Äußerungen christlicher Autoren des 2. und 3. Jahrhunderts zu Staat und Herrscher, 1-28) sieht die Loyalität des Christen zum Staat, wie sie im Römerbrief zum Ausdruck kommt, überlagert von der zu seinem Gott, daher geteilt und von einer eigenartigen Dialektik getragen. In Anlehnung an die jüngere Forschung vorwiegend der 90er Jahre bespricht er wesentliche Quellenbelege zur Bestimmung des Verhältnisses der Christen zum Staat: ihren Widerstand gegen den Kaiserkult, in dem sich die römische Einheit von Politik und Religion manifestiert, so daß die Christen Mühe hatten, ihre Loyalität zum Staat zu erklären, z. B. durch das Gebet für den Kaiser, doch immer unter der Voraussetzung einer Trennung von Politik und Religion. Zur Hinwendung der Christen zum Staat trägt auch ihre Auffassung von der Notwendigkeit der Existenz der Römischen Reiches für die Verbreitung des Christentums bei.

Unter der Voraussetzung, daß die Evangelien, philologisch betrachtet, Biographien sind, in denen „atl. biographisches Erzählen und antike Biographieliteratur“ (30) kombiniert sind, vergleicht D. Dormeyer „Plutarchs Cäsar und die erste Evangeliumsbiographie des Markus“ (28–52) und stellt trotz man-

cher Unähnlichkeiten (Stil, Erzählhaltung, Charakteraussagen) gleiche Strukturmerkmale wie den dreiteiligen Aufbau in Zeit vor dem öffentlichen Auftreten, öffentliches Wirken und Tod bei hellenistischen Herrscher- und Philosophenbiographien und Evangelien fest. In diese gattungsbedingten Gemeinsamkeiten fügt sich eine gewisse Vergleichbarkeit der Lebenswege ihrer Hauptpersonen, für die er Belege auch aus anderen Plutarch-Viten und der Geschichte der biographischen Gattung sammelt. D. sieht den Sinn der Anwendung des biographischen Schemas der hellenistischen Philosophen- und Herrscherbiographie im Parallelismus zwischen der Botschaft der Caesaren, die die Philosophie dem politischen Machtkalkül unterordnen, und des Jesus Christus, der die Umkehrung dieser Rangfolge verkündet und damit ein dem Kaisertum überlegenes Zukunftsmodell anbietet.

K. L. Noethlichs stellt aus althistorischer Sicht noch einmal die Argumente im Zusammenhang mit der Frage nach dem tarsischen und dem römischen Bürgerrecht des Apostels Paulus zusammen (53–84). Gründe, am römischen Bürgerrecht des Paulus zu zweifeln, ergeben sich aus verschiedenen Strafen, mit denen Paulus belegt wurde, und aus der Tatsache der Überlieferung allein in der Apostelgeschichte; die Widersprüche im Paulusbild der Quellen tun ein übriges. N. erörtert die Rechtslage und sieht in den Belegen für das – nur in Selbstausagen vorkommende – römische Bürgerrecht des Paulus in der Apostelgeschichte (16, 37 f.; 22, 25–29) „kein Zeugnis und kein Ereignis, das die Möglichkeit des römischen Bürgerrechts für Paulus absolut unmöglich machen würde“ (80), auch wenn sich keine Gewißheit erzielen läßt und die entsprechenden Aussagen eine bestimmte Kompositionsabsicht des Verfassers der Apostelgeschichte belegen.

An einigen Beispielen aus den Apokryphen zum Neuen Testament weist C. Bussmann [„Josef, der Freund des Pilatus und des Herrn“ (Petrus-Evangelium 2). Ein Blick auf das Verhältnis Ecclesia – Imperium in den sogenannten Apokryphen zum Neuen Testament, 85–96] mentalitätsgeschichtlich interessante Beobachtungen auf: Die Tendenz, mit zunehmendem Zeitabstand Pontius Pilatus mehr und mehr aus der Verantwortung für Jesu Tod zu entlassen und den Juden die Schuld zuzuschieben, läßt eine „geistige Annäherung an das *imperium* und Abwendung vom Judentum“ (91) erkennen. Die christlichen Kreise, die hinter diesen apokryphen Schriften vermutet werden, stehen insofern auf derselben Linie wie andere frühchristliche Literatur aus vorkonstantinischer Zeit.

Die Nachrichten von Christen, die mit der Absicht auf einen Märtyrertod sich selber den staatlichen Stellen auslieferten, ordnet A. R. Birley überblicksartig in das Meinungsspektrum von zeitgenössischen Christen und Nichtchristen ein (97–123). In Auseinandersetzung mit G. W. Bowersock, *Martyrdom and Rome*, Cambridge 1995, der im Gegensatz zu Birley in der Verweigerung des Kaiseropfers statt des Götteropfers die Hauptursache für die Verurteilungen der Christen sieht, und anderer überwiegend englischsprachiger Literatur geht

er auf Belege zum Thema der Selbstausslieferung bei Ignatius von Antiochien, das Verhalten der Montanisten und Donatisten und nichtchristliche Zeugnisse (Lukian, Celsus, Mark Aurel), kritische und positive Stimmen aus dem christlichen Lager ein. Die Zeugnisse machen das Fazit plausibel, die mittels Provokationen der Heiden durch Christen geförderte Selbstausslieferung habe „wohl wesentlich zu einem Zuwachs der Christenprozesse beigetragen“ (121).

Anhand von Belegen aus dem 1. bis 3. Jahrhundert stellt K. Rosen (Von der Torheit für die Heiden zur wahren Philosophie. Soziale und geistige Voraussetzungen der christlichen Apologetik des 2. Jahrhunderts, 124–151) den Wandel im Verhältnis des Christentums zur griechischen Philosophie dar, der viel über Selbstauffassung und Durchsetzungsstrategien der Christen aussagt. Waren die ersten öffentlichen Auftritte der Christen (Paulus) und die unmittelbare Folgezeit noch um scharfe Abgrenzung christlicher und heidnischer Weisheit bemüht, wollten die Apologeten im Laufe des 2. Jahrhunderts ihren Glauben als die wahre Philosophie erscheinen lassen. Sie stellten nun das Christentum in eine Linie mit der im Ansehen gestiegenen Philosophie und ihren im Wahrheitsanspruch miteinander konkurrierenden Schulen, um mit dem „philosophischen“ Anspruch in Bildungskreisen Gehör und bei Entscheidungsträgern Toleranz zu finden. Die Hoffnung, einen Teil der ethische und moralische Orientierung in einer philosophischen Richtung Suchenden zum Christentum zu führen, ging aber einher mit dem Risiko einer Relativierung des Christentums, dessen Wahrheitsanspruch es letztlich doch zur Trennung von der Philosophie führte und dieser so Anstöße zur Untersuchung der eigenen Grundlagen lieferte.

W. Kinzig (Überlegungen zum Sitz im Leben der Gattung *Pros Hellenas* / *Ad nationes*, 152–183) sondert aus dem apologetischen Schrifttum im engeren Sinne, den Petitionen zur Gewährung von Rechtssicherheit für die Christen, die ab ca. 150 n. Chr. aufkommenden Werke mit dem Titel *Pros Hellenas* / *Ad nationes* ab, die er in Anlehnung an Euseb als *elegchoi* bezeichnet. Er sieht in den nach antiken Rhetorikregeln der Abgrenzung der eigenen Richtung von anderen dienenden *pros*-Schriften Arbeiten, mit denen konversionswillige Philosophen und Rhetoren, ein aufgrund seiner Ausbildung und Arbeit dem paganen Bereich verpflichteter Kreis, im Katechumenenunterricht ihr neues Bekenntnis rechtfertigten. Justin, Tatian, Apollinaris, Tertullian und andere konnten auf diese Weise die Trennung von ihrem alten Glauben dokumentieren, wozu das „Unfertige“ dieser Schriften gut paßt, da sie der Dokumentation des Sinneswandels, nicht der Propaganda nach außen dienen.

Am Werk der drei aus Afrika stammenden frühchristlichen Autoren Tertullian, Minucius Felix und Arnobius untersucht R. von Haehling (Die römische Frühzeit in der Sicht frühchristlicher Autoren, 184–204), wie die frühe römische Geschichte und der *mos maiorum* als „Norm für politisches und religiöses Handeln“ (185) von Christen bewertet wird. Im *Apologeticum* Tertullians, das sich ja dezidiert an Nichtchristen wendet, fehlen polemische Angriffe, ist vielmehr

ein gewisser Respekt spürbar, während in der sich an die Christen richtenden Schrift *De spectaculis* von dieser Rücksicht nichts zu merken ist. Minucius Felix stellt in seinem Dialog *Octavius* Negativbeispiele aus der römischen Frühzeit zusammen (Asyl, Brudermord des Romulus, Raub der Sabinerinnen), um „gegen die Instrumentalisierung der *religio* als Erklärungsmuster für den Aufstieg Roms zur Weltmacht“ (193) zu argumentieren. Arnobius geht es bei seinem Urteil über die römische Frühzeit um den Nachweis, aus dem Alter einer Religion keine Aussage über ihren Wahrheitsgehalt zuzulassen, um auf der Grundlage einer staatsbejahenden Einstellung Akzeptanz für die christlichen Neuerungen der jüngeren Vergangenheit zu schaffen. Alle Autoren setzen das Thema der römischen Frühzeit als Kontrast zur Gegenwart für ihre jeweiligen apologetischen Absichten ein.

Ausgehend von der Existenz eines positiven und eines negativen Augustus-Bildes im Neuen Testament (Lukas-Evangelium – Apokalypse) entfaltet R. Klein die hier angelegten Entwicklungslinien des Augustus-Bildes der christlichen Literatur der ersten drei Jahrhunderte, an dem man ablesen kann, in welchen Stufen sich unter dem Eindruck der jeweils aktuellen Lage das Verhältnis der Christen zum Römischen Reich entwickelte (205–236). Um die Situation der Christen zu verbessern, stellten die Apologeten sie als besonders loyale Untertanen des Kaisers dar. Diese Tendenzen kulminieren im Augustus-Bild des Origenes, der in der Auseinandersetzung mit Celsus an ein „christlich gewordenes Friedensreich unter einem römischen Basileus“ (220) denkt und so Augustus einen festen Platz in Gottes Heilsplan zuweist, der durch die Erringung der Alleinherrschaft und die Wiederherstellung des Friedens die Voraussetzungen für die Ausbreitung des Christentums geschaffen hat. Der Adaption der Kaiseridee durch das Christentum steht die andere Entwicklungslinie entgegen: Irenäus von Lyon und Hippolyt von Rom etwa binden Augustus in ihre Ablehnung und Abwertung des Weltlichen ein, wodurch die Trennung zwischen *civitas terrena* und *civitas caelestis* durch Augustinus präfiguriert zu sein scheint. Mit der Konstantinischen Wende aber liegt zunächst die Anknüpfung an Origenes nahe. Eusebius von Caesarea sieht daher in seiner Gegenwart die unter Augustus begonnene Entwicklung der Verbindung von Christentum und römischem Staat verwirklicht und ersetzt so die eschatologische Sichtweise durch eine politische, gegenwartsorientierte.

Am Beispiel des 130 n. Chr. auf der Ägyptenreise Kaiser Hadrians im Nil unter nicht geklärten Umständen ertrunkenen Antinoos, seiner Vergöttlichung und vom Kaiser geförderten Verehrung stellt P. Nadig die Phasen der an dem Verhältnis Hadrians zu Antinoos ansetzenden Kritik christlicher Autoren am Polytheismus vor (237–256). Die christlichen Kritiker wagen es in den ersten hundert Jahren nach Hadrian nicht, ihn im Zusammenhang mit Antinoos beim Namen zu nennen, und verwenden statt dessen analog das Verhältnis Zeus – Ganymed, um die moralischen Mängel heidnischer Götter und die Unzuläng-

lichkeiten des Polytheismus herauszustellen. Mit der Schrift *Contra Celsum* hebt Origenes diese Auseinandersetzung auf eine neue Stufe: Er nennt erstmals Hadrian beim Namen und wendet sich gegen die Parallelisierung des Antinoos mit Jesus (Opfertod, Auferstehung). Auf diese Weise distanzieren sich die Christen indirekt deutlich vom Kaiserkult.

J. Rist stellt mit Cyprian von Karthago und Paul von Samosata zwei Beispiele für das Selbstverständnis des Bischofsamts im 3. Jahrhundert vor (257–286). Cyprians Schriften bieten reichlich Anhaltspunkte für seine Auffassung von Bischofsamt, in dem sich die Einheit der Kirche spiegelt und das als „gemeindlicher Ordnungsfaktor“ (265) der Repräsentanz dient. In Anlehnung an A. Beck sieht Rist Cyprians Selbstverständnis als inspiriert von der Amtsgewalt des weltlichen Oberbeamten, mit dem ihn Herkunft, Bildung und Vermögen, also sein ständisches Bewußtsein verbindet, was er im Umgang mit seinesgleichen bis zu Verhaftung und Tod auszuspielen vermag. Paul von Samosata dagegen ist ein Beispiel für den *homo novus*, dessen menschliche Unzulänglichkeiten, theologische und politische Fehler ihn scheitern lassen. Sein auf äußeres Repräsentationsbedürfnis ausgerichtetes Amtsverständnis als Bischof von Antiochia sucht die „parallele Rangstellung zu den höheren Beamten der zivilen Administration“ (282) und schafft dadurch Angriffsflächen, die letztlich zu seinem Sturz beitragen, auch wenn dieses Bild durch seine Häresie verzeichnet sein mag.

Dieser Aufsatzband versammelt exemplarische Belege für die Suche der Christen nach einem Verhältnis zu dem Staat, dem sie politisch angehörten, aus der Zeit, bevor der Kaiser ihr Protagonist wurde. Im Absolutheitsanspruch des Christentums lag ein dauerndes Konfliktpotential mit dem römischen Staat und der Gesellschaft, das sich nach der Konstantinischen Wende zunehmend gegen die konkurrierenden polytheistischen Glaubensvorstellungen richtete. Die ersten drei Jahrhunderte boten Konflikte in reicher Zahl und auch innerhalb des so homogen wirkenden Christentums zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Antworten, die zwischen Abkehr und Hinwendung changierten und die Christen hin- und hergerissen zeigten. Davon kündeten gerade längsschnittlich angelegte Arbeiten wie die von K. Rosen, R. von Haehling, R. Klein und P. Nadig. Von den unterschiedlichsten Ausgangspunkten aus dienen die Beiträge dem Ziel, die Dialektik des Beziehungsgeflechts der Christen zu ihrem Staat und zu ihrem Gott in der Zeit vor Konstantin zu erläutern und dabei in die mehr oder minder offene christliche Standortbestimmung auch literaturwissenschaftliche Fragestellungen als Gradmesser für die geistige Positionierung einzubeziehen. Die Beiträge liefern das lebendige, facettenreiche Bild einer nicht abgeschlossenen Selbstvergewisserung.

Ulrich Lambrecht, Bornheim-Sechtem  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Alessandro Cristofori, Carla Salvaterra, Ulrich Schmitzer (Hrsgg.): *La rete di Arachne – Arachnes Netz. Beiträge zu Antike, EDV und Internet im Rahmen des Projekts „Telemachos“ – Contributi su nuove tecnologie, didattica ed antichità classica nell’ambito del progetto „Telemaco“*. Stuttgart: Steiner 2000 (Palingenesia 71). 281 S. DM 88. ISBN 3-515-07821-5

Der vorliegende Sammelband, der aus dem in Bologna und Erlangen betriebenen und von der Europäischen Union geförderten Telemaco/Telemachos-Projekt (TELEdidattica e Multimedialità per le Antichità Classiche ed Orientali bzw. TELEdidaktik und Multimedieverwendung auf dem Gebiet des Klassischen Altertums, des frühen Christentums, des Alten Orients und der Spätantike) hervorgegangen ist, unternimmt einen ersten Versuch, gemeinsame europäische Formen für die Auseinandersetzung mit der Antike und ihrem Erbe sowie Möglichkeiten zu deren Umsetzung in Forschung und Lehre zu finden. Die Internationalität des behandelten Mediums spiegelt sich auch in den 16 Beiträgen in fünf verschiedenen Sprachen (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch) wider, in denen sich 19 Autoren aus sechs verschiedenen europäischen Staaten sowie einer aus den USA aus unterschiedlichen Perspektiven der Frage des Einsatzes moderner elektronischer Medien in der Didaktik der alten Sprachen, den Altertumswissenschaften und einigen Nachbardisziplinen nähern. Kritisch werden die Möglichkeiten, die Internet, E-Mail, Lernprogramme, Datenbanken und interaktive CD-ROMs bieten, untersucht.

Neben sehr speziellen Artikeln, die konkrete Projekte und Erfahrungen aus Forschung und Unterricht vorstellen, finden sich auch Grundsatzreferate international anerkannter Forscher, die die große Bandbreite der aktuellen Bemühungen auf diesem Gebiet deutlich machen. Der Leser erhält wertvolle Einblicke in die Situation der Altphilologie und des altsprachlichen Unterrichts in verschiedenen europäischen Ländern und deren Haltung zum Einsatz moderner Medien.

In sachlicher Form und auch nicht ohne die nötige Kritik werden in einigen Beiträgen die Vorteile der Integration des Computers in den Latein- und Griechischunterricht aufgezeigt: Michael Alperowitz berichtet in seinem Artikel „Midas and the Golden Touch“ (S. 13–30) von einem Projekt, das die Entwicklung multimedialer Unterrichtsmaterialien zu Ovids Midasgeschichte zum Ziel hatte. Durch eine Visualisierung der Interpretationsansätze und eine Dynamisierung des lateinischen Textes durch die Einbindung von Bild- und Tonmedien sowie on- und offline zu benutzenden Links wurden die Aussagen und Facetten des Textes auf einer interaktiven CD-ROM für die Schüler sichtbar und begreifbar gemacht. Chantal Bertagna setzt sich in ihrem Aufsatz (S. 31–38) mit dem Einsatz der neuen Technologien im altsprachlichen Unterricht in Frankreich auseinander. Den Einsatz multimedialer und interaktiver Tech-

niken im Lateinunterricht aus italienischer Perspektive beleuchtet Licia Landi (S. 47–56) anhand zweier Projekte, die sich beide in unterschiedlicher Form mit Catull auseinandersetzen. Wie Alperowitz betont auch Landi den Umstand, daß dadurch den Schülern der selbständige und kritische Zugang zu den antiken Texten erleichtert wird, was sich auch positiv auf deren Motivation auswirkt. Eine kritische Skizze des altsprachlichen Unterrichts in Großbritannien und des didaktischen Einsatzes von elektronischen Medien zeichnet Julian Morgan in seinem Beitrag „Computanda Britannica“ (S. 101–108). Er stellt einerseits die Schwierigkeiten dar, vor denen britische Latein- und GriechischlehrerInnen aufgrund der spezifischen Charakteristika des englischen Schulsystems stehen, und berichtet andererseits von den Initiativen und Bemühungen, die neuen Medien verstärkt in den Unterricht der alten Sprachen einzubinden. Daniela Pellacani lotet in ihrem auf Feldforschungen basierenden Artikel (S. 119–145) die Einsatzmöglichkeiten des Computers im Lateinunterricht aus. Luigi Salvioni stellt in seinem Beitrag (S. 185–203) eine Reihe von Programmen vor, die im altsprachlichen Unterricht (Elementar- wie auch Lektüreunterricht) zum Einsatz gebracht werden können und setzt sich mit der Frage auseinander, welche neuen Möglichkeiten sich dadurch für die Didaktik eröffnen.

Die vorgestellten Projekte aus dem schulischen Bereich bieten wertvolle Erfahrungsberichte und didaktische Anregungen für Lehrer der alten Sprachen. – Neben den in diesem Zusammenhang immer wieder genannten Vorzügen wie dem Aufbrechen von Fächergrenzen und somit der Förderung interdisziplinären Arbeitens sowie der Bereicherung des Unterrichts und der Steigerung der Motivation der Schüler durch den EDV-Einsatz im Latein- und Griechischunterricht erscheint mir vor allem der Aspekt von großer Relevanz, den Chantal Bertagna in ihrem Beitrag über den Einsatz der neuen Medien im altsprachlichen Unterricht herausstreicht (S. 37 f.): Das Internet mit seiner Vielzahl an internationalen Websites über die Antike macht es für den Lehrer viel leichter, den Schülern die Bedeutung der Antike als gemeinsames kulturelles Erbe Europas und einigendes Band begreiflich zu machen, als das mit den herkömmlichen Unterrichtsmethoden bisher möglich war. Alle Beiträge, die sich mit diesen didaktischen Fragen befassen, betonen das Nebeneinander von traditionellem Unterricht und dem gezielten und professionellen Einsatz elektronischer Medien, die eine große Bereicherung darstellen.

In den universitären Bereich führt der Beitrag von Paolo Mastandrea, Luca Mondin, Luigi Tessarolo und Federico Boschetti (S. 69–80), der Initiativen der Universität Venedig hinsichtlich des Einsatzes elektronischer Medien in der klassischen Philologie vorstellt. Ähnliche Unternehmungen an der Universität Leuven werden daran anschließend von Alain Meurant, Jacques Poucet und Jean Schumacher (S. 81–100) präsentiert. Ein Curriculum für die Einführung von Studenten der Altertumswissenschaften in den Umgang mit der EDV und ihre Einsatzgebiete (Textverarbeitung, Recherche, Datenbanken) sowie allge-

meine Reflexionen über den sinnvollen und zielgerichteten Einsatz des Computers in der Auseinandersetzung mit der klassischen Antike präsentiert Camillo Neri (S. 109–117). Den Einsatz des Internet in altertumswissenschaftlicher Forschung und Lehre an spanischen Universitäten beleuchtet der Artikel von Pilar Rivero (S. 147–165).

Eine Ergänzung des europäischen Blickwinkels durch die amerikanische Perspektive bietet Rob Latousek in seinem Beitrag „The Globalization of Classical Computing“ (S. 57–68). Er unterstreicht einerseits die normierende und vereinheitlichende Kraft des Internet und andererseits die Parallelität der Herausforderungen, vor denen Altertumswissenschaftler auf beiden Seiten des Atlantiks stehen, und betont die große Bedeutung, die der Zusammenarbeit in diesem Bereich über Sprach- und Staatsgrenzen hinweg zukommt.

Einen Blick auf den Umgang der Mediävistik mit dem Medium Internet bietet der Beitrag „Geschichte und Netz: Das Mittelalter“ von Stuart Jenks (S. 39–45). Neben einem kurzen Streifzug durch die verschiedenen elektronischen Hilfsmittel für Mediävisten (Datenbanken und E-Texte), die dem Forscher Literaturrecherche und Bibliographieren enorm erleichtern, sowie der Erörterung des Nutzens elektronischer Kommunikationsmittel für den wissenschaftlichen Diskurs setzt sich Jenks auch mit der Idee eines kollaborativen Indizierungssystems auseinander, das seiner Ansicht nach in einer Art von „interaktiver Beschlagwortung“ der Internetressourcen durch die Webuser bestehen sollte, um so ein gezielteres Auffinden von Websites zu ermöglichen, als dies bislang über die herkömmlichen Suchmaschinen möglich ist. Ein derartiger Ansatz ist m. E. jedoch (wenn überhaupt) nur dann sinnvoll, wenn der User nicht ganz nach eigenem Gutdünken Schlagworte vergeben kann, sondern nur aus einem vorgegebenen und möglichst an den Normen bibliothekarischer Beschlagwortung (Schlagwortnormdatei) orientierten Thesaurus (z. B. in Form von Pull-down-Menüs). Denn ansonsten wäre binnen kürzester Zeit das Schlagwortchaos im Netz perfekt und der von Jenks postulierte Ansatz wiederum ad absurdum geführt. Außerdem erscheint es mir angesichts immer besser und schneller arbeitender Suchmaschinen, die bei richtig formulierter Suchanfrage dem Webuser in Sekundenschnelle eine brauchbare Treffermenge liefern, sehr fraglich, ob derartige Überlegungen überhaupt noch nötig sind.

Einen ausgezeichneten Überblick über elektronische Ressourcen in der Papyrologie bietet der Beitrag von Kai Ruffing (S. 167–183). Er stellt neben einigen guten „Einstiegsseiten“ in die Papyrologie sowie elektronisch zugänglichen bibliographischen Hilfsmitteln auch eine Reihe von papyrologischen Datenbanken sowie deren Funktionsweise und Einsatzmöglichkeiten in Forschung und Lehre vor.

Carla Salvaterra setzt sich in ihrem sehr instruktiven Artikel „Bytes loquuntur?“ (S. 202–232) eingehend mit den Auswirkungen auseinander, die die rasante Entwicklung der neuen Medien auf die Altertumswissenschaften haben

und stellt Reflexionen über die daraus erwachsenden neuen Herausforderungen und Möglichkeiten des Faches an.

Ulrich Schmitzer liefert in seinem humorvoll geschriebenen Beitrag (S. 233–263) einen umfassenden Überblick über die altertumswissenschaftlichen Internet-Ressourcen im deutschsprachigen Raum, der die ganze Bandbreite des Angebots aufzeigt und dieses einer kritischen Bewertung unterzieht. Dabei zeigt er nicht nur treffsicher vorhandene Defizite auf, sondern stellt auch zukunftsweisende Überlegungen hinsichtlich des Einsatzes der neuen elektronischen Medien an. Völlig zu Recht postuliert er, daß der mittlerweile fast selbstverständliche Einsatz dieser Technologien im altsprachlichen Unterricht auch für die universitäre Ausbildung der Lehramtsstudenten Konsequenzen haben muß, und fordert daher die Einführung verpflichtender Einführungsveranstaltungen für angehende LehrerInnen. Nicht genügend unterstreichen kann ich sein Statement, daß nur diejenigen, die aktiv an der Entwicklung der neuen Medien mitarbeiten, auch dazu beitragen können, daß diese in die richtige Richtung führt.

Im letzten Beitrag des Bandes setzt sich schließlich Debora Stenta (S. 265–281) mit Einfluß und Rolle von Videospiele hinsichtlich der Rezeption antiker Geschichte auseinander und spricht damit einen weiteren Teilbereich des Themas „Antike und moderne Medien“ an, dessen Bedeutung gerade aufgrund starken Popularisierung der Antike durch dieses Medium nicht unterschätzt werden darf.

Dieser Sammelband, der bewußt keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt oder gar ein Handbuch für den Bereich Altertumswissenschaften und Internet sein möchte, zeigt verschiedene Wege in die virtuelle Welt der modernen elektronischen Medien auf, die bisher von Altertumswissenschaftlern sowie Latein- und Griechischlehrern verschiedener Nationalitäten besprochen wurden, und gibt Einblick in die dabei gemachten Erfahrungen. Dabei wird dem Leser in beeindruckender Weise vor Augen geführt, daß das alte Vorurteil, Vertreter dieser Disziplinen wären weltfremd und technikfeindlich, keine Gültigkeit mehr besitzt und europaweit eine sehr intensive Auseinandersetzung der Altertumswissenschaften mit den modernen elektronischen Medien stattfindet, die den internationalen Vergleich mit anderen Disziplinen nicht scheuen muß. Schwellen- und Berührungssängste hinsichtlich der neuen Medien sind offenbar auch bei den Altphilologen stark im Sinken begriffen, ein wirklich erfreuliches und ermutigendes Signal für die Zukunft unseres Faches, das die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck entdeckt hat und sich nicht mehr scheut, sich deren Vorteile für die Vermittlung der Antike zunutze zu machen, ohne deshalb altbewährte wissenschaftliche und didaktische Methoden des Faches in Frage zu stellen.

Zusammenfassung: Der vorliegende Band beleuchtet schlaglichtartig ausgewählte Bereiche des Einsatzes elektronischer Medien in den Altertumswissenschaften.

ten und einigen Nachbardisziplinen. Die Auswahl der Beiträge ist sowohl hinsichtlich ihrer geographischen Streuung als auch hinsichtlich ihrer fachlichen Bandbreite insgesamt als sehr gelungen zu betrachten. Wer sich also über den aktuellen Stand verschiedener internationaler IKT-Projekte im Bereich der Altertumswissenschaften und des altsprachlichen Unterrichts und die Einsatzmöglichkeiten moderner Medien in unserer Disziplin informieren oder Anregungen für eigene Projekte finden möchte, wird diesen Band sicher mit großem Gewinn lesen.

Sonja Reisner, Wien  
[sonja.reisner@univie.ac.at](mailto:sonja.reisner@univie.ac.at)

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Sabine Ladstätter: Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2000 (Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 35). 320 S., 8 Pläne ATS 694,- ISBN 3-7001-2899-1

Für jeden mit der Spätantike Befassten gehört der Hemmaberg zu den wichtigsten Fundplätzen des Ostalpenraumes. Und die Debatten über die Interpretation der Kirchenbefunde werden noch länger nicht abgeschlossen sein. Mit der Publikation von L. liegt eine wertvolle Arbeit über einen Teil des Fundmaterials, aus dem Bereich der westlichen Doppelkirchenanlage, vor.

Das Buch beginnt mit Forschungsgeschichte und -stand zur Spätantike Binnennoricums, insbesondere des Hemmaberges (16–27), und einem historischen Überblick über die Zeitspanne des beginnenden 4. Jh. bis zum späten 8. Jh., der bairischen Mission, unter Einbezug von schriftlichen Primär- und Sekundärquellen, im Wesentlichen (Binnen)Noricum betreffend (28–40). Hier ventiliert die Verf. die möglichen Standorte frühester Kirchen in norischen Municipien schon in der ersten Hälfte des 4. Jh. trotz unzureichender Forschungslage. Sie erwähnt das offensichtliche Fehlen eines christlichen Kultbaues in Flavia Solva (32 f.), was zur Zeit für die ganze heutige Steiermark gilt, auch wenn die Rez. spekulative Überlegungen für den Frauenberg bei Leibnitz noch nicht aufgeben möchte. Die durch Flugbilder bezeugte Kirche mit Querannex von Virunum zählt L. nach der Bauform zu den frühesten Südnoricums (33). Sie entspricht nach Meinung der Rez. u. a. der ersten Bauphase der Kirche auf dem Duell.

Die Verf. hält für das beginnende 5. Jh. das zentrale Gebiet Binnennoricums für frei von Fremdeinflüssen, wie sie auch die Höhensiedlungen nach dem Fundmaterial als rein romanisch betrachtet (34). Die Resultate der Aufarbeitung des Fundmaterials des Gräberfeldes vom Frauenberg bei Leibnitz, einer spätantiken Höhensiedlung im Ostrand Binnennoricums, lassen Zweifel an derartigen generellen Aussagen zu.

In dem historischen Abschnitt wird das Gerüst für die darin einzuhängende archäologische Auswertung des Fundmaterials errichtet. Etwa der Nachweis alamannischer Migranten zu Beginn des 6. Jh. (37) nach einigen wenigen Fibelfunden (verschiedener Armbrust- und Bügelfibeln, 174 f.).

Hierauf folgt die stratigraphische und architektonische Beschreibung der westlichen Doppelkirchenanlage (41–63), angelegt – wie die östliche – im frühen 6. Jh. Angeführt werden die aufwendigen Materialumschichtungen zur Planierung des Hang-Terrains für die gleichzeitig errichteten Sakralbauten – erstaunlich, daß das weniger abfallende Gelände nördlich davon als Platzanlage unverbaut blieb – und den Bereich zwischen ihnen, deren Vorgängerbauten und teilweise Nutzung nach der Zerstörung bis in das Frühmittelalter. Ihre unterschiedliche Ausstattung, die südliche (= vierte) Kirche ist mit Priesterbank und

Reliquienloculus, die nördliche (= fünfte) mit einer *piscina* versehen, scheint die Bezeichnung Doppelkirchenanlage, trotz leicht verschwenkter Orientierung der fünften Kirche und größeren räumlichen Abstandes zwischen beiden Bauten, zu rechtfertigen.

Nach der Erläuterung des architektonischen Befundes wird auf „ausgewählte Fundgattungen“ (64) eingegangen: Die Fundmünzen (64–83) wurden in einem Diagramm (Abb. 40) denen weiterer (etwa) gleichzeitiger Höhensiedlungen des Ostalpenraumes gegenübergestellt, wie auch ein Vergleich der Prägestätten (Abb. 43–45). Ein Diagramm der Verlustrate liegt vor (Abb. 42). Münzen des 1. und 2. Jh. sind vergleichsweise selten. Im dritten Viertel des 4. Jh. steigt die Zahl der Münzen sprunghaft an, im letzten Viertel des 4. Jh. nimmt sie stark ab, die Münzreihe endet im ersten Viertel des 5. Jh. Eine Münze des (späteren) 5. Jh. und eine Münze des 6. Jh. sind Unikate. Der Meinung der Verf., das vermehrte Auftreten von Antoninianen bezeuge keineswegs eine massive Siedlungstätigkeit auf Bergen in der zweiten Hälfte des 3. Jh. (83 f.), wie auch der Münzdatierung ohne eingehende Beachtung ihrer Fundlage und des gesamten Fundmaterials nur großes Mißtrauen entgegengebracht werden müsse (82), kann nur beigestimmt werden. Aus dem planierten Bereich zwischen der vierten und fünften Kirche stammen aus umgelagertem Material einer Schmiedewerkstatt des ‚fortgeschrittenen‘ 5. Jh., darunter metallene Altstücke, Münzen des 3. Jh. und des 2. Viertel des 4. Jh., die zum Einschmelzen bestimmt waren (66 f.), ein Befund, der mit dem eines metallverarbeitenden Betriebes auf dem Frauenberg zumindest des beginnenden 5. Jh. vergleichbar ist.

Hierauf folgt der große Fund-Komplex der keramischen Produkte: „Kaiserzeitliche Sigillaten“ (84 f.); „Spätantike Afrikanische Sigillaten“ und deren Imitationen (85–99); „Late Roman C Ware“ (99 ff.); „Nordafrikanische Lampen und Imitationen“, deren Einordnung und Vergleich mit dem Münzspektrum (101–117), Laufzeitdiagrammen und Verbreitungskarten (Abb. 52–59); „Spätromische glasierte Ware“ (117–130). Die Verf. verweist unter Kapitel 6.5. „Spätantike Grobkeramik“ (130–159) zu Recht auf fehlendes monographisch zu publizierendes Fundmaterial mancher in Österreich gelegener binnennorischer spätantiker Höhensiedlungen. Nach dem Vergleich mit Gefäßkeramik anderer Fundorte (Invillino, Lavant, Duell, Kappele mit unterschiedlicher Typologisierung des Materials durch die Bearbeiter und dessen regionale Eigenheiten) erstellte L. eine autarke Formaltypologie. Diese wenig voreingenommene Vorgangsweise, besonders bei modern gegrabener, daher stratifizierter und chronologisch einordenbarer Keramik ist äußerst begrüßenswert. Die großteils aus lokaler Herstellung lokal gewonnener Tone stammende Keramik, grundsätzlich eingeteilt in Töpfe und Schüsseln mit Varianten und Deckel, wird in eine scheibengefertigte Ware des 5. Jh., deren Formen sich bis in das 6. Jh. weiterentwickeln können, und freihändig gefertigte Keramik der zweiten Hälfte des 6. Jh., die nicht mehr im Töpferofen gebrannt wurde, gegliedert. Diese auffallende

Veränderung in der Herstellungstechnik geht nach L. mit einer wirtschaftlichen Verschlechterung einher. Wenn auch eine Typologie anhand von Zeichnungen vom Betrachter her nicht immer bedingungslos nachvollzogen werden kann, soll sie Anregung zu einem intensiven Kolloquium unter Kollegen bieten, nicht aber in einer Rezension kritisiert werden. Die gelegentlich nicht ganz einsichtigen Datierungen der Grobkeramik scheinen sich nach Meinung der Rez. letztlich auf den zeitlichen Ansatz der Kirchenbauten zu beziehen. Diese Keramikgattung zeigt jedenfalls in Gestalt und Dekor, wie in Bodenmarken enge Parallelen zu dem der Rez. vertrauten Dueler Material.

Die slawische Keramik (159–164), bestehend aus Töpfen, gehört der Nachnutzungsphase der beiden westlichen Kirchen an. Sie ist freihändig gefertigt. Ein Keramiktyp schließt formal und dekorativ an das 6. Jh. an, der andere gehört den Töpfen des Prager Typus an. Auch der Wall auf dem Hemmberg ist frühmittelalterlich, was von größter Bedeutung für die Geschichte der spätantiken Höhensiedlungen in Kärnten ist; ähnliches wurde von der Rez. bereits für den Duell vermutet. Die Amphoren (164–169) sind die letzten Vertreter der Gefäßkeramik. Die Fibeln (169–179) stammen vorwiegend aus den Planierstraten für die beiden Kirchen und den Bereich zwischen ihnen. Sie gehörten der umgelagerten Schicht der Schmiedewerkstatt an, woraus sich eine Anzahl an kaiserzeitlichen Fibeln als Altstücke erklären läßt. Eine Hahnenfibel mit zugehörigem Model wurde lokal erzeugt. Die Fibeln umfassen einen Zeitraum vom 1. Jh. n. Chr. bis zum früheren 6. Jh.

Unter 6.9. werden Funde aus Glas angeführt (179–185). Neben spätantiken, aber auch früheren Glasgefäßen fanden sich Lampen aus Glas und Fensterglas, die zur Ausstattung der Kirchen gehörten.

Die Beschreibung „ausgewählter Fundkomplexe“ betrifft die Funde aus den Planierstraten unter und zwischen den beiden westlichen Kirchen und Fundkomplexe aus deren Innerem (186–202). In der Zusammenfassung (203–207) wird knapp und übersichtlich auf die Ergebnisse eingegangen. Fundlisten (208–210), die Münzliste (211–222), Literaturverzeichnis und zwei Tabellen zur Keramik (236–239) bilden das Ende des Textteiles. Der Katalog (240–270) und 64 Tafeln mit klaren ansprechenden Zeichnungen ermöglichen einen tieferen Einblick in das Fundmaterial.

Gesondert in einer Mappe sind dem Buch acht Planbeilagen beigegeben. Sie zeigen eine steingerechte Aufnahme der westlichen Doppelkirchenanlage, Aufnahmen von fünf Schnitten durch die vierte Kirche und von zwei Schnitten durch die fünfte Kirche.

Diese akribische, detailreiche und weitgespannte Publikation stellt einen überaus wichtigen Beitrag zur Spätantike-Forschung dar. Alle, die damit beschäftigt sind, werden sich mit ihr auseinandersetzen müssen.

Ulla Steinklauber, Graz

---

[HTML-Version](#) [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#) [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Stefan Faller: Taprobane im Wandel der Zeit. Das Sri-Lanka-Bild in griechischen und lateinischen Quellen zwischen Alexanderzug und Spätantike. Stuttgart: Steiner 2000 (Geographica historica 14). 243 S., 15 Abb. kartoniert, DM 88.– ISBN 3-515-07471-6

Ceylon, das in frühen einheimische Zeugnisse als „Lanka“ erscheint und heute „Sri Lanka“ heißt, war der Antike spätestens seit dem Hellenismus bekannt; es erscheint als „Taprobane“, gelegentlich auch als „Palaesimundum“ oder „Salike“, seit der Spätantike auch als „S(i)elediba“ oder „Serendip“. Mit dem Bild, das antike Autoren zwischen Alexanderzug und Spätantike von dieser Insel am Rande der antiken Oikumene präsentieren, befaßt sich Stefan Faller in seinem Buch, das auf eine von Eckard Lefèvre und Oskar von Hinüber betreute Freiburger Dissertation 1997 zurückgeht.

Faller diskutiert dabei zunächst die unterschiedlichen Namen für die Insel und geht im Hauptteil der Arbeit die Berichte der griechischen und lateinischen Schriftsteller in chronologischer Folge einzeln durch. Nach ersten Erwähnungen bei Onesikritos und Megasthenes findet die Insel Berücksichtigung in den geographischen Werken eines Eratosthenes und eines Strabon, im anonymen *Periplus Maris Erythraei* und bei Pomponius Mela. Besonders ausführlich handelt sodann Plinius d. Ä. im sechsten Buch der *Naturalis Historia* (81–91) von Taprobane, und entsprechend ausführlich und umsichtig erörtert Faller diesen Bericht. Sodann widmet er sich dem geographischen Werk des Claudius Ptolemaios sowie Notizen bei Ammianus Marcellinus, (Ps.-)Palladios, Kosmas Indikopleustes und Stephanos von Byzantion; ein Exkurs gilt Taprobane in der Dichtung, insbesondere bei Dionysios Periegetes und den auf ihm beruhenden späteren Werken. Schließlich betrachtet Faller – für PLEKOS besonders interessant, im Zusammenhang seines Themas aber nur kursorisch – unter der Überschrift „Trivialia et mirabilia“ einige spätantike „Kompilatoren“, wobei er freilich etwa die *Expositio totius mundi et gentium* unberücksichtigt läßt; als Begründung hierfür verweist Faller pauschal auf die Argumentation eines anderen Gelehrten (in einem übrigens nach Ausweis der Zeitschriftendatenbank der Deutschen Bibliothek in keiner deutschen Bibliothek vorhandenen Band der Zeitschrift „JRAS-CB“ [offenbar = Journal of the Ceylon/Sri Lanka Branch of the Royal Asiatic Society]). Ein letzter Blick gilt der Utopie des Iamboulos. Eine ausführliche Bibliographie, Register und (leider schlecht reproduzierte) Abbildungen beschließen den Band.

Fallers Studie wird ihrem Thema gerecht, ist klar gegliedert und bietet eine Vielzahl interessanter Details. Insbesondere die Erörterungen zum Taprobane-Bericht bei Plinius d. Ä. sind in der Umsichtigkeit der Argumentation und der Vielzahl wertvoller Einzelbeobachtungen besonders hervorzuheben. Problematisch scheint allenfalls gelegentlich die unkritische Übernahme mancher Forschungsposition. Wenn Faller etwa über den nur aus wenigen Zitaten bekann-

ten Autor Alexander von Ephesos behauptet, es gebe „einen ganzen Komplex von Dichtern und Kommentatoren, die alle auf diesem Lehrgedicht des Alexander beruhen“ und Dionysios Periegetes als „das erste Glied in dieser Kette“ bezeichnet (166), im folgenden aber nur auf Texte verweist, die nicht von Alexander, sondern von Dionysios Periegetes abhängen, so genügt als Nachweis für dessen „Beruhen“ auf Alexander nicht der Verweis auf eine in einem RE-Artikel (übrigens mit aller Vorsicht) gemachte und in einem Studienbuch ohne Belege wiederholte diesbezügliche Vermutung, die auf die Ähnlichkeit einer einzigen, dem Alexander zudem nur in den anonymen Dionysios-Scholien (607) zugeschriebenen Verszeile mit dem Dionysios-Text abhebt. Ebenfalls überrascht, daß Fallers sodann die unter dem Namen des Nikephoros Blemmydes überlieferte kurze geographische Schrift nach der Ausgabe von 1861 zitiert und für die Untersuchung nutzt, ohne daß die neuere Forschungsliteratur zu dieser Schrift wahrgenommen worden wäre, derzufolge es sich nicht etwa um ein spätantikes Werk, sondern um eine frühneuzeitliche Fälschung handelt. Doch sind Irritationen dieser Art bei einer so breit angelegten Studie wie der Fallers in der Praxis kaum zu vermeiden und daher nicht überzubewerten.

Fallers Stil ist lebhaft und oft recht persönlich (17: „Ich plädiere stark dafür“). Das Buch wird dennoch wohl kaum außerhalb der Altertumswissenschaft rezipiert werden können, da die oft ausführlich zitierten griechischen und lateinischen Zeugnisse stets ohne Übersetzung präsentiert werden. Dies ist bedauerlich, denn der Autor schließt seine Darlegung ganz zu Recht mit dem Hinweis auf die große „Faszinationskraft“, die Taprobane-Studien „auch in Zeiten“ haben, „die für die Altphilologie nicht leicht sind“.

Kai Brodersen, z.Zt. University of St.Andrews  
[kai.brodersen@phil.uni-mannheim.de](mailto:kai.brodersen@phil.uni-mannheim.de)

---

[HTML-Version](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 HTML](#)   [Inhalt Plekos 3,2001 PDF](#)

[Startseite Plekos](#)

---

Karl Leo Noethlichs: Die Juden im christlichen Imperium Romanum (4.–6. Jahrhundert). Berlin: Akademie Verlag 2001 (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt). 271 S. 3 Karten, zahlr. Abb. DM 38,73. ISBN 3-05-003431-9.

Um es gleich eingangs zu sagen: Die im Vorwort ausgesprochene Absicht, mit einem übersichtlich und verständlich geschriebenen Studienbuch eine Lücke „im Verständnis für das Altertum als Grundlage unserer europäischen geprägten Welt“ zu schließen und einen Beitrag zu leisten, „daß die Antike in der Gegenwart präsent bleibt“, dies ist dem Autor rundum gelungen. Es gibt jedoch für eine Bearbeitung der Thematik noch einen speziellen Grund: Vor kurzem hat der Berliner Althistoriker E. Baltrusch (HZ 266, 1988, 23 ff.) nachzuweisen versucht, daß das in der Spätantike zur Staatsreligion aufsteigende Christentum nichts mit einer Verschlechterung der Lage der Juden zu tun habe, da sich die führenden Vertreter der Kirche im wesentlichen gegen die jüdische Religion, ihre Ausbreitung und ihren Einfluß gewandt hätten, während die rechtlichen Einschränkungen, z. B. die Abschaffung des Patriarchats, zu Beginn des 5. Jh. als politische und administrative Probleme anzusehen seien. Gegen jene Sicht bringt der Verf. eine große Zahl von Einzelbelegen bei, die doch recht klar zeigen, daß die christlichen Literaten ihre judenfeindliche Gesinnung seit Konstantin auch politisch durchzusetzen verstanden.

Das Buch ist entsprechend der bisher erschienenen Studienbücher dreigeteilt: in eine Darstellung (17–98), einen Materialteil (99–244) und einen Anhang (245–271), der Karten über die Verbreitung des Judentums im Römischen Reich, die politische Gliederung Palästinas und die dortigen Synagogen, eine überlegt ausgewählte Arbeitsbibliographie, ein Glossar sowie Indices der Rechtsquellen, Inschriften (warum nicht auch der übrigen Quellen?), Namen und Sachen umfaßt.

Die Darstellung wird nach einigen Vorbemerkungen über Ziele und Schwerpunkte eingeleitet mit einer Begründung für die zeitliche Abgrenzung des Themas, die von Konstantin bis zur arabischen Eroberung Jerusalems im J. 638 reicht (mit einem Ausblick bis zum 2. Konzil von Nicaea von 787). Freilich gilt jene weite Ausdehnung nur für den Osten, da im Westen mit Valentinian III. (im J. 426) die Überlieferung versiegt. Natürlich könnte man fragen, ob es nicht die Alternative gegeben hätte, auch im Osten früher zu

schließen (etwa mit Justinian I.) und den gewonnenen Raum mit einer größeren Anzahl von Quellen aufzufüllen, zumal im Untertitel ohnehin das 6. Jh. als Endpunkt angegeben ist. Anschließend wird in einem nach Kaisern gegliederten chronologischen Abschnitt zuerst ein ereignisgeschichtlicher Überblick von Konstantin bis Leo III. geboten (leider ohne die Gesetzgebung), dem ein systematischer Teil folgt. Dieser beschäftigt sich mit den jüdischen Siedlungsgebieten in Jerusalem, Palästina und in der Diaspora (bis nach Britannien), weiterhin mit der Gemeindeorganisation und dem Patriarchat, der Rechtsstellung der Juden anhand der Kaisergesetze (Schutz des Individuums, religiöse und wirtschaftliche Maßnahmen, Berufsbeschränkungen, Kuriatspflicht), dem christlichen Judenbild in der Spätantike, insbesondere den theologischen Auseinandersetzungen, dem (nicht ungünstigen) Bild der Juden in den nichtchristlichen Quellen (Porphyrius, Julian, Libanius, Synesius, Rutilius Namatianus) und ausführlich mit dem jüdischen Leben im Alltag (Gemeindestruktur, ökonomische Situation, Gräber usw.). Den informativen Abschluß bildet ein Blick auf das spätantike Judentum im Spiegel der archäologischen und künstlerischen Zeugnisse.

Der Materialteil mit den stets ins Deutsche übersetzten Quellen – gelegentlich hätte eine griechische oder lateinische Wendung nichts geschadet – bringt die wichtigen Kaisergesetze (vorjustinianisch, justinianisch), Konzilsbestimmungen (ökumenisch, regional, im Westen bis Mahon 583), Texte zur theologischen Auseinandersetzung zwischen Christen und Juden (AT, NT, Patristik mit 7 längeren Belegen aus Joh. Chrysostomus, *Adversus Iudaeos*), jüdisches Schrifttum zur Spätantike (lediglich zwei Paraphrasen aus der *Mosaicarum et Romanarum legum collatio* und aus der *Epistula Annae ad Senecam*), 10 ausgewählte jüdische Inschriften vom 3. bis zum 7. Jh. (aus Rom, Neapel, Spanien, Griechenland, Kleinasien, bes. Aphrodisias, Tunis, mit weitgehend gleichem Formular wie bei den Christen), Zeugnisse zum Miteinander von Juden und Christen (zumeist war es ein Gegeneinander) und schließlich Zeugnisse der Archäologie (Synagogen, Sarkophage, Gläser, Tonlampen, christliche Adaptionen, wie z. B. das bekannte Wandmosaik von Santa Sabina in Rom mit der Juden- und der Heidenkirche). Zur Auswahl der literarischen Texte könnte man kritisch vermerken, daß auch umstrittene Belege einbezogen wurden, z. B. der Brief Julians an die jüdischen Gemeinden (Soz. hist. eccl. 5, 22), die zwar besonders gekennzeichnet sind, deren Problematik aber nicht weiter erörtert wird.

Mit besonderer Aufmerksamkeit liest man natürlich die wenigen Seiten „Zusammenfassung und Ausblick“, wo es zu Recht heißt, daß sich die Situation der Juden als einer privilegierten Volks- und Glaubensgemeinschaft im christlichen Imperium zunächst nicht verschlechterte, allerdings habe die Zunahme der bürgerlichen Rechte und Ehren (entscheidend das Gesetz Konstantins vom J. 321: Juden können Kurienmitglieder werden) zugleich eine finanzielle Mehrbelastung bedeutet (allerdings auch für alle übrigen Reichsbewohner). Freilich entfielen solche Begünstigungen seit Justinian, während die Belastungen sich nicht änderten (gewiß auch für die Häretiker), so daß man nach Ansicht von N. ein politisches Wirken lediglich in einem Zeitraum von gut 100 Jahren möglich war (bis zu Theodosius II.). Aber trotzdem habe die christliche Spätantike den „Grundstein gelegt für den vielfachen staatlichen Schutz der europäischen Juden.“ (NB: Sollte man hier doch nicht etwas differenzieren?). Eine nachhaltige, wenn auch mehr indirekt wirkende Gefahr sei von der christlichen Theologie ausgegangen, die in einer „rechten“, oft willkürlich allegorisch zurechtgebogenen Schriftauslegung die Juden von der eigenen Überlegenheit zu überzeugen versuchte, wenn auch mit geringem Erfolg. Auch mit gelegentlichen Zwangstaufen sei man nicht zum Erfolg gekommen, so daß man mehr durch gesellschaftliche Trennung und eine lange theologische Diffamierung und Diskriminierung (Juden als Gottesmörder usw.) mit historischer Untermauerung (Zerstörung des Tempels durch Titus und mißglückter Wiederaufbau unter Julian, Knechtung durch die Römer) die Konversion zu erreichen suchte. So sei ein Feindbild aufgebaut worden, das sich in Krisenzeiten aktivieren ließ und furchtbare Folgen in Europa nach sich gezogen habe. Freilich sollte man hier nicht verschweigen, daß der Antisemitismus keine christliche Erfindung ist (vgl. jetzt wieder Z. Yavetz: Judenfeindschaft in der Antike, München 1997). Gut herausgearbeitet wird von N. die häufig zu kurz kommende Tatsache, daß die Juden damals keineswegs immer nur hilflos der christlichen Gesellschaft ausgeliefert waren, sondern bei den zahlreichen Reibereien sehr wohl ihre Rechte einforderten und zu Racheakten gegen die Christen fähig waren (am deutlichsten faßbar bei der persischen Eroberung Jerusalems im J. 614 mit Christenpogromen und Zwangsjudaisierung). Angesichts der Vitalität der Juden (selbstbewußt, lebensfroh, rege Teilnahme am städtischen Leben, harte Geschäftsleute, unnachsichtige Gläubiger, liturgische Konkurrenz zur Kirche) lautet das abschließende Urteil von N., daß „die mehrheit-

liche christliche Judentheologie und die Realität des Lebens sich nicht deckten“. Dies aber habe die Lage der Juden instabil und unberechenbar gemacht.

Am Schluß sei es gestattet, einige persönliche Beobachtungen anzufügen. Man wundert sich, daß Augustinus nur am Rande erwähnt wird (S. 78 bei den positiven christlichen Äußerungen), obwohl er in seinem *Tractatus adversus Iudaeos* doch ausführlich von der Verworfenheit der Juden wegen ihrer Sünden spricht (vgl. B. Blumenkranz: *Die Judenpredigt Augustins*, Paris 1973, 164 ff.). Auch die persönlichen Auseinandersetzungen des Bischofs von Hippo mit den selbstbewußt auftretenden Juden seiner Gemeinde sollte man hier nicht außer acht lassen. Schließlich ist daran zu erinnern, daß von dem jüdischen Schrifttum der Spätantike so gut wie nichts erhalten ist, sonst wüßte man z. B. mehr von dem Christenfluch in den Gottesdiensten u. a., und manche Auseinandersetzung mit den Christen würde u. U. leichter erklärbar. Gerne hätte man auch ein eigenes Sklavenkapitel gesehen, wie es z. B. vor einiger Zeit G. de Bonfils entworfen hat (*Gli schiavi degli ebrei nella legislazione del IV. secolo. Storia di un divieto*, Bari 1992). Dort ist z. B. nachzulesen, daß für die verschärften Gesetze des Kaisers Constantius II. gegen den Besitz christlicher Sklaven (in der Gliederung von N. steht fälschlicherweise Constantius I.) vor allem wirtschaftliche Aspekte als Erklärung heranzuziehen seien, so die Unterbindung des jüdischen Sklavenhandels im Osten, und eine energische Verhinderung jüdischen Proselytenstrebens. Auch das Problem der Mischehen als Reibungspunkt hätte angesprochen werden sollen (*Cod. Theod. III 7,2*). Weiterhin: Bei der Entwicklung der Palästina wallfahrt seit Konstantin ist sowohl ideologisch (Eusebius: Ablösung des alten Jerusalem durch die neue christliche Gottesstadt) wie auch politisch (Palästina jetzt ein christliches Land) eine unübersehbare Konkurrenzsituation festzustellen (vgl. G. Stemberger: *Juden und Christen im „Heiligen Land“*. Palästina unter Konstantin und Theodosius, München 1987, 60). Bei den Katakomben hätte man kurz eingehen können auf die Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit bzw. dem Alter der jeweiligen Formen, wie dies diskutiert wird etwa bei der erst 1955 entdeckten Katakombe an der Via Latina in Rom mit der unterschiedlichen Typologie des alttestamentlichen Bildprogramms (vgl. dazu z. B. C. Andresen: *Einführung in die christliche Archäologie*, in: *Die Kirche in ihrer Geschichte. Ein Handbuch*, Bd. 1, Göttingen 1971, B 84).

Aber ungeachtet dieser kurzen Bemerkungen: Was vorliegt, ist ein informatives Buch, das seinen Zweck im Rahmen der genannten Reihe voll erfüllt. Möge der Wunsch des Verf. in Erfüllung gehen, daß es „neues Interesse und vielleicht Eigeninitiative zu weiterem Studium weckt“ (29).

---

Richard Klein, Wendelstein  
rikle@t-online.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Richard Klein: Rezension zu: Karl Leo Noethlichs: Die Juden im christlichen Imperium Romanum (4.–6. Jahrhundert). Berlin: Akademie Verlag 2001 (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt). In: Plekos 3, 2001, 105–109 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rnoethlichs.pdf>).

---

Wolfgang Hübner (Hrsg.): *Geographie und verwandte Wissenschaften*. Stuttgart: Steiner 2000 (Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike 2). 258 S. DM 82,14. ISBN 3-515-07706-5.

„Auch an der Geographie und ihrer Geschichte findet die moderne philologische und naturwissenschaftliche Forschung ein zunehmendes Interesse“ stellt der Herausgeber des hier anzuzeigenden Sammelbandes in seinem Vorwort (S. 5) fest, und so ist es zu begrüßen, daß – nach der Biologie – nun auch dieses Fachgebiet in neuen Beiträgen erschlossen wird; Bände über Physik, Mathematik und Astronomie sollen in derselben Reihe noch folgen.

Wolfgang Hübner stellt nach einer Einleitung zunächst die „Mythische Geographie“ vor, insbesondere Homer und Hesiod; den „Anfängen der wissenschaftlichen Geographie“ mit Anaximander und Hekataios sowie dem Wirken des Eudoxos von Knidos und des Pytheas von Massalia gelten dann zwei Beiträge von Stephan Heilen. Eratosthenes wird von Klaus Geus vorgestellt, Hipparch von Wolfgang Hübner, und mit „Strabon et son temps“ befaßt sich (im einzigen fremdsprachigen Beitrag) Germaine Aujac. Unter der Überschrift „Geographie bei den Römern“ stellt Gerhard Winkler die Werke des Pomponius Mela, des Seneca (*Naturales Quaestiones*) und des Plinius Maior vor, mit „geographischer Lehrdichtung“ des Ps.-Skymnos, Dionysios (Sohn des Kalliphon) und Dionysios Periegetes befaßt sich Claudia Schindler. Dem geographischen Werk des Klaudios Ptolemaios widmet sich Alfred Stückelberger, und zwei abschließende Beiträge von Silke Diederich behandeln „Geographisches in Scholien und Kommentaren“ und „Geographie in frühchristlicher Zeit“. Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren der Beiträge und ein Register runden den Band ab.

Die Auswahl der vorgestellten Autoren und Werke, denen zumindest der Teil eines Artikels gewidmet ist, scheint dabei eher „pragmatisch“ als „systematisch“ gewesen zu sein: Krates von Mallos etwa, der – wie es S. 197 heißt – lange vor Ptolemaios „einen Erdglobus konstruiert“ hatte, erhält ebensowenig einen eigenen Beitrag wie Dikaiarch, der laut S. 11 immerhin „an einer ersten Edmessung beteiligt“ und laut S. 87 der „Vorgänger“ des Eratosthenes war, Marinos (S. 92 spricht vom „kartographischen System“ des Marinos als dem Ende des eratosthenischen) ebensowenig wie die die „berühmte“ (S. 228) *Tabula Peutingeriana*, und während die Beschreibung Griechenlands des Dionysios (Sohn des Kalliphon) eigens vorgestellt wird

(S. 171–173), bleibt die Beschreibung Griechenlands des Pausanias hingegen gänzlich unerwähnt. Doch ist eine Vollständigkeit oder auch nur Ausgewogenheit in einem solchen Band wohl ohnehin nicht zu erreichen, und wer immer einmal selbst einen Sammelband herausgegeben hat, weiß um die Grundproblematik eines solchen Unterfangens.

Will man mehr als eine „Buchbindersynthese“ mit einzelnen Beiträgen ganz unterschiedlichen Anspruchs vorlegen, gilt es zunächst, das „Zielpublikum“ zu bestimmen (Spezialisten oder allgemein Interessierte? Altertumswissenschaftler oder Fachleute anderer Disziplinen?); sodann müssen Autoren gefunden und (zum Einhalten des vereinbarten Termins) motiviert werden; schließlich sollte man als Dienst am Leser die Formalia möglichst vereinheitlichen und die ärgsten Widersprüche zwischen einzelnen Beiträgen durch Rücksprache mit den Autoren aufhellen (etwa durch die Bitte um Einfügung von Hinweisen auf die Umstrittenheit einer im Manuskript noch apodiktisch vorgetragenen Aussage) oder zumindest in Form von Querverweisen („anders S. ...“) dem Leser gegenüber eingestehen.

Daß kaum ein Sammelband diesem Idealbild gerecht wird, ist wohlbekannt, und so macht auch dieser keine Ausnahme, der zudem „weder inhaltlich noch formal eine Einheitlichkeit anstrebt“ (S. 5). Die Formalia sind in der Tat uneinheitlich; Literaturangaben stehen teils in den Fußnoten, teils am Ende der Artikel, mit zahlreichen letztlich unnötigen Wiederholungen. Auch kleine Versehen wie die Tatsache, daß auf S. 146 die von H. M. Hine 1996 vorgelegte wichtige Teubneriana von Senecas *Naturales Quaestiones* („unlikely to have serious competitors for a long time“: M. D. Reeve, JRS 90, 2000, 203) gar nicht genannt ist, oder daß das Register einen „Denys d’Alexandrie“ neben einem „Dionysios Periegetes“ nennt, ohne die Identität der beiden Autoren anzuzeigen, sind angesichts der Fülle des Materials wohl unvermeidlich. Schwerer wiegt jedoch, daß offenbar keine Klarheit über das Zielpublikum bestand: In manchen Beiträgen sind griechische Wörter transkribiert und übersetzt, in anderen nicht. Manche Autoren schreiben offenbar im Blick auf Nichtfachleute (S. 47: „daß die Karte des Hekataios in einer Weise von der Wirklichkeit abgewichen sein muß, die wir uns, mit hochpräzisen Satellitenaufnahmen wie selbstverständlich vertraut, kaum vorstellen können“), andere für Experten (S. 96: „Unter Benutzung der Ekzenter-Theorie des Apollonios von Perge, die er mit der Epizykel-Theorie verband, berechnete er [Hipparch] die Anomalien der Sonn- und Mondbahn“). Manche

Autoren begnügen sich weitestgehend mit hilfreichen, andernorts jedoch bequem(er) aufzufindenden Inhaltsangaben der vorgestellten Werke (etwa zur römischen Geographie), andere spannen den Bogen viel weiter und dringen zugleich tiefer in die Materie ein. Wie bei wohl jedem wissenschaftlichen Werk wird gerade bei letzteren nicht jede Aussage die Zustimmung des Rezensenten finden (etwa wenn S. 186 die Existenz einer Agrippakarte postuliert wird, ohne daß eine Auseinandersetzung mit den dagegen vorgetragenen Argumenten erfolgt, oder wenn S. 190 Planudes' Auffindungsbericht über die „uralten“ Ptolemaios-Karten als Beleg für den tatsächlichen „sensationelle[n] Fund einer alten Handschrift mit Karten“ gewertet wird, ohne daß auf die Problematik solcher Berichte – man denke nur an ähnliche „Auffindungsberichte“ vom Alten Testament [2. Könige 22] über Euhemeros und Antonius Diogenes bis zum Buch Mormon – auch nur verwiesen würde).

Irritierend wird diese Uneinheitlichkeit jedoch, wenn es sich um sachliche Aussagen handelt, die sich gegenseitig ausschließen, in den jeweiligen Beiträgen aber ohne Einschränkung als Tatsache hingestellt werden: So erfahren wir auf S. 92, daß mit Marinus von Tyros gegenüber Eratosthenes etwas Neues beginne (s. o.), auf S. 187 hingegen, daß sein Entwurf „noch auf dem seit Eratosthenes gebräuchlichen Konzept“ beruhe. Auf S. 82 wird die Frage des von Eratosthenes bei der Berechnung des Erdumfangs zugrunde gelegten Stadionmaßes umsichtig, gründlich und ausführlich diskutiert, S. 204 führt hingegen eines dieser Maße apodiktisch als „dazumal gebräuchlich“ an. Der Artikel über Hipparch bietet nichts über dessen angebliche Messung von Längengraden (S. 98), diese wird aber in einem anderen Artikel ausdrücklich als „Verdienst des Hipparch“ genannt (S. 196). Und Pytheas lebte laut S. 64 „in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr.“, laut S. 92 Anm. 75 fand seine Expedition hingegen bereits „etwa im Zeitraum von 380–360 v. Chr. statt“, laut S. 185 wiederum „um 330 v. Chr.“ – jeweils in apodiktischen Aussagen ohne jede Einschränkung oder den Hinweis, daß die gebotene Datierung umstritten sei (einzig zu einer Pytheas-Datierung gibt es eine knappe „A. d. H.“). Wohlgemerkt: Es geht es bei diesen Fragen nicht um Wertungen, sondern um Sachaussagen, die von den Nutzern des Bandes wohl für korrekt gehalten werden sollen. Welches Vertrauen können angesichts solcher Probleme aber andere Aussagen in diesem Band dann gerade

bei Lesern finden, deren intellektuelle Heimat nicht die Altertumswissenschaft ist, sondern etwa die in der Einleitung genannte „naturwissenschaftliche Forschung“?

Man würde der Leistung des Herausgebers und der Beiträger jedoch nicht gerecht, wenn man mit Kritik endete. Während die „praktische“ Geographie, etwa die Itinerare und die Routendiagramme, nicht zuletzt in der Folge neuer Entdeckungen und Funde (vgl. etwa *Gymnasium* 108, 2001, 137–148) letzthin viel Aufmerksamkeit gefunden haben, harrt die wissenschaftliche Geographie noch in vielen Bereichen einer neuen Bearbeitung: Anfänge reichen von der Neuedition des Klaudios Ptolemaios (Alfred Stückelberger und sein Team) über die Erforschung einzelner Werke, etwa des Eratosthenes (Klaus Geus) oder des Strabon (Katherine Clarke, Daniela Dueck, Sarah Pothecary und andere), bis hin zu den übergreifenden Fragen des Verhältnisses von Geographie und Astronomie. Es ist gut zu wissen, daß gerade für letzteres Thema ein weiterer Band in dieser Reihe geplant ist.

---

Kai Brodersen, z. Zt. University of St. Andrews  
kai.brodersen@phil.uni-mannheim.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Kai Brodersen: Rezension zu: Wolfgang Hübner (Hrsg.): *Geographie und verwandte Wissenschaften*. Stuttgart: Steiner 2000 (Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Antike 2). In: *Plekos* 3, 2001, 111–114 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rhuebner.pdf>).

---

Panagiotis A. Agapitos/Diether R. Reinsch (Hrsgg.): *Der Roman im Byzanz der Komnenenzeit. Referate des Internationalen Symposiums an der Freien Universität Berlin, 3. bis 6. April 1998.* Frankfurt am Main: Beerenverlag 2000 (Meletemata 8). XI, 146 S. DM 80.00. ISBN 3-929198-26-6.

Le roman byzantin représente un type de production littéraire destiné à hanter encore longtemps les chercheurs : coincé entre le poids de la tradition ancienne, la concurrence du roman occidental, les règles contraignantes du genre et l'adaptation à la réalité mouvante de la société byzantine, il présente une pléthore de particularités difficiles à être maîtrisées par les byzantinistes. A cela, il faut ajouter aussi les différences dues à la personnalité des auteurs et à la période de production, car entre l'époque des Comnènes (XII<sup>e</sup>) et celle des Paléologues (XII–XV), les changements radicaux du monde byzantin, qui a connu le morcellement de son espace et de son gouvernement suite à la IV<sup>e</sup> Croisade, ont entraîné des nouvelles données dans le domaine de la littérature. Ainsi la pénétration des Occidentaux avec leurs ouvrages littéraires, bientôt traduits en grec, comme l'élaboration constante des textes par des copistes-rédacteurs, compliquent la compréhension du roman byzantin.

Il est bien vrai que la dernière décennie a marqué des progrès remarquables dans ce domaine : déjà en 1985 la parution du *Digénis Akritas* de l'Escorial par S. Alexiou a modifié la donne et ouvert à nouveau le troublant problème de l'ancienneté du texte. En 1989 R. Beaton avait fait circuler son étude sur le roman grec moyenâgeux, un livre contesté, mais qui a eu le mérite d'attirer les regards sur le secteur. Ainsi des nouvelles éditions des romances ont vu le jour, des traductions ont rendu plus accessibles les textes aux non-spécialistes, les articles se sont multipliés dans toutes les revues scientifiques. Le colloque organisé par P. Agapitos, professeur à l'Université de Nicosie, et D. Reinsch, professeur à l'Université de Berlin, se situe comme nouveau moment de réflexion : la publication des Actes en est la preuve.

Les neuf participants ont voulu présenter plusieurs aspects de la production « romanesque » byzantine de la première période, celle qui a vu l'épanouissement de ce genre littéraire après un silence séculaire. Ils ont alors essayé des parcours novateurs, censés nous permettre de lire les textes byzantins avec un goût retrouvé, loin des nos catégories esthétiques. Ces parcours montrent toutes les possibilités qui s'ouvrent à la recherche, et tous les doutes qu'un chemin non encore parcouru suscite. Cela a été aussi le sens de

l'intervention d'abord de P. Agapitos, qui dans son discours d'introduction a rappelé l'état de la recherche et les perspectives futures, et de l'intervention de J. Ljubarskij, qui montre que les collègues russes sont prêts à porter une contribution essentielle dans le domaine.

La recherche doit à la fois exploiter des domaines peu connus et lire les textes avec des yeux nouveaux. Ainsi, parmi les interventions les plus intéressantes, il nous faut signaler celle de C. Ott, car les rapports entre monde grec et monde arabe en ce qui concerne la littérature représentent un chapitre destiné à donner des surprises dans l'avenir.

D'autre part il y a toujours le vieux problème du rapport de ces romans avec le passé grec : cet aspect a presque toujours été abordé avec des techniques philologiques raffinées. C. Jouanno propose une nouvelle approche, analysant l'image du corps dans les auteurs de l'Antiquité et dans les ouvrages des Byzantines. Son aperçu est fort intéressant : ses conclusions sont que l'attitude personnelle de chaque romancier byzantin s'exprime avec une liberté prête à dépasser les modèles figés de l'Antiquité. Il faudrait – peut-être – aller un peu plus loin, et voir si, au-delà du refus du modèle ancien (que nous pouvons facilement admettre), ces auteurs ne sont pas tributaires à une tradition byzantine contemporaine, et la confrontation avec d'autres textes différents, les histoires par exemples, peut probablement encore mieux expliquer la conception du corps à Byzance, et donc celle des romanciers. En d'autres mots, le parallèle avec l'Antiquité se montre encore une fois ambiguë, car il ne peut pas être constamment pris comme pierre de touche.

Fort riche de suggestions est la contribution de I. Nilsson, qui examine la structure de Hysminè et Hysminias pour y découvrir une structure cyclique en ce qui concerne le temps et l'espace de l'action, laissant ouvert le problème de la comparaison avec toute l'autre production artistique du XII<sup>e</sup> siècle, que Nilsson promet d'analyser dans d'autres études. D'autres contributions, comme celle de P. Roilos sur la rhétorique, ou celle de E. Jeffreys sur la date du roman de Théodore Prodrome, Hysminè et Hysminias, sont apparemment plus ponctuelles, mais elles laissent la route ouverte pour des considérations plus générales qui enrichissent notre connaissance de la période et du domaine.

Le même jugement peut être avancé à propos des interventions de C. Cupane, qui est revenue avec des apports nouveaux sur l'un des sujets qu'elle a traités les plus souvent, le discours de l'amour, en ce cas dans la littérature

de la période des Comnènes; et de R. Harder, qui a considéré le rapport entre religion et foi, contribution qui porte sur le problème de l'Antiquité païenne, comme elle a été vécue par les romanciers chrétiens du XII<sup>e</sup> siècle, ce qui nous amène aussi à la question des connaissances antiquisantes de ces auteurs.

Cependant – voici le signe des temps nouveaux – aucun intervenant n'a abordé des sujets philologiques, ce qui caractérisait plutôt l'intérêt des byzantinistes dans le passé. Face aux interminables querelles sur la forme originale d'un roman, les spécialistes semblent se rendre à l'évidence et considérer désormais les textes dans la forme assurée par la transmission : sage décision qui renonce ou met à côté tous les Ur – très chers à la tradition philologique allemande – pour s'interroger sur la signification des textes dans leur contexte.

Le deuxième point à remarquer est que non seulement la méthode philologique a été suspendue, mais aussi l'histoire est restée plutôt à côté du discours, qui a choisi de se borner aux réflexions plus proprement littéraires. Le choix cette fois peut être quelque peu gênant, car toute interprétation ne peut pas se passer d'une analyse du milieu producteur de ces romans et du réseau des lecteurs, sous danger d'atteindre des bons niveaux de théorisation, mais de ne pas pouvoir les vérifier dans la « réalité » byzantine, qui reste trop mal connue. La littérature a été souvent délaissée par les historiens, mais une littérature sans histoire risque de construire de rêves ou de jeux.

Des nouvelles pistes, on le voit bien, pour s'approcher d'un domaine complexe. L'effort est remarquable et assurera à ce livre une place importante dans la bibliographie future.

---

Paolo Odorico, Paris

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Paolo Odorico: Rezension zu: Panagiotis A. Agapitos/Diether R. Reinsch (Hrsgg.): Der Roman im Byzanz der Komnenenzeit. Referate des Internationalen Symposiums an der Freien Universität Berlin, 3. bis 6. April 1998. Frankfurt am Main: Beerenverlag 2000 (Meletemata 8). In: Plekos 3, 2001, 115–117 (URL: [http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/ragapitos\\_reinsch.pdf](http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/ragapitos_reinsch.pdf)).

---

Archäologie in Deutschland. Stuttgart: Theiss 2001. ISSN 0176-8522.

Die für einen größeren Leserkreis bestimmte Zeitschrift berichtet viermal jährlich über aktuelle Themen aus dem Bereich der Archäologie. Der zeitliche Rahmen reicht von der Vor- und Frühgeschichte bis zur modernen Industriearchäologie. Jedes Heft setzt einen bestimmten Themenschwerpunkt. Die Ausstattung der Hefte mit Plänen, Karten und in der Regel farbigen Abbildungen entspricht dem bei Theiss üblichen hohen Niveau. Von besonderem Interesse für die Erforschung der Spätantike ist nicht zuletzt die Rubrik „Aktuelles aus der Landesarchäologie“, in der Mitarbeiter der einzelnen mit der archäologischen Forschung befaßten Landesämter ihre neuesten Erkenntnisse vorstellen. Gerade weil eine endgültige wissenschaftliche Publikation oft erst nach Jahren erfolgt, sind solche vorläufigen Berichte auch für die Fachwissenschaft höchst wertvoll. Das gilt auch für einzelne über die Grenzen Deutschlands hinausführende Beiträge und die international orientierte Rubrik „Nachrichten aus der Archäologie“. Für die spätere Kaiserzeit und den Übergang zum Mittelalter sind aus den bisher erschienenen Heften des Jahrgangs 2001 folgende Beiträge relevant:

#### **Heft 1/2001 (Januar–März)**

Unter dem Schwerpunktthema „Frühe Industrie“ (Editorial Matthias Knaut) berichtet Ines Spazier über die Erforschung des Eisenverhüttungszentrums Wolkenberg in der westlichen Niederlausitz, ca. 20 km südlich von Cottbus (S. 8–13). Mit mehr als 1200 Rennöfen ist es der größte spätgermanische Verhüttungsplatz in Deutschland, der seit 1994 im Wettlauf mit dem Braunkohlentagebau freigelegt wird. Die Funde werden fast ausnahmslos ins 4. Jh. datiert. Weitere Forschungen sollen der Frage nach der Weiterverarbeitung der aus dem Eisenerz gewonnenen Eisenluppe gelten.

Seit 1996 werden auf dem jungbronzezeitlich-früheisenzeitlichen Gräberfeld bei Schwanbeck (Lkr. Mecklenburg-Strelitz) Ausgrabungen durchgeführt, bei denen auch Körpergräber aus der späten römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit zum Vorschein kamen. Bedeutend ist der Fund einer feuervergoldeten silbernen Zangenfibel aus dem 1. Drittel des 6. Jh. (J. Ulrich, S. 46).

Die weitere Erforschung der römischen Gräber in Xanten aus dem 2./3. Jh. erbrachte zahlreiche Beigaben, darunter einen Amethyst mit eingravierten Porträts (K. Kraus, S. 48f.).

U. Himmelmann informiert (S. 50) über die Grabungen des Landesamts für Denkmalpflege Speyer im römischen Vicus Eisenberg (Pfalz), der bis etwa 350 (Unruhen unter Kaiser Magnentius) bestand. Die Errichtung eines archäologischen Parks ist geplant. Informationen dazu unter [www.pfalz-arch.de/vicus/Index.htm](http://www.pfalz-arch.de/vicus/Index.htm).

Im Zusammenhang mit der im Reiss-Museum Mannheim gezeigten Ausstellung „Das Gold der Barbarenfürsten. Vom Kaukasus bis Gallien, im 5. Jh. n. Chr.“ stellt Ursula Koch einige der spektakulären Funde vor (S. 62–65).

Die „Nachrichten aus der Archäologie“ berichten u. a. über die deutschen Forschungen zur ländlichen Besiedlung in Südportugal, wo die Grabungen an vier Landvillen forgeföhrt wurden. In Milreu bei Faro (dem antiken Ossonoba) wurde eine Anlage zur Produktion von Olivenöl freigelegt, die bis ins 5. Jh. in Betrieb war (S. 69f.).

Im Archäologischen Landesmuseum Schleswig sind die Funde aus dem Thorsberger Moor zu sehen, darunter das um 320 entstandene älteste see-tüchtige Ruderboot des Nordens, das sog. Nydam-Boot (S. 70). Informationen unter [www.nydam-halle.de](http://www.nydam-halle.de).

### **Heft 2/2001 (April-Juni)**

Schwerpunktthema ist „Europas Mitte um 1000“ (Editorial Dieter Planck). Die Thematik des ersten Heftes „Frühe Industrie“ wird fortgesetzt mit einem Bericht von Gerd Weisgerber über das „Wallerfanger Bergblau“. Das begehrte blaue Mineral wurde in Stollen bei Saarlouis abgebaut. Römische Arbeitsspuren, eine Inschrift und ein Münzfund aus der Zeit des Kaisers Tetricus (270–274) belegen den Abbau zur Römerzeit (S. 8–13).

G. Wieland informiert über wertvolle Funde aus dem Gräberfeld bei Horb-Altheim (Kreis Freudenstadt), das zwischen 470 und 530 einer alamannischen Sippe als Bestattungsort diente (S. 38).

W. Ebel-Zepezauer und J.-S. Kühlbörn berichten über die Grabungen im Umfeld des römischen Marschlagers von Dorsten-Holsterhausen (Kreis Recklinghausen), wo sich auch mehr als 40 Gebäude einer germanischen Siedlung feststellen ließen, die bis zum Ende des 4. Jh. bestand. Mehr als 70 Rennöfen belegen eine intensive Verhüttung von Eisenerz durch die Germanen (S. 47).

Grabungen in Trier 1999/2000 förderten u. a. einen Glasofen zutage, der in die 2. Hälfte des 2. Jh. datiert wird (St. Pfahl, S. 48).

Nach W. Reinhard zeichnet sich aufgrund der neuen Forschungen im Bliesbruck-Reinheim nicht nur eine Kontinuität im Bestattungswesen von der Hallstattzeit bis in die spätrömische Epoche ab, sondern wohl auch eine Siedlungskontinuität, die allerdings derzeit noch lückenhaft belegt ist (S. 49).

In einer Kiesgrube in Serbitz (Lkr. Delitzsch, Sachsen), in der Siedlungsspuren von der Jungsteinzeit bis in die Kaiserzeit nachgewiesen sind, wurden vier kaiserzeitliche Öfen aus dem 2. Jh. entdeckt (U. Ickerodt, S. 50).

Angelika Hunold u. a. stellen die spätrömische, teilweise rekonstruierte Höhenbefestigung (um 300) auf dem Katzenberg bei Mayen in der Ostpfalz vor. Die Anlage diente dem Schutz der Basaltlavastätten, die für die Herstellung von Mühlensteinen bedeutend waren (S. 68f.).

In den „Nachrichten aus der Archäologie“ zeigt Sebastian Ristow seinen Schlußbericht über die Ergebnisse der Kölner Domgrabung an (S. Ristow: Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Studien zum Kölner Dom 9). Demnach ließ sich „kein als Kirche des ersten Kölner Bischofs Maternus interpretierbarer Bau aus dem 4. Jh. nachweisen“ (S. 70). Sicher interpretierbare Kirchenbauten sind erst in das mittlere Drittel des 6. Jh. zu datieren. Die ersten Ergebnisse sind auch unter [www.koelner-dom.de](http://www.koelner-dom.de): Dombauverwaltung-Domgrabung abzurufen.

### **Heft 3/2001 (Juli-September)**

Der Themenschwerpunkt „Romanisierung“ (Editorial Siegmund von Schnurbein) bietet naturgemäß für die Spätantike wenig, da zu dieser Zeit die Prozesse der Assimilation, Integration oder Separation (dazu knapp Alfred Haffner und Dirk Krause, S. 18–20) weitgehend abgeschlossen waren. Das zeigt exemplarisch die Untersuchung eines Heiligtums auf dem Martberg bei Pommern an der Mosel (Martin Thoma, Häuser der Götter, S. 20–23). Nachdem schon 1885 das Provinzialmuseum Bonn dort Ausgrabungen vorgenommen hatte, konnte von 1994 bis 1999 das Landesamt für Denkmalpflege in Koblenz im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Romanisierung“ den Tempelbezirk neu freilegen. In Verbindung mit gleichzeitigen Grabungen in den Tempelbezirken in Wallendorf (Kreis Bitburg-Prüm) und auf dem Titelberg in Luxemburg konnte der Kult der Treverer und sein Wandel in römischer Zeit an mehreren Stellen gleichzeitig archäologisch und naturwissenschaftlich untersucht werden. Auf dem Martberg „ließ sich die Entwicklung des Tempelbezirks über mindestens zehn Bauphasen und 500 Jahre hinweg verfolgen“ (S. 20). Im 2. Jh. vollzog sich der Wechsel von der

Holz- zur Steinbauweise. Im 3. und 4. Jh. waren die zahlreichen Tempelbauten von einer weitläufigen (60 m x 70 m) Wandelhalle umgeben. „Im 5. Jh. dürfte die Anlage zugunsten eines frühchristlichen Zentrums in Karden am Fuß des Martbergs an Bedeutung verloren haben“ (S. 21).

Für die germanische Siedlungsarchitektur im Vorfeld des Limes sind die von Bernd Steidl vorgelegten Untersuchungen von Interesse (Die Germanen im Vorfeld des Limes, S. 32f.). Demnach zeigten Ausgrabungen von drei Hofstellen in Gaukönigshofen südlich von Würzburg in Bauschema und Bau-technik deutlich römischen Einfluß. Die Frage „Haben Germanen hier römisches Bauschema kopiert oder wirkten römische Ingenieure beim Aufbau ihrer Dörfer mit“ führt zu der Überlegung, daß womöglich „Rom die Auf-siedlung im Vorfeld seiner Grenze durch gezielte Ansiedlung befreundeter Barbarengruppen gesteuert“ hat. Dagegen lassen sich weitere, über den Im-port von Produkten römischen Kunsthandwerks hinausgehende Einflüsse nicht feststellen, so daß von einem Beharren in althergebrachten Lebensfor-men gesprochen werden kann.

B. Stapel informiert über eine bislang unbekannt Siedlung in Rosendahl-Osterwick (Kreis Coesfeld, Nordrhein-Westfalen) des 2.–4. Jh. (S. 51).

R. von Rauchhaupt berichtet (S. 54) über Gräberfunde der sog. Niemberger Gruppe aus dem 4./5. Jh. in Röcken (Lkr. Weisenfels, Sachsen-Anhalt).

Peter Gamper und Hubert Steiner stellen die Ausgrabungen am Ganglegg bei Schluderns im Oberen Vinschgau vor, wo nach einer unbewohnten Phase während der römischen Kaiserzeit vom 3./4. Jh. an erneute Besiedlung festgestellt wurde, die sich in Baustruktur und Funden erhalten hat. (S. 58–61).

---

Joachim Gruber, Erlangen/München  
joachim.gruber@nefkom.net

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Joachim Gruber: Rezension zu: Archäologie in Deutschland. Stuttgart: Theiss 2001. In: Plekos 3, 2001, 119–122 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/r-archaeologie.pdf>).

---

Heike Niquet: *Monumenta virtutum titulique*. Senatorische Selbstdarstellung im spätantiken Rom im Spiegel der epigraphischen Denkmäler. Stuttgart: Steiner 2001 (Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 34). 351 S., 8 Tafeln. DM 114.00. ISBN 3-515-07443-0.

Die vorliegende, in Heidelberg bei G. Alföldy angefertigte Dissertation hat den Vorteil, daß hier auf ein immenses Inschriftenmaterial zurückgegriffen wird, da die Verf. an der Neuedition spätantiker Senatoreninschriften im Band CIL VI 8,3 selbst beteiligt war und während mehrerer Studienaufenthalte in Rom in der Inschriftenkartei des dortigen Istituto Epigrafico Einsicht in sämtliche Druckfahnen dieses Bandes nehmen konnte, welche die *Tituli magistratuum populi Romani ordinum senatorii equestrisque* behandelt. So lag es nahe, die senatorische Selbstdarstellung aufgrund der inschriftlichen Denkmäler zum Gegenstand einer eigenen Arbeit zu machen, eine Einschränkung, die gewiß nötig war, da genügend Studien allgemeiner Art zu dieser Thematik existieren (Chastagnol, Eck, Schlinkert, Näf usw.). Außerdem wird durch die Beschränkung auf die Spätzeit und noch dazu auf Rom eine Schärfung der Ergebnisse erreicht, auch wenn sich bei der Aufgliederung in zahlreiche Einzelpunkte Wiederholungen nicht vermeiden lassen. Schließlich gewinnt die Verf. eine Legitimierung für ihr Bemühen um eine „systematische Auswertung der epigraphischen Zeugnisse zur Erzielung objektiver Kriterien“ noch dadurch, daß das Negativprofil Ammians aus seinen beiden Romexkursen (18,6–28,4) in der Forschung noch immer vorherrschend ist: Eitle Selbstdarstellung und degenerierter Lebensstil der führenden Schicht werden dort bekanntlich einer idealisierten Vergangenheit gegenübergestellt.

Im ersten Teil werden verschiedene Aspekte für die Errichtung senatorischer Ehren- und Grabmonumente von den Aufstellungsorten bis zum eigentlichen Ablauf der Statuensetzung erörtert. Hierbei wird bei den Orten eine klare Scheidung getroffen zwischen Plätzen (Forum Romanum, Kaiserfora, bes. Trajansforum), einem halböffentlichen Raum, wozu auch die *domus* stadtrömischer Senatsmitglieder gerechnet werden, da dort Privatsphäre und Öffentlichkeit ineinander übergehen, und Begräbnisstätten. Bei letzteren wird als auffallender Unterschied herausgehoben, daß weder die heidnischen Grabmonumente noch die Gräber christlicher Senatoren, die sich gerne in der Nähe von Heiligen (St. Peter, St. Paul) bestatten ließen, ein größeres

Publikum erreichten als die Denkmäler in öffentlichen Anlagen, so daß wohl eher an eine Selbstbestätigung der Toten zu denken sei, worauf auch das gelegentliche völlige Fehlen von Rangtiteln schließen lasse. Was die Größe der Statuen betrifft, so ragen naturgemäß die Monumente für Kaiser, aber auch für verdiente Heermeister wie Stilicho und Aëtius auf dem Forum Romanum bzw. dem Trajansforum über alle anderen hinaus (bis zu zweifacher Lebensgröße), die zudem durch aufwendiges Material (Gold, Silber) herausragten. Ebenso materialreich sind die Angaben über Mehrfachehrungen (für Stilicho in Rom nicht weniger als drei Ehrungen, für den älteren Symmachus Statuen in Rom und Konstantinopel), über den Ablauf einer statuarischen Ehrung (Zustimmung von Kaiser und Senat mit entsprechender Begründung, etwa bei der Rehabilitation des älteren Nicomachus Flavianus) und schließlich über das Phänomen der Wiederverwendung von Statuen, wofür in der Spätantike eine sprunghafte Zunahme zu verzeichnen ist, selbst bei Denkmälern für Kaiser und Stadtpräfekten auf dem Forum Romanum. Eigene Wege schlägt die Verf. bei der Frage nach den Gründen für die erneute Verwendung ein, da nach ihrer Meinung alle bisherigen Erklärungsmodelle (wirtschaftliche Krisen, Mangel an Rohmaterial, zeitliche Bedrängnis, ideologischer Anschluß an Vorgänger und Traditionen) nicht ausreichten und durch Gegenbeispiele widerlegt werden könnten, z. B. durch das wertvolle Material bei christlichen Sarkophagen. Im Anschluß an eine Vermutung von F. Kolb (*Die Stadt im Altertum*, München 1984, 201f.) spricht N(iquet) aufgrund zunehmender Gleichgültigkeit bei den Inschriftenträgern, etwa in der nachlässigen Form und Zeilenführung der Buchstaben, von mentalen Veränderungen bzw. einem Wandel im ästhetischen Denken, der mit der Verfestigung neuer Denk- und Handlungsmuster selbst im Sepulkralbereich einhergehe. Hier hätte man sich freilich noch mehr konkrete Belege gewünscht als nur einige vage Hinweise auf Augustinus und Gregor von Nyssa. Außerdem sind die bekannten Erklärungen nicht durchweg von der Hand zu weisen, z. B. beim Konstantinsbogen in Rom, dessen Errichtung unter erheblichem Zeitdruck stand.

In dem nicht minder umfangreichen zweiten Teil über die Selbstdarstellung in Ehren- und Grabinschriften beschäftigt sich die Verf. zunächst (bei Nomenklatur und Rangtiteln) mit den seltsamen Namen aus Ammians zweitem Romexkurs (28,4,7), z. B. Reburri, Flavonii, Pagonii usw., die in dieser Form sonst nirgendwo belegt sind. Hinter ihnen möchte sie (anstatt bloßer Verschreibungen) eine ironisierend-satirische Absicht des Autors erkennen, da

damit Assoziationen an berühmte Ahnen verbunden sein könnten (ähnlich wie bei manchen Andeutungen in der *Historia Augusta*). Natürlich bleibt dies eine reine Spekulation. Immerhin läßt sich auch in der Epigraphik kein einheitliches Verfahren bei Familiennamen ausmachen, zumal sich außer bei bekannten Namen wie z. B. Symmachus, Flavianus, Orfitus, Petronius eine Tendenz zur Einnamigkeit feststellen läßt. Außerdem ist bekannt, daß seit etwa 300 n. Chr. man auch offiziell auf den Gebrauch von Praenomina verzichtete. Der Abschnitt über den *cursus honorum* behandelt die senatorische Ämterlaufbahn vom 4. bis zum 6. Jh., wo sich eine nur unvollständige bzw. vage Aufzählung von Ämtern in den Ehreninschriften feststellen läßt, sowie mit der Darstellung von Einzelleistungen, wo ein blumiger Wortreichtum in den Widmungsinschriften für manche Stadtpräfekten einen merkwürdigen Kontrast mit sehr sachlichen und nüchternen Texten bildet. Das Tugendlob in senatorischen Ehren- und Grabinschriften ist weitgehend gekennzeichnet von einer Kontinuität altrömischer Wertvorstellungen, von bewußter Stilisierung und wenig klaren Aussagen über das Individuum, wobei es zumeist dem Leser überlassen wird, das Standardrepertoire (als Vorbild für künftige Amtsträger) im einzelnen zu dechiffrieren. Hervorzuheben ist allerdings ein gewisser Unterschied in Grabinschriften zwischen einem mehr traditionellen, weltlich paganen Standesideal bei Heiden und einer gewissen Abkehr von der diesseitigen Welt bei Christen, was sich etwa im Verzicht auf die Wiedergabe des vollständigen *cursus honorum* manifestiert. Ahnenstolz und Bewahrung im Staatsdienst verloren für den Verstorbenen an der Schwelle vom Diesseits zum Jenseits ihre Bedeutung, was sehr gut an der Grabinschrift für den christlichen Stadtpräfekten Iunius Bassus vom Jahr 359 auf dessen prächtigem Marmorsarkophag abgelesen werden kann. Aufschlußreich sind auch die Ausführungen über den hohen Stellenwert der Bildung als Standesideal, so besonders bei Gerichtsrednern und Lehrern der Beredsamkeit, aber auch schon bei Kindern und Jugendlichen. Die besten Beispiele hierfür sind die Beischriften *orator disertissimus* für den jüngeren Symmachus und *historicus disertissimus* für Nicomachus Flavianus, den Verfasser eines (verlorenen) Geschichtswerkes namens *Annales*. Bei der Behandlung des wichtigen Themas Religion und Selbstdarstellung hebt N. mit Nachdruck hervor, daß christliche Bau- und Motivinschriften sich in Formular und Aufbau keineswegs von ihren heidnischen Äquivalenten unterscheiden, woraus klar wird, daß heidnische wie christliche Senatoren auf denselben heidnischen Wertekanon zurückgriffen. Diese Übertragbarkeit des Formulars, die auf die Geschlossenheit des *ordo senatorius* insgesamt schließen

läßt, ist angesichts des ganz anderen Bildes in den literarischen Quellen besonders wichtig, da dort auch eine beiderseitige scharfe Polemik deutlich wird, z. B. in dem bekannten Gedicht *Ad quendam senatorem* oder dem *Carmen contra paganos*. Auf diesen Gegensatz hätte noch mehr Wert gelegt werden können. Auch die Frauen erhalten ein eigenes Kapitel. Dabei ergibt sich, daß in den Inschriften das bereits im ersten nachchristlichen Jahrhundert standardisierte weibliche Ideal noch immer gepriesen wird. Angesichts der unveränderten Rechtsstellung der Frauen in der Spätantike ist auch von dieser Seite her wenig Platz für individuelle Züge. Ihr Tugendlob gilt noch immer der Familie, die sie repräsentieren, und ihrem *ordo*, als dessen würdige Vertreterinnen sie sich zu erweisen haben. Hier reiht sich auch die aktive Rolle ein, die Fabia Aconia Paulina, die Gattin des Praetextatus, in den orientalischen Kulturen spielte, da diese auch ihr Gatte pflegte. Auf christlicher Seite hätte man freilich noch manche Beispiele anführen können (Paula, Marcella, Proba usw.), die eben doch individuelle Züge zeigen (vgl. dazu aus letzter Zeit die beiden Bücher von C. Krumeich: Hieronymus und die *feminae clarissimae*, Bonn 1993 und bes. von G. Disselkamp: *Christiani senatus lumina*, Bodenheim 1997). Anschließend werden die Errichtung und Instandhaltung von Großbauten und Platzanlagen in den Inschriften in den Blick genommen. Hierbei geht es neben Plätzen um Thermen, Nymphäen, Theater (einschließlich des Kolosseums), Aquädukte, Brücken und am Rande sogar um Kirchen. Dabei ist auffallend, wie sehr man in der alten Reichshauptstadt am Tiber unter Führung der Stadtpräfekten den Verlust an politischer Macht durch ein sorgfältiges Konservieren des früheren Baubestandes wettzumachen suchte, das bekanntlich bis in die Zeit Theoderichs andauerte. Einen informativen Überblick bietet die Verf. dem Leser über die weniger bekannten Plätze, etwa über das Forum Sibidii (in der Nähe der heutigen Piazza Navona), mit ihrem ausgedehnten Statuenprogramm und über ähnliche nur durch Inschriften bekannte kleinere, auf privatem Grund angelegte Forumsanlagen. Etwas seltsam mutet am Ende der Satz von der Dämonisierung der heidnischen Götterstatuen durch die Christen und dem Beharren „auf ihrer unbedingten Vernichtung“ an, da doch im gleichen Atemzug auf gegenteilige christliche Äußerungen z. B. von Prudentius verwiesen wird. Es gibt im übrigen genügend weitere Stimmen, die einen solchen apodiktischen Satz in Frage stellen (vgl. z. B. K. L. Noethlichs, RAC XVI, 1991, 1151 ff. s. v. Heidenverfolgung). Mehrfach ist auch die Rede von der Entfernung der Victoriastatue aus dem Senatssaal in Rom zur Zeit des Symmachus. Es war jedoch der Altar, der in diesen Jahren entfernt wurde, nicht die Statue, die sich dort

noch in der Zeit Claudians befand (vgl. S. Döpp: *Zeitgeschichte in Dichtungen Claudians*, Wiesbaden 1980, 26 ff.).

Wertvoll sind nach der Schlußbetrachtung die beiden Anhänge, einmal über die postumen Grab- und Gedenkmonumente für Praetextatus und Paulina, den auf allen vier Seiten beschrifteten Grabaltar und das verlorene Ehrenmonument vom Palatin (mit erhaltenem Text), sowie die Ahnengalerie eines Anicius Acilius Glabrio Faustus auf dem Forum Sibidii.

Das Buch ist ein gutes Beispiel dafür, was die Epigraphik für die weitere Erforschung der Alten Geschichte leisten kann, zumal wenn ein derart reiches Material vorhanden ist. Im vorliegenden Fall besteht ein wichtiges Ergebnis darin, daß eine Relativierung verzerrter literarischer Urteile gelungen ist.

---

Richard Klein, Wendelstein  
rikle@t-online.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Richard Klein: Rezension zu: Heike Niquet: *Monumenta virtutum titulique*. Senatorische Selbstdarstellung im spätantiken Rom im Spiegel der epigraphischen Denkmäler. Stuttgart: Steiner 2001 (Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 34). In: Plekos 3, 2001, 123–127 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rniquet.pdf>).

---

Engelbert Winter/Beate Dignas: Rom und das Perserreich. Zwei Weltmächte zwischen Konfrontation und Koexistenz. Berlin: Akademie Verlag 2001 (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt). 334 S. 34,80 € (68,08 DM). ISBN 3-05-003451-3.

In den letzten eineinhalb Jahrzehnten sind mehrfach Versuche unternommen worden, die Quellen zur Geschichte des Sasanidenreiches zusammenzustellen. Während der auf mehrere Teile angelegte Quellenkommentar von Wolfgang Felix (*Antike literarische Quellen zur Außenpolitik des Sâsânidenstaates*) leider schon 1985 mit dem ersten, bis 309 n. Chr. reichenden Band stecken blieb, beschränkte sich das von Michael H. Dodgeon und Samuel N. C. Lieu 1991 edierte Sammelwerk *The Roman Eastern Frontier and the Persian Wars* von vornherein auf die Zeit bis 363. Im Buch von Winter/Dignas wird die gesamte Epoche von 224 bis 651 behandelt. Es enthält nach Vorworten (S. 5–9) und dem Abkürzungsverzeichnis (S. 15–17) zunächst eine Darstellung der römisch-iranischen Beziehungen, die eine Einführung: Die Auseinandersetzungen zwischen West und Ost als historisches Phänomen (S. 21–23), eine kurze Übersicht der römisch-parthischen Kontakte (S. 25–35) und den in fünf Unterkapitel gegliederten Überblick über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Rom und dem Sasanidenreich umfasst (S. 37–71). Der die S. 75–271 ausmachende Materialteil bildet den Kern des Buches. Im Gegensatz zu Felix und Dodgeon/Lieu, die chronologisch vorgegangen waren, teilen Winter/Dignas ihr Material systematisch auf und bilden sieben Sachgruppen, die der Reihe nach abgehandelt werden. Diese sind: Außenpolitische Zielvorstellungen (S. 75–85), Die militärischen Konflikte (S. 87–140), Die diplomatischen Lösungen (S. 141–181), Die Arabienpolitik der Großmächte (S. 183–204), Gemeinsame Interessen – Ursachen anhaltender Konflikte (S. 205–227), Religionspolitik der Großmächte – Christentum und Zoroastrismus (S. 229–250) und Informationsaustausch zwischen West und Ost (S. 251–271). Es folgt der Anhang (S. 275–334) mit der Bibliographie, der (sasanidischen) Königsliste und der Zeittafel, einem Glossar sowie dem Abbildungsverzeichnis, einem Quellenindex und dem eigentlichen, mehrteiligen Register.

Während Felix auf den Abdruck der Texte überhaupt verzichtet hatte, benötigten Dodgeon/Lieu allein für die englische Übersetzung der Quellen zur früh-sasanidischen Zeit 340 S. Es ist daher einsichtig, dass die Verfasser keine vollständige Dokumentation der römisch-persischen Beziehungen

vorlegen konnten. Beabsichtigt war offenbar eine exemplarische Behandlung des Themas, bei der bewusst Schwerpunkte gesetzt wurden (so z. B. die ausführliche Besprechung des Friedensvertrages von 562, S. 164–177). In anderer Hinsicht liefern die Verfasser mehr als die bisherigen Sammlungen: Felix hatte sich auf die antiken literarischen Quellen beschränkt, bei Dodgeon/Lieu waren sämtliche relevanten Texte übersetzt worden. Winter/Dignas beziehen nun auch ausgewähltes archäologisches (kunstgeschichtliches) und numismatisches Material mit ein. Außerdem sind mehrere, aus anderen Werken (in einem Fall aus einer früheren Arbeit Winters) stammende Karten beigegeben. Weit hinaus über den Rahmen einer Quellensammlung geht, dass die ausgewählten Zeugnisse gleich an Ort und Stelle erschöpfend interpretiert werden.

Es sei gestattet auf einige Punkte hinzuweisen, in denen die Ausführungen der Verfasser korrigiert werden müssen:

S. 156, Anm. 516 wird Diod. 31,17a als Zeuge der – umstrittenen – Überlieferung aufgerufen, Artaxias I. von Armenien habe auf den Rat Hannibals hin seine Hauptstadt Artaxata errichten lassen. Der Karthager wird jedoch in der herangezogenen Diodor-Stelle gar nicht erwähnt; das früheste Zeugnis für seine Beteiligung am Entstehen der ostarmenischen Metropole ist Strab. 11,14,6.

Die Information S. 189, dass sich die Beziehungen Roms zum Partherreich „im 2. und 1. Jh. v. Chr.“ intensiviert hätten, ist fragwürdig angesichts der Tatsache, dass erst in den neunziger Jahren des 1. Jhs. v. Chr. – durch Sulla – überhaupt Kontakte aufgenommen wurden (vgl. Vell. 2,24,3).

Dass die von Caracalla geschändeten Königsgräber (S. 32) diejenigen lokaler Herrscher der Adiabene und sicher nicht solche parthischer Könige gewesen sind, sollte sich herumgesprochen haben (vgl. E. Kettenhofen, *EncIr* 4, 1990, 790ff. s. v. Caracalla).

Was den Tod Gordians III. betrifft, teilen die Autoren die verbreitete Ansicht, dass sein in den literarischen Quellen dafür verantwortlich gemachter Nachfolger Philippus „Arabs“ einer Verleumdung zum Opfer gefallen sei (S. 96f.). Dem Rezensenten mag gestattet sein, das anders zu sehen (*AMI* 27, 1994, 232ff.).

Die politischen Verhältnisse in Armenien im 3. Jh. n. Chr. haben vielleicht nicht die volle Aufmerksamkeit der Verfasser gefunden. So ist schon die Bemerkung S. 185, Ardaschir I. habe „den arsakidischen Widerstand, besonders in Medien und Armenien, nicht völlig brechen können“, ungenau formuliert: Der sasanidische „Reichsgründer“ vermochte Medien vollständig, Armenien dagegen, wohin sich einige Meder geflüchtet hatten, überhaupt nicht zu erobern (Cass. Dio 80,3,3). Die Schilderung der Umstände, unter denen Ardaschirs Nachfolger Schapur I. Armenien schließlich unterwerfen konnte (S. 41), folgt offensichtlich der strittigen armenischen Überlieferung, die sich auch nicht, wie immer wieder behauptet wird, mit dem lückenhaften klassischen Material kombinieren lässt (vgl. AMI 27, 1994, 225ff.). Ob es sich bei demjenigen Arsakiden, der den armenischen Thron zurückgewann, um Tiridates „III.“ handelt, ob dieses Ereignis ins Jahr 290 fällt und ob Armenien bald nach 298 christlich wurde (S. 47, 152 mit Anm. 496 u. 290 sub anno 290), ist Gegenstand einer lebhaften wissenschaftlichen Diskussion. Sie hat sich einerseits in mehreren früheren Arbeiten Winters, andererseits in Erich Kettenhofens Habilitationsschrift *Tirdâd* und die Inschrift von Paikuli (1995) niedergeschlagen. Obwohl Kettenhofens abweichende (und besser begründete) Ansätze den Verfassern bekannt sind, konnten sie sich nicht zu deren Übernahme entschließen.

Zum Ableben Manis erfährt man, der Religionsstifter sei auf die Initiative Kartêrs hin gefangengenommen und hingerichtet worden (S. 237, 290 sub anno 277 u. 299). Mani starb jedoch eines natürlichen Todes in der Gefangenschaft (vgl. z. B. A. Böhlig, *Die Gnosis III: Der Manichäismus*, S. 98).

Hinsichtlich des kurzen Krieges, den Yazdgard II. zu Beginn seiner Regierung gegen Ostrom führte, scheinen chronologische Unklarheiten zu bestehen. S. 55, Anm. 147 wird von Auseinandersetzungen in den Jahren 439–442 gesprochen. Dagegen ist S. 162–164 von einem 441 durchgeführten Vorstoß Yazdgards auf byzantinisches Territorium und dem noch im selben Jahr erneuerten Frieden die Rede. Die Zeittafel (S. 291) macht die Verwirrung komplett: Sub annis 439–442 ist kurz ein byzantinisch-sasanidischer Krieg erwähnt. Der folgende Eintrag 441 fasst die ausgebliebenen Geldzahlungen Kaiser Leos I. zur Sicherung der Kaukasuspässe, den Vorstoß Yazdgards und den erneuten Friedensschluss zusammen. Dabei bleibt die Identität der jeweils berichteten Ereignisse nicht nur undeutlich – sie wird durch die unterschiedliche Chronologie geradezu ausgeschlossen.

Im Rahmen einer knappen Schilderung der Laufbahn Iustinians (S. 123, Anm. 388) wird berichtet, der spätere Herrscher habe „518 zugunsten seines Onkels auf den Kaiserthron verzichtet“. Hiervon ist in den reichhaltigen Quellen zu Iustinian nicht nur niemals die Rede, es widerspricht auch allen beim Tod des Anastasios vorliegenden Voraussetzungen (A. Demandt, HdAW III 6, S. 195).

In die Spätphase des Sasanidenreiches fällt die Herrschaft einer Anzahl ephemerer Könige. Welche von ihnen überhaupt zu erwähnen sind, mag im einzelnen Ansichtssache sein, nur sollte stets konsequent vorgegangen werden. So müsste der S. 70 und unter Nr. 36 der Königsliste erwähnte Tarruxzadh-Xusrô, wenn die ihn betreffende Überlieferung glaubwürdig und seine Identität mit einem der beiden etwa gleichzeitigen Thronprätendenten namens Xusrô auszuschließen ist, als Xusrô V. gezählt werden. Ähnlich liegt der Fall bei Pêrôz: Die Autoren nummerieren den bekanntesten Herrscher dieses Namens nicht, zählen den gleichnamigen Sasaniden der 630er Jahre aber plötzlich als „Pêrôz II.“ (S. 70 u. Königsliste, Nr. 35). Ein weiterer Pêrôz, der als Sohn Yazdgards III. in den 660er Jahren noch einmal eine Art „sasanidischer Renaissance“ versuchte, fehlt ganz.

Die persische Niederlage bei al-Qâdisîya wird ohne Hinweis auf die chronologische Problematik ins Jahr 636 gesetzt (S. 70 u. 293 sub anno). Dabei hatte schon Bertold Spuler (*Iran in früh-islamischer Zeit*, 1952), auf den sich die Verfasser S. 70, Anm. 232 beziehen, darauf hingewiesen, dass zwischen den zur Debatte stehenden Daten 636 und 637 keine Entscheidung getroffen werden kann.

Die Forschungsmeinung, Herakleios sei der Schöpfer der byzantinischen Themenverfassung (S. 67), ist heute aufgegeben. Die Themen entstanden erst als Reaktion auf die arabische Bedrohung (J. Koder, LMA 8, 1997, Sp. 615f. s. v. Thema).

Bei einer eventuellen Neuauflage könnte auch eine Anzahl von Irrtümern beseitigt werden (in Klammern ist jeweils die Korrektur angegeben): S. 5: Schlagwerk (Schlagwort) — S. 21, Anm. 2: Hexameter (Hexametern) — S. 26: Mithridates (Mithradates) — S. 67–70 (mehrfach): Šahbarz (Šahrbarâz) — S. 70, Anm. 232: frühislamischer (früh-islamischer) — S. 112: Es fehlt ein Trennungsstrich am Ende der letzten Textzeile — S. 114: Pâpâs (Pap) — S. 146: Archivaren (Archivar) — S. 158, letzte Textzeile: Rom (Persien) — S. 158, Anm. 525: Es fehlt in der ersten Zeile ein Ausdruck wie „vgl.“ oder

„siehe“ — S. 159, Anm. 535: ZDMG 28, 1974 (ZDMG 28, 1874) — S. 172, Anm. 579: 565 (562) — S. 203, Anm. 711: 1983 (1883) — S. 220, Anm. 770: Braund (1984) (Braund (1994)) — S. 229, Anm. 810: Sassanians (Sasanians) — S. 236, Anm. 835: Priesterschaft Kartêr (Priesterschaft Kartêrs) — S. 246: Konvertierung (Konversion) — S. 257, Anm. 920: EIr (EncIr) — S. 264, letzte Textzeile: ihnen (ihm) — S. 271: (s)pätsâsânidisches Iran ((spät)sâsânidisches Iran) — S. 281: Nöldeke (1987) (Nöldeke (1887)) — S. 287, Nr. 9: Adanarsê (Adarnarsê) — S. 296, Glossar s. v. Christologische Streitigkeiten (mehrfach): Diophysitismus (Dyophysitismus) — S. 299, Glossar s. v. Persis u. S. 324 (Register): Pasagadai (Pasargadai) — S. 319 (Register): Šâhrbâraz 67–70 (Šâhrbâraz 67–70, 137).

Noch einige Bemerkungen zur Quellen- und Literaturverwendung: Die herangezogenen Textausgaben lassen sich dem Index der übersetzten Quellen entnehmen. Die Übersetzungen (selbst zweisprachige Ausgaben) wurden unter dem Namen des Übersetzers/Herausgebers in die Bibliographie eingeordnet. Über den Sinn dieser Vorgehensweise ließe sich streiten. Vor allen Dingen aber hätte dann konsequent verfahren werden müssen, so dass Nöldekes berühmte Tabari-Übertragung nicht unter T, sondern unter N erschienen wäre. Übersehen wurde die von Cyril Mango und Roger Scott 1997 veröffentlichte Übertragung der Chronik des Theophanes Confessor, die erstmals den ganzen Text des Chronisten in einer modernen (englischen) Übersetzung enthält. Auch eine nähere Beschäftigung mit Firdausis „Königsbuch“ sei den Autoren ans Herz gelegt. Die Ausführungen S. 64, Anm. 207 suggerieren nämlich, der Dichter habe nur die sasanidische Zeit behandelt. Welche bedeutende Rolle die sagenhafte iranische Frühzeit gerade bei Firdausi spielt, lässt sich z. B. der einbändigen Auswahl-Übertragung von Reuben Levy entnehmen: Ferdowsi: *The Epic of the Kings*, Ndr. 1996, S. 1–251.

Angesichts der Fülle der Sekundärliteratur ist es vermutlich müßig, das Fehlen des einen oder anderen Titels zu monieren. Kein Nachteil wäre immerhin die Benutzung des gediegenen Artikels Sâsânids von M. Morony (*Encyclopaedia of Islam* 9, 1997, S. 70–83) gewesen. Zu Dvin hätten die Autoren neben den beiden Werken aus den 1960er Jahren, die S. 174, Anm. 585 zitiert werden, noch Kettenhofens entsprechenden Beitrag *EncIr* 7, 1996, S. 616–619 heranziehen können, der eine ausführliche Bibliographie enthält.

---

Martin Schottky, Pretzfeld

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Martin Schottky: Rezension zu: Engelbert Winter/Beate Dignas: Rom und das Perserreich. Zwei Weltmächte zwischen Konfrontation und Koexistenz. Berlin: Akademie Verlag 2001 (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt). In: Plekos 3, 2001, 129–134 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rwinter.pdf>).

---

Eugen Weber: *Apocalypses. Prophecies, Cults, and Millennial Beliefs through the Ages*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2000. 294 S. \$ 16,95. ISBN 0-674-00395-0.

The book is comprised of 12 chapters including the introduction and the conclusion. It begins with a six-page introduction (pp. 1–6), in which Weber outlines the history of the notion of Apocalypse and the fascination of Jews and their Christian offspring for “the revelation or unveiling of the world’s destiny and of mankind’s” (p. 2). He lays out the guidelines of his book, which does not reflect an original research but offers more narrative than interpretation, more description than explanation.

In the second chapter, Weber analyses the notion of time and its divisions from Antiquity to the present time. Time or chronology is considered a “social construct” (p. 6) and reflects realities different from abstract measures. In both Antiquity and modern time, precisely at mid-nineteenth century, the measurement of time by generations, quadrennial Olympiads, memorable events, seasons, tenured priests and rulers, monthly and astronomical cycles sheds light on the multiple, subjective and specific function of time to particular situations. The fact that time past was not subject to exact and objective computation is also brought out by the signification of centuries (*saeculi*) as generations, periods, epochs of variable length and not of a hundred-year span. The feeling that the world and time are susceptible to an end (*fin de siècle*) does not then involve a century’s closure. According to Weber, the *fin de siècle* is related to material and social progress, which advances side by side with the notion of decadence and obsolescence.

Chapter 3 is devoted to the study of apocalypses and millenarianisms. More specifically, Weber discusses and compares a number of well-known apocalyptic prophecies, such as those of John of Leiden, who had proclaimed himself King of Zion and Messiah, of Michael Schmaus, affirming that the millennium was imminent, and those prophets who have expected the end of the Christian era in 2000, i. e. William Butler Yeats, the Reverend Tim La Have, or protestant ministers like Robert Fleming in the eighteenth century, Robert Scott in the nineteenth century and the Catholic canon Rodriguez Cristini Morondo in the twentieth century. According to these prophets, the term ‘apocalypse’ means disaster, cosmic catastrophe, the end of the world. By foretelling the end of the world they attempt to interpret political crisis, social change and material distress, and at the same time “to console and

guide, to suggest the meaning of the present and the future” (p. 31). If, then, apocalypticism is related to fear and disaster, millennialism (or millenarianism) concerns new beginnings implying restoration and regeneration. This cyclic meaning of millennialism leads Weber to see in the end of the world “only the end of one world, not the end of time but of our times, not the annihilation of mankind but the end of a way of life and its replacement by another” (p. 37).

Chapter 4 deals with imaginative predictions of prophets, such as Daniel, John of Patmos, Esdras, Montanus, Tertullian, painting a terrifying picture of the end. Early in the third century, Origen was strongly opposed to apocalyptists and dismissed chiliasm “as simply Jewish fables” (p. 44). The problem of anti-apocalyptists was effectively solved by St. Augustine in his treatise *City of God*. The millennium of the year 1000 has inspired much debate and since the year 700 apocalyptists have referred to “evident signs announcing the early end of the world” (p. 49). Since the end did not come on time and the following centuries furnished still more hard times and horrible events, apocalyptic thinking was enriched and renovated.

Chapter 5 concentrates on the revivalists and Antichrists. In the Middle Ages, Italian humanists presented the Renaissance as a “resurrection”, i. e. a renewal (*renovatio*) of knowledge and of ways of thinking, that were long lost and dormant. According to those humanists, the Renaissance was also endowed with a spiritual meaning which indicates “the redemptive knowledge of *gnosis* – those spiritual mysteries of the origin and destiny of man which offered privileged access to redemption” (p. 62–63). Like apocalypticism, gnosticism was then reserved for a few elect. The most apocalyptic personage which survives from medieval to modern times, is Antichrist, “a diabolic parody of Christ” (p. 75), whose eschatological figure is described by Weber by means of which theological and philosophical treatises dating from the Augustinian period to the eighteenth century.

Chapter 6 examines the place of God and the role of the Apocalypse in scientific treatises and also the relationship between science and prophecy. Weber attempts to draw up the history of science from the sixteenth century to earlier times in light of the links between astrology, alchemy, cryptology, and apocalyptic dreams. “Natural magic” results from the combination of these sciences and prophetic gift.

Chapter 7 studies the Age of Enlightenment, which dismissed Revelation “as obscurantism” (p. 99) and rejected all kinds of religious beliefs as superstitions. The philosophers of this new age of illumination sought to elucidate supernatural or miraculous events in the light of rational explanations and to impose religious indifference, which opposes apocalyptic prophecies and millennialism.

Chapter 8 deals with the study of the Apocalypse in wordy times. More precisely, it discusses the heyday of secularism in the nineteenth century and the banishment of superstition or “religious beliefs” by means of science, technology, reform, and education. Their development gave birth to materialism, rationalism, functionalism, capitalism and liberalism. This chapter also describes the effects that these new qualities and sociopolitical reforms had on Romanticism, whose cult of terror and mysticism drank from the more lurid passages of the Bible, as well as the millenarian expectations which called for the end of the world, vice, misery and the spread of true religion, righteousness, happiness, and peace. The chapter ends with the study of eschatological progress and the crucial role that French, Slavs and Jews have played in the Second Coming.

Chapter 9 seeks to outline the pursuits of the millennium from the twelfth century to the nineteenth. During these periods, millenarian radicalism grew out of radical situations and eschatological excitement run high. The eschatological millenarianism motivated secular millenarianism involving the transposition of Biblical concepts of sacrifice and redemption. It also inspired “the idea of a radical solution to the age-old struggle between good and evil” (p. 158).

Chapter 10 investigates time’s noblest offspring. It is firstly devoted to eschatological considerations on the conquest of America for God, which could easily look like a millennial mission. It also lays out apocalyptic legacies dating from the seventeenth century to our times. In the seventeenth century, John Cotton had calculated the Second Coming in 1655, Roger Williams, the nonconformist Puritan clergyman, assimilated the struggle against churches to the struggle against the Antichrist, the Massachusetts clergymen, the Mathers, who believed in “inoculation against small-pox and in matches” (p. 170) as well as in the saints escaping from the destruction and torment of the final conflagration. In the eighteenth century, Jonathan Edwards foretold that the Devil would be defeated in the year 2000; Ann Lee preached that “the judgement of God was ‘nigh at hand’ and demanded withdrawal

from the world” (p. 172). In the nineteenth century, Joseph Smith held that preparations for the Second Coming should begin for Christ's millennial reign, William Miller predicted that the Second Coming should occur sometime during the twelve months following March 1843; Harriet Beecher Stowe suggested that the Second Coming was imminent; Charles Grandison Finney and John Nelson Darby believed that the millennial age was about to dawn. In the twentieth century, the most significant apocalyptic legacies on the imminent end of the world and the Second Coming were bequeathed by Agnes Osman, William Seymour, Christabel Pankhurst, and William Jennings Bryan.

Chapter 11 explores in depth the apocalyptic thought of the twentieth century. Weber examines the way in which expectations of a supernatural kingdom about to dawn immediately were rationalized, spiritualized, and ethnized and he also attempts to justify the creation of current sophistries.

Chapter 12 summarizes the book's main perspectives on the creation of the world, the eschatological expectations concerning its end, and the rationalization of supernatural messages and beliefs, alike.

In his tendentious attempt to unlock the hidden meaning of the Apocalypse and millennial thought, Weber takes his place in a long interpretative tradition. His profound and witty book embraces the entire panorama of the apocalyptic visions and prophecies from Zarathustra to the twentieth century and demonstrates clearly that belief in the approaching end of time (*fin de siècle*) after a final battle between good and evil was present in Western civilization even before the birth of Christ.

---

Hélène Perdicoyianni-Paléologou, Brookline, Mass.  
hperpal@hotmail.com

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Hélène Perdicoyianni-Paléologou: Rezension zu: Eugen Weber: Apocalypses. Prophecies, Cults, and Millennial Beliefs through the Ages. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2000. In: Plekos 3, 2001, 135–138 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rweber.pdf>).

---

Julius H. Schoeps/Hiltrud Wallenborn (Hrsgg.): *Juden in Europa. Ihre Geschichte in Quellen*, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum späten Mittelalter. Darmstadt: Primus Verlag 2001. 312 S. DM 78,--. ISBN 3-89678-402-1.

Auf 30 Seiten Einführung und anschließenden 250 Seiten Dokumentation mit 140 ausgewählten Quellenstücken, alle in deutscher Übersetzung, unternehmen es die Herausgeber, eine „Geschichte des europäischen Judentums“ zu skizzieren. Der Zeitraum der Dokumente des ersten Bandes reicht vom zweifelhaften Besuch Alexanders d. Gr. in Jerusalem (Josephus, ant. 11,8,3–5 = Nr. 11) bis zur Vertreibung der Juden aus bestimmten europäischen Staaten, die zu unterschiedlichen Zeiten zwischen 1290 (England, Nr. 61), 1306 (Frankreich, Nr. 64) und 1492 (Iberische Halbinsel, Nr. 110) geschah. An diesen Enddaten, die über 200 Jahre auseinander liegen, wird die Problematik des Vorhabens klar: Es gibt nur in Ansätzen eine (gemeinsame) Geschichte der Juden in Europa nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches, wo zumindest eine einheitliche Rechtsgrundlage bestand. Diese später wiederherzustellen bemühte sich zwar die Kirche (z. B. auf der 4. Lateransynode, vgl. Nr. 49), aber es mangelte an den Möglichkeiten, die Beschlüsse überall und konsequent durchzusetzen. Der Zustand des römischen Reiches wurde im „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ und in den übrigen Nachfolgestaaten des weströmischen Reiches eben nicht wieder erreicht.

Der vorliegende Band ist der erste von fünf geplanten. Damit ist klar, dass der Schwerpunkt der Dokumentation nicht in Spätantike und Mittelalter liegen wird. Allerdings werden im ersten Band die Grundlagen gelegt, die im Wesentlichen bis zur Neuzeit gültig waren. Die Konzeption des Buches ist klar und eindeutig: Die Quellen sollen sprechen, sollen einen Zugang zur Ereignisgeschichte eröffnen, aber auch zu religiösen, geistigen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen. Der Leser braucht keine speziellen Vorkenntnisse mitzubringen; daher werden alle Texte in deutscher Übersetzung geboten und (notdürftig) kommentiert, wobei Fundstellen für den Originaltext immer mit angegeben werden. Größtenteils konnten die Herausgeber auf bereits vorhandene Übersetzungen zurückgreifen. Wo das nicht der Fall war, hat man selbst übersetzt; wer, bleibt unklar. Im Vorwort wird nur einer Frau Michal Kümper für die deutsche Version der Takkanot von Aragon v. J. 1354 gedankt.

Die jüdische Vor- und Frühgeschichte bis Alexander ist in der Einführung kurz und mit aller Vorsicht dargestellt; im Dokumententeil werden dazu 10 Quellentexte geboten, die die religiösen Grundlagen des Judentums zeigen sollen und bis auf eine Ausnahme (Lev. 23) alle der Übersetzung von Buber/Rosenzweig entnommen sind. Da es genügend Bibelübersetzungen gibt, darf die Frage erlaubt sein, warum diese, die zwar sehr nahe am hebräischen Text, aber alles andere als leicht verständlich ist. Des Weiteren fällt auf, dass unter Nr. 4 („Die Offenbarung der Tora am Berg Sinai“) der Dekalog fehlt, wohl weil er allgemein bekannt ist? Die jüdischen Feste (Lev. 23) sind hingegen ausführlich dokumentiert.

Die weitere knappe Einleitung beschreibt nun die Geschichte dieses Judentums im Hellenismus, im römischen Reich sowie in den Nachfolgestaaten des ehemals weströmischen Herrschaftsbereiches, wobei jeweils auf zentrale Quellenstücke des Dokumentarteils verwiesen wird. Dabei versuchen die Autoren, wichtige verlaufs- oder geistesgeschichtliche Phänomene von jüdischer und nichtjüdischer Seite zu beleuchten. Dabei ist die inhaltliche Gliederung im Wesentlichen regional bestimmt, wenngleich Ungereimtheiten vorkommen, bes. in Teil II, wenn versucht wird, zwischen den unmittelbar von den Herrschern selbst verantworteten antijudaistischen Maßnahmen und den vom Volk verursachten zu unterscheiden (z. B. Nr. 61 und Nr. 99).

Ausgangspunkt ist Judäa-Palästina in hellenistischer und römischer Zeit. Daran anschließend folgen Zeugnisse zur religiösen Situation des damaligen Judentums, neben innerjüdischen Texten auch die Bibelübersetzung der Septuaginta anhand des Aristeasbriefes, sowie zur Lage der Juden im römischen Reich. An Rechtsbestimmungen aus dem Codex Theodosianus (Nr. 35) sind Gesetze zu folgender Problematik aufgenommen: Dekurionen, Übertritte (zum Judentum und Christentum), Heiratsverbote, Sklaven, Purimfest, Schutz des Sabbats und Verbot des öffentlichen Dienstes. Relevante Verordnungen für die weitere Geschichte fehlen allerdings: Garantie autonomer Preise (Cod. Theod. 16,8,10 = Cod. Iust. 1,9,3), in eine Staatssteuer umgewandelte Patriarchensteuer (Cod. Theod. 16,8,14), Zuständigkeit der Gerichte (Cod. Iust. 1,5,21), Verbindlichkeit christlicher Feiertage für alle Bewohner (Cod. Theod. 15,5,5 = Cod. Iust. 3,12,6), erbrechtliche Bestimmungen (Cod. Theod. 16,8,28) und Verbot des Synagogenneubaus (Nov. Theod. 3,6). Auf solche Regelungen griffen die Nachfolgestaaten des (west)römischen Reiches (positiv oder negativ) zurück.

Umrahmt wird das Kapitel durch Dokumente aus „heidnischer“ (Strabon, Tacitus und Julian = Nr. 37–39) und „christlicher“ Sicht auf das Judentum: Paulus, Röm. 11 (Nr. 40, aber nicht z. B. Gal. 4,21ff.), der Brief an Diognet (Nr. 41), Meliton von Sardes (Vom Passa 87ff. = Nr. 42) und Augustinus (civ. Dei 18,45f. = Nr. 43). Damit ist eine rechtliche und pastorale Situation erreicht, die weitgehend für die Folgezeit bestimmend blieb, vermischt allerdings in gewissen Schüben mit Zwangstaufen, Verfolgung, Ermordung und Ausweisung.

Die Herausgeber unterscheiden in Teil II die „Juden in Mittel- und Westeuropa bis 1350“ von den „Juden auf der Iberischen Halbinsel bis zur Ausweisung von 1492“ in Teil III. Aus Skandinavien liegen wohl keine Zeugnisse vor? Über Byzanz wird sich vielleicht in einem der folgenden Bände etwas finden? Im vorliegenden Band ist in Nr. 128 lediglich der Bericht des Benjamin ben Jona über die Juden Konstantinopels abgedruckt. Ein Übersichtsplan über das Gesamtwerk fehlt leider.

Teil II gliedert sich in einen 1. Abschnitt, der mehr der Verlaufsgeschichte gewidmet ist: Kirchenrecht und Päpste, Franken, das Heilige Römische Reich sowie England, Frankreich und Polen. Generell lässt sich feststellen, dass die partikularen Kräfte, die regionalen Machthaber, eher judenfeindlich eingestellt waren, während die Zentralgewalt (Kirche, Papst, König, Kaiser) die Rolle des Schutzherrn der Juden übernimmt, teils nur für bestimmte Juden, teils für die im jeweiligen Machtbereich lebenden Juden generell. Auf Einzelheiten muss hier verzichtet werden. Bemerkenswert ist die „Erfindung“ der kaiserlichen Kammerknechtschaft, einer Kombination von augustinischer Theologie (Nr. 43) und Rechtsbestimmungen des Sachsenspiegels (Nr. 54), wonach Titus die Juden versklavte und die deutschen Kaiser als Rechtsnachfolger der römischen die Rolle des Herrn übernommen haben. Von hier ergibt sich einmal, dass Juden nie für sich selbst, sondern immer nur für ihren Herrn erwerben (so bes. Thomas von Aquin, Nr. 89), aber auch ein Handel mit Juden, die man z. B. verpfänden konnte, wie es Karl IV. tat (Nr. 56). Kaiser Friedrich II., der sich dieser Konstruktion auch bediente, verbot allerdings den Vorwurf des Ritualmordes aufgrund der Blutvorschriften im Judentum (Nr. 55).

Aus England, wo unter Richard I. das „Große Schatzamt“ zur Kontrolle der jüdischen Forderungen, Einkünfte, Vermögen und Schulden eingerichtet wird (Nr. 58), ist die erste Ritualmordbeschuldigung 1144 aus Norwich bekannt. In Frankreich stellt sich die Situation der Juden weniger gleichmäßig

(zum Schlechten hin) dar, weil hier die Zentralgewalt mal schwächer, mal stärker war. Besonders erwähnt werden soll hier nur das Zinsverbot Ludwigs des Heiligen (Nr. 63). Die endgültige Ausweisung 1394 unter Karl VI. betraf im Übrigen nicht die Provence und die päpstlichen Enklaven Avignon und Venaissin. Für Polen gibt es mit dem „Statut von Kalisch“ von 1264 (Nr. 65) eindeutige Regelungen zum Zusammenleben von Juden und Christen: Beide Gruppen sollen getrennt sein, man feiert nicht miteinander, und auch sonst waren zu enge Kontakte zu vermeiden, und bei „gemischten“ Wohngebieten wurden die Wohnungen getauscht. Bemerkenswert sind in Abschnitt 2 die Zeugnisse zur jüdischen Religion, zur Gemeindestruktur und zu den beruflichen Tätigkeiten aus jüdischer Sicht (Nr. 67–85), denen in Abschnitt 3 die christliche Seite (Zwangstaufen, rückfällige Juden, Pogrome) mit einzelnen jüdischen Reaktionen gegenübergestellt wird (Nr. 86–100).

Auch Teil III unterscheidet zunächst einen mehr verlaufsgeschichtlichen 1. Abschnitt: Westgoten, muslimische Reiche (allerdings mit zwei Zeugnissen, dem „Vertrag Omars“ = Nr. 104 und zur Kleiderordnung des Maghreb = Nr. 105, letztere nur wegen der Almohaden-Herrschaft auch in Spanien abgedruckt, die beide mit „Europa“ nichts zu tun haben!) und christliche Königreiche. Dem folgt dann in Abschnitt 2 ein Kapitel zur Religiosität und Mystik (Kabbala). Hier seien hervorgehoben Auszüge aus Dichtungen und Traktaten des Jehuda ben Samuel ha-Levi (Nr. 111; 119–123; 127), des Maimonides (Nr. 112; 113), des Buches Bahir (etwa „Glanz“, aus Südfrankreich = Nr. 115; 116) und des Buches Sohar (etwa „Lichtglanz“ = Nr. 117; 118). Die Dokumente enden mit Zeugnissen zum Umgang mit „Conversos“ (Nr. 138–140). Hier findet sich der „missing link“ zur modernen Rassentheorie, insofern die Spanier mit Gesetzen über die „Reinheit des Blutes“ sich von Juden und Conversos absetzten. Das entsprechende Zeugnis Nr. 139 enthält aber nur das Verbot öffentlicher Ämter und öffentlicher und privater „Pfründe“ für solche Conversos, mit denen sie Macht über Altchristen ausüben können. Einen konkreten Hinweis auf die „Reinheit des Blutes“ findet sich hier, entgegen der Ankündigung in der Überschrift, leider nicht!

Insgesamt darf man den Herausgebern bescheinigen, dass sie wohl zu allen relevanten Fragen des Judentums einschlägige Quellen gefunden haben. Besonders hervorzuheben ist die Heranziehung innerjüdischer Zeugnisse. Wenn man, wie der Rezensent, selbst jüngst ein Studienbuch zum Judentum (in der Spätantike) verfasst hat (Karl Leo Noethlichs: *Die Juden im christlichen Imperium Romanum* [4.–6. Jahrhundert]. Berlin: Akademie Verlag

2001; vgl. Plekos 3, 2001, S. 105–109), weiß man, dass man es keinem völlig recht machen kann. Hier muss man Kompromisse schließen. Anhand der gesammelten Quellen lässt sich durchaus ein Bild des „europäischen Judentums“ bis zum Mittelalter im Überblick gewinnen. Für eine detailliertere Betrachtung einzelner Regionen allerdings ist das Netz zu grobmaschig.

---

Karl Leo Noethlichs, Aachen  
noethlichs@rwth-aachen.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Karl Leo Noethlichs: Rezension zu: Julius H. Schoeps/Hiltrud Wallenborn (Hrsgg.): Juden in Europa. Ihre Geschichte in Quellen, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum späten Mittelalter. Darmstadt: Primus Verlag 2001. In: Plekos 3, 2001, 139–143 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rschoeps.pdf>).

---

Tomas Hägg/Philip Rousseau (Hrsgg.): *Greek Biography and Panegyric in Late Antiquity*. Berkeley u. a.: University of California Press 2000 (The Transformation of the Classical Heritage 31). XII, 288 S. \$ 30,00. ISBN 0-520-22388-8.

Die in diesem Sammelband vorgelegten Beiträge gehen, mit einer Ausnahme, auf ein 1996 an der Universität Bergen gehaltenes Symposium zurück. Im Zentrum steht die Frage, welche Rolle griechische biographische und panegyrische Werke in der Spätantike beim Übergang zu einer christlichen griechischen Kultur in der Zeit zwischen 250 und 450 spielten. In der von den beiden Herausgebern verfaßten Einleitung „Biography and Panegyric“ (1–28) wird zunächst ein Überblick über die Entwicklung der beiden Formen gegeben, ausgehend vom Euagoras des Isokrates, in dem sich Bios und Enkomium verbinden. Der Preis des Gefeierten, der Bios als Exemplum und die Steigerung der Reputation des Autors sind von Anfang an wesentliche Charakteristika der Form. Die Anfänge der eigentlichen Biographie werden ebenfalls im 4. Jh. im Kontext der Sokrates-Literatur gesehen. Die von Xenophon in seinem Agesilaos gewählte Zweiteilung (Darstellung des Lebenslaufs und Darstellung des Charakters) wird wesentliches Merkmal auch der christlichen Hagiographie und ist in der von Athanasius verfaßten Lebensbeschreibung des Antonius deutlich faßbar. Der Preis des Verstorbenen und die Steigerung der eigenen Reputation sind in der Grabrede, die Gregor von Nazianz auf Basilus von Caesarea gehalten hat, aufs engste verknüpft. Einen für die weitere Entwicklung der Form bedeutenden Zug zeigt Xenophons Kyrupädie: Die Darstellung von Erziehung und Bildung, mit der notwendigen Ergänzung unhistorischer Details, wird zur Darstellung von Idealen, die der Gefeierte später selbst verwirklichen wird. Während aber Hinzufügungen oder Weglassungen des Panegyriker durch die Zuhörerschaft kontrolliert werden können, fehlt beim Biographen eine derartige Kontrolle durch die Leser.

An diese allgemeinen Ausführungen schließt sich ein substanzreicher chronologischer Überblick über die in diesem Band behandelten Texte an, der zugleich die wichtigsten Ergebnisse der Einzeluntersuchungen zusammenfaßt. Die von den Sokrates-Biographien ausgehende Tradition der Philosophenbiographie wird in der Spätantike wieder aufgenommen. Philostrats „Leben des Apollonius von Tyana“ (um 220) ist das älteste Werk dieser Gruppe mit Darstellungen eines pythagoreischen Lebensideals. Es folgen an

der Wende vom 3. zum 4. Jh. die beiden Pythagoras-Biographien, die des Porphyrios und des Iamblichos. Gleichzeitig nimmt die zeitliche Distanz zwischen Autor und seinem Gegenstand zu. Bemerkenswert ist, daß die Pythagoras-Viten ebenso wie die Vita Plotins des Porphyrios Teile größerer Werksammlungen in protreptischer und apologetischer Funktion darstellen. In ihrer Form können sie als „neuplatonische Evangelien“ (7) verstanden werden.

Das einzig namhafte Beispiel einer historisch-politischen Biographie ist die *Vita Constantini* des Eusebius, die eine Mischung zwischen historischer Dokumentation und Kaiserpanegyrik darstellt. Wie einige 20 Jahre später Athanasius in seinem Leben des Antonius, entwickelt Eusebius bestimmte biographische Topoi (charismatische physische Erscheinung; Beschreibung von Krankheit und Tod). Bemerkenswert sind in der Vita des Antonius die umfangreichen direkten Reden, die etwa ein Viertel des ganzen Textes ausmachen. Darin unterscheidet sich diese Biographie deutlich von einem Panegyrikos. In einer gewissen Konkurrenzsituation zur Antonius-Vita steht die des Pachomius. Im Vergleich mit ihr wird das Kunstvolle der Antonius-Vita erst recht deutlich. Demgegenüber zeigen die Biographien des Gregor von Nyssa je eine individuelle Gestalt. Die Grabrede des Gregor von Nazianz auf Basilius hat alle formalen Eigentümlichkeiten eines Panegyrikos, der sich zu einer typisch biographischen Haltung öffnet. Als Gregor von Nazianz in Konstantinopel als Bischof zurücktritt, erscheint dort der Stadtpräfekt Themistios, dessen Meisterschaft in der Panegyrik ihn mit Gregor verbindet. Am Ende dieses Jahrhunderts findet sich als neue Form die kollektive Biographie, die anonyme Geschichte der Mönche in Ägypten und die Lebensbeschreibungen des Eunapius. Sie stehen in einer losen Tradition mit den *Vitae parallelae* des Plutarch, mit Diogenes Laertius und den Sophistenviten des Philostrat. Auch Nepos und Sueton hätten in diesem Zusammenhang genannt werden können, wie überhaupt für die Spätantike die lateinische literarische Tradition nicht so ohne weiteres vernachlässigt werden sollte, auch wenn sich das Werk dezidiert mit der griechischen Biographie beschäftigt. Mit der ursprünglich griechisch oder syrisch geschriebenen Vita des Rabbula, Bischofs von Edessa, begegnet die Übertragung der genuin griechischen Form als ein „Bild in Wörtern“ („an icon in words“), das der Nachahmung dienen soll. Sie ist zugleich ein Beispiel für die kulturelle Übertragung in der Spätantike, die traditionelle Formen mit neuem Inhalt erfüllt.

Weitere Themen der Einleitung sind u. a. das Problem des Realismus, die Beziehung zwischen Zuhörerschaft und Gegenstand sowie zwischen Zuhörerschaft und Text, das Verhältnis von Darstellung und Leser- bzw. Hörererwartung, auch unter dem Aspekt traditioneller Werte und der Darstellung eines neuen Menschenbildes.

Als eine mögliche Antwort auf die Frage: „Wie soll ein Philosoph leben?“ sieht Gillian Clark die Pythagoras-Biographien des Iamblich und Porphyrius und die Plotin-Vita des Porphyrius (29–51). Obwohl als Teile eines größeren Werkes konzipiert, werden diese Viten gemeinhin als selbständige Biographien interpretiert. Für Clark stehen jedoch die protreptische Funktion und die neuplatonische Diskussion zwischen Porphyrius und Iamblich über die Beziehung des Menschen zu Gott, wie sie sich auch im Brief an Anebo einerseits und der Schrift über die ägyptischen Mysterien andererseits darstellt, im Mittelpunkt der Untersuchung. Die beiden Pythagoras-Schriften stützen sich offensichtlich auf das gleiche Material, seine Verwendung bei Iamblich einerseits und Porphyrius andererseits zeigt jedoch bemerkenswerte Unterschiede, ebenso gegenüber Plotin, wie sich auch diese drei Philosophen in ihrem Verhältnis zum Christentum und in ihrem sozialen Verhalten eines philosophisch-asketischen Lebens unterscheiden.

Der *Vita Plotini* allein ist der Beitrag von M. J. Edwards „Birth, Death, and Divinity in Porphyry’s Life of Plotinus“ gewidmet. Absicht der Vita sei es, den Leser einzuweihen in ein Geheimnis, das zu Lebzeiten Plotins seinen Schülern und Gegnern noch verborgen war und das Porphyrius erst kurz vor der Publizierung der Schriften Plotins erkannt habe (53): „Porphyry’s protagonist is intended to be, not merely a pagan saint, but a pagan Christ“ (54). Ob allerdings die von Edwards aus der *Vita Plotini* und anderen Texten beigezogenen Stellen diesen Schluß zulassen, darf bezweifelt werden.

Unter dem Titel „Form and Meaning“ vergleicht Averil Cameron die *Vita Constantini* und die *Vita Antonii*. Die *Vita Constantini* wird verstanden als ein Fürstenspiegel für die Söhne Konstantins, die *Vita Antonii* zeigt die Überlegenheit des Heiligen gegenüber dem herrscherlichen Willen und seine heldenhafte Opposition gegen den Arianismus (73f.). Insofern sind beide Werke außerordentlich verschieden. Vergleichbar sind sie jedoch hinsichtlich der allmählichen geoffenbarten Erkenntnis, in der Auseinandersetzung mit dämonischen Mächten, in der Darstellung von Zeichen und Wundern, in der Funktion der Helden als Lehrende und in ihrer Haltung den Heiden gegenüber, in ihrem Eintreten für die Orthodoxie und schließlich in ihrer

äußerlichen Erscheinung und in ihrem Sterben. Insofern ist auch die *Vita Constantini* nicht so sehr Geschichtswerk als Heiligenvita (82) mit didaktischer und apologetischer Tendenz. Trotz zahlreicher Beziehungen zu verschiedenen Textsorten sind beide Werke innovativ in der kreativen Adaption vorgegebener Muster (86).

Die Lehrerrolle des Antonius in der Art eines neupythagoreischen Philosophen stellt Philip Rousseau in den Mittelpunkt seiner Betrachtung mit dem Titel „Antony as Teacher in the Greek *Life*“: Seine jugendliche Abneigung gegen gemeinsamen Unterricht wird als Vorform asketischen Lebens verstanden, in dem er die Gemeinde seiner Anhänger durch einen fortwährenden Dialog verband (93). Gegenseitige mündliche Ermunterung zeigt auch die in die *Vita* eingelegte Rede an die Mönche. Während an den heidnischen Philosophen ihre Neigung zu Syllogismen und Sophismen kritisiert wird, verstehen sich Antonius und seine Anhänger als Lehrer des Glaubens (98). Weitere Überlegungen gelten den Fragen nach Vorlagen des Athanasius für seine Antonius-Vita und der mit der Abfassung verbundenen Absicht.

Einer größeren Gruppe von Texten wendet sich Samuel Rubenson mit seinem Beitrag „Philosophy and Simplicity. The Problem of Classical Education in Early Christian Biography“ zu. Ebenfalls ausgehend vom Anfang der Antonius-Vita stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von antiker Bildung und einfacher christlicher Offenbarung: Vertrauen auf klassische Bildung war gefährlich für die Reinheit des Evangeliums. Und weiter: Konnte man mit griechisch-heidnischer Bildung ein „Heiliger“ sein? (113) Eine Antwort gewinnt Rubenson aus der Untersuchung, wie Erziehung in Biographien des vierten Jahrhunderts dargestellt wird. So wird Antonius von Anfang an als ein natürlicher und schlichter Mensch gezeichnet im Gegensatz zu den gebildeten Philosophen seiner Zeit. Sein Wissen beruht nicht auf menschlichen Quellen, sondern er ist belehrt von Gott (118). Der Einfluß der Antonius-Vita zeigt sich in den Biographien des Hieronymus, wenn auch seine Darstellungsabsicht eine andere als die des Athanasius ist: Dieser schreibt zur Nachahmung, jener erzählt eine Geschichte (120). So hat etwa die *Vita* des Malchus mehr gemein mit einem Roman als mit einer traditionellen Heiligenvita. Klassische Bildung spielt in den Viten des Paulus und Hilarion eine Rolle und ist mit dem Ideal christlicher Askese vereinbar, ist aber in der Markus-Vita ohne Bedeutung (123). Kein Einfluß der Antonius-Vita ist dagegen auf die Viten des Gregor von Nyssa festzustellen, aber die Frage nach der Stellung der weltlichen Erziehung ist eine zentrale (125). So erfährt Macrina

eine christliche Erziehung und Moses ist in der ägyptischen und der griechischen Weisheit erzogen, doch wächst er über diese hinaus und kehrt er zu seinen Ursprüngen zurück (127). Die Vita des Pachomius wiederum stellt diesen als abgesondert von der Welt der griechischen Kultur dar (132). Christliche Bildung als die Lösung des Konflikts zwischen Philosophie und Schlichtheit geht von den Randzonen der klassischen Paideia aus und formt diese um; die Christen entwickeln kein eigenes Schulsystem (136).

Drei Beiträge sind der Grabrede des Gregor von Nazianz für Basilius den Großen gewidmet. Frederick W. Norris („Your Honor, My Reputation“) stellt die Frage nach der Rolle von Rhetorik und Geschichte in diesem Text, David Konstan („How to Praise a Friend“) stellt die Rede in den Kontext des antiken und christlichen Verständnisses von Freundschaft und Jostein Børtnes („Eros Transformed: Same-Sex Love and Divine Desire“) untersucht das erotische Vokabular des Textes. Norris gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Bewertung Gregors durch die Byzantiner und die moderne Forschung, über sein Verhältnis zur antiken Rhetorik und Logik (Aristoteles) und sein Verständnis von Theologie (142 „a probability science“). Die Rede zeigt Gregors raffinierte Rhetorik und bietet gleichzeitig in dem Idealbild eines Bischofs eine recht zuverlässige Quelle für dessen Leben (155), will also sowohl den Freund ehren wie auch (als Subtext) den eigenen Ruhm steigern. Gregors Leistung wird (nach Kennedy) verstanden als Verbindung von hellenistischer Kultur und christlichem Glauben (152).

David Konstan profiliert seine Fragestellung im Vergleich mit der Rede des Gregor von Nyssa, des Bruders des Basilius, mit der Gregor von Nazianz in Konkurrenz tritt, und mit weiteren Eulogien der beiden Autoren. Die von Kennedy und Norris konstatierte Synthese von klassischer Rhetorik und Christentum in der Rede des Gregor von Nazianz erkennt auch Konstan in Gregors klassischem Freundschaftsverständnis: Er übernimmt die heidnische Tradition, um christliche Werte zu verherrlichen (176).

Jostein Børtnes geht von den bei Gregor erscheinenden Begriffen für sein Verhältnis zu Basilius aus. Er zeigt dabei, wie Gregor in seiner epideiktischen Rede (einem Genos, das nach der zitierten Auffassung von Lausberg sich von der Dichtung nur durch das Fehlen des Metrums unterscheidet) wie ein Dichter seine Beziehung zu Basilius nach einem platonischem Modell von *philia* darstellt, das er mit Hilfe des erotischen Vokabulars seiner Rhetorik in seine Rede einführt (183).

Vier Reden des Themistius (Nr. 20, 34, 30 und 33) bespricht Robert J. Penella („The Rhetoric of Praise in the Private Orations of Themistius“). Als eine der bedeutendsten politischen Persönlichkeiten Konstantinopels in der 2. Hälfte des 4. Jh. verstand sich doch Themistius selbst als Philosoph und sah die Rhetorik als Mittel zur Verbreitung philosophischer Wahrheiten (194). Penella zeigt, daß es Themistius auch in den eher privaten Enkomien um mehr als nur das Lob des Gefeierten geht. So wird im Epitaphios auf den Vater Eugenius (or. 20) auch die eigene intellektuelle Kultur des Themistius sichtbar, seine philosophische Position der Unterordnung Platons unter Aristoteles im Gegensatz zu neuplatonischen Positionen ebenso wie die Breite seiner literarischen Bildung (198). Die apologetische Rede Nr. 34 verbindet mit der Panegyrik des Kaisers die Rolle des Philosophen in einem öffentlichen Amt. Auch der Preis der Landwirtschaft (or. 30) beschränkt sich nicht auf das reine Enkomium, sondern ist nach Penella einerseits auch ein Lob des Vaters und seiner Hochschätzung der Landlebens als Refugium des Philosophen, andererseits eine politische Aufforderung zur Intensivierung der Landwirtschaft auf dem Balkan (202f.). Für die unvollständig erhaltene Rede Nr. 33 wird nach dem Beispiel anderer Privat-Reden ein enkomiaistischer Teil auf Constantius (II.) postuliert und damit die Rede auf Anfang 360 datiert.

Den beiden Sammelbiographien, den *Vitae philosophorum et sophistarum* des Eunapius und der anonymen *Historia monachorum*, ist der umfangreiche Beitrag von Patricia Cox Miller („Strategies of Representation in Collective Biography. Constructing the Subject as Holy“) gewidmet. Sie werden eingeordnet in die Textsorte der spätantiken kollektiven Biographie, ausgehend von den Parallel-Viten Plutarchs. Im Wandel von der Biographie zur Hagiographie verliert sich die parallele vergleichende Darstellung verschiedener Typen und Charaktere zugunsten eines wiederholt dargestellten Ideals menschlicher Identität, „a series of icons that function as anthropological images, repeatedly picturing understandings of human identity in such a way as to bring out the religious vision of the collection as a whole“ (229).

Mit dem Beitrag von G. W. Bowersock „The Syriac Life of Rabbula and Syrian Hellenism“ wird der Bereich der griechischen Literatur verlassen. Die Vita erzählt Leben und Taten des Bischofs Rabbula von Edessa am Anfang des 5. Jh. Es ist das realistische geschichtliche und topographische Umfeld, das neben allen hellenistischen Einflüssen diese Vita als Zeitdokument bedeutungsvoll macht.

Jedes Kapitel schließt mit einem eigenen Literaturverzeichnis, in dem die englischsprachigen Untersuchungen dominieren. Neuere deutsch-, französisch- oder italienischsprachige Forschungsliteratur wird nur ausnahmsweise zur Kenntnis genommen. Durch eine Zusammenfassung am Schluß des Bandes hätten wiederholte Nennungen vermieden werden können. Ein General Index und ein Index locorum beschließen den ertragreichen Band.

---

Joachim Gruber, Erlangen/München  
joachim.gruber@nefkom.net

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Joachim Gruber: Rezension zu: Tomas Hägg/Philip Rousseau (Hrsgg.): Greek Biography and Panegyric in Late Antiquity. Berkeley u. a.: University of California Press 2000 (The Transformation of the Classical Heritage 31). In: Plekos 3, 2001, 145–151 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rhaegg.pdf>).

---

Paul Cartledge: *Spartan Reflections*. London: Duckworth 2001. XII, 276 S., 10 Abb. ISBN 0-7156-2933-6 (Hardback); 0-7156-2966-2 (Paperback).

In den letzten Jahren sind die Forschungen zum Themenbereich ‚Sparta‘ erheblich intensiviert worden, was sich im Erscheinen einer beträchtlichen Anzahl neuerer Monographien und Sammelbände manifestiert.<sup>1</sup> Die Autoren dieser Werke haben den Forschungen Paul Cartledges eine Menge zu verdanken, denn diese bieten stets entweder die Basis weiterer Untersuchungen oder willkommene Ansatzpunkte für kritische, weiterführende Auseinandersetzungen. Cartledge (C.) hat sich aufgrund seiner zahlreichen Arbeiten zur Geschichte, Gesellschaft und Kultur Spartas in den letzten beiden Jahrzehnten hohes Ansehen in der althistorischen Forschung erworben. Nicht nur seine Monographien, sondern auch eine Reihe seiner Aufsätze zählen heute zu unentbehrlichen Standardwerken der neueren Sparta-Forschung. Der vorliegende Band bietet eine kleine Auswahl zentraler Studien zum archaischen und klassischen Sparta, die durch Erstpublikationen ergänzt worden sind. Jeder Beitrag wurde durch eine kurze Einführung, in der u. a. auf neuere Forschungen zum jeweils behandelten Thema hingewiesen wird, erweitert sowie darüber hinaus (nicht nur in den bibliographischen Angaben) aktualisiert. Eine umfassende Bibliographie (231–263) spiegelt den aktuellen Stand der Forschung, ein Stellenindex und ein Generalregister (264–276) erleichtern den Zugriff auf die einzelnen Studien.

C. hat seinen Sammelband in vier Sektionen unterteilt. Der erste Teil („Sparta-Watching“) enthält einen einleitenden Beitrag, in dem der Autor einige für ihn zentrale Aspekte seiner Beschäftigung mit dem Untersu-

1 Vgl. etwa N. M. Kennell, *The Gymnasium of Virtue*, Chapel Hill/London 1995; C. M. Stibbe, *Das andere Sparta*, Mainz 1996; L. Thommen, *Lakedaimonion Politeia*, Stuttgart 1996; E. Baltrusch, *Sparta. Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München 1998; W. G. Cavanagh/S. E. C. Walker (Hrsgg.), *Sparta in Laconia*, London 1998; M. Meier, *Aristokraten und Damoden*, Stuttgart 1998; N. Richer, *Les épheores*, Paris 1998; St. Hodkinson/A. Powell (Hrsgg.), *Sparta. New Perspectives*, London 1999; St. Link, *Das frühe Sparta*, St. Katharinen 2000; M. Dreher, *Athen und Sparta*, München 2001 sowie zuletzt St. Sommer, *Das Ephorat. Garant des spartanischen Kosmos*, St. Katharinen 2001.

chungsgegenstand zusammenfaßt („Sparta-Watching’: General Introduction“, 3–5; 193) und dabei Leitgedanken formuliert, unter denen die nachfolgenden Studien zu betrachten sind.

Am Beginn der zweiten Sektion („Polity, Politics and Political Thought“) stehen Überlegungen zum Verhältnis von Stadt und Land in Lakonien („City and *Chora* in Sparta: Archaic to Hellenistic“, 9–20; 193f. – erstm. publ. 1998). Ausgehend von der Bemerkung des Thukydides über die ungewöhnliche Siedlungsweise der Spartaner in Dörfern, d. h. ohne eigentliches urbanes Zentrum (Thuk. 1,10,2), fragt C. nach den Gründen für die unterschiedlichen Entwicklungen Athens und Spertas hinsichtlich ihrer Urbanisierung und sieht hier vor allem politische Gründe wirksam (14) – auf spartanischer Seite namentlich die Helotenfurcht.<sup>2</sup> C. beschreibt, wie die Spartiaten ihre singuläre Gemeinschaft durch spezifische Zugehörigkeitskriterien (Teilnahme an der *Agogé*, Mitgliedschaft in der Mahlgemeinschaft, Ablieferung der Syssitienbeiträge) als Kollektiv definierten, dessen lokales Zentrum die spartanischen *Komai* darstellten. Diese waren – anders als das klassische Athen – bis in hellenistische Zeit nicht von einem schützenden Mauerring umgeben, sondern einerseits von einem Kreis von Periökenstädten sowie zum anderen von einer Reihe von ‚Grenz’-Heiligtümern (bes. die Artemis-Heiligtümer) geschützt, die das Kerngebiet der Bürger (von C. mit dem römischen *pomerium* verglichen [16]) vom ‚Außen’ rituell absetzten. Innerhalb dieses Gürtels hätten die Spartiaten vor allem gegenüber den Heloten eine „siege mentality“ (15) entwickelt. Aufschlußreich ist der von C. im folgenden durchgeführte Vergleich mit Athen: Dort lebten keineswegs alle Bürger im befestigten urbanen Zentrum, sondern verteilt über das gesamte Gebiet (also auch die *Chora*) Attikas. Anders als in Sparta, wo die Bürger täglich zum gemeinsamen Mahl zusammenkamen, trafen sich die Athener vorzugsweise zu Festen. Wesentliche Etappen in der Urbanisierung Athens sieht C. in der Tyrannis der Peisistratiden sowie den Repräsentationsbauten aus der Zeit der Vorherrschaft im 1. Seebund. Eine der spartanischen Helotenfurcht vergleichbare Bedrohung habe es in Athen nicht gegeben (18). Deutlicher noch werden die Unterschiede bei einem Vergleich wichtiger Feste der beiden

2 Die hohe Bedeutung der Helotenfurcht in Sparta ist neuerdings gegen jüngere Einwände mit gutem Grund wieder hervorgehoben worden: E. Baltrusch, Mythos oder Wirklichkeit? Die Helotengefahr und der Peloponnesische Bund, HZ 272, 2001, 1–24.

Poleis: C. zieht auf athenischer Seite die Panathenäen heran, die der Repräsentation der Polis vor den eigenen Bürgern und Fremden dienten und deren Mittelpunkt die Akropolis als „spiritual centre of the polis territory“ gewesen sei (19). Ein Äquivalent dazu hätten die Spartaner nicht besessen; alle größeren Feste seien nicht Athena (auch in Sparta Stadtgöttin), sondern vielmehr Apollon gewidmet gewesen, insbesondere das prominenteste, die *Hyakinthia*, bei denen allerdings stets der lokale Bezug vor allem zu Amyklai klar erkennbar geblieben und somit weniger die Einheit Spartas als die Sonderstellung der 5. *Kome* betont worden sei. C. schließt aus diesen Beobachtungen, daß sowohl die *Hyakinthia* als auch die spartanische Siedlungs- und Lebensweise insgesamt in erster Linie eine Separation des Poliszentrums gegenüber der *Chora* sowie eine Dominanz des Siedlungsmittelpunktes zum Ausdruck brächten, während Athen als Beispiel für die harmonische Symbiose von *Asty* und *Chora* gelten könne, symbolisiert insbesondere in den Panathenäen.

Leider beendet C. an dieser Stelle seine instruktiven Überlegungen. Man hätte jedoch durchaus noch weiter nach den Gründen für die besondere Siedlungsweise der Spartaner in Dörfern fragen können, denn diese ist älter als die Helotenfurcht und läßt sich mit dieser daher nicht vollständig erklären. Zu fragen wäre dagegen, warum es nach dem Synoikismos in Sparta nie zur Ausbildung eines Heiligtums gekommen ist, das von allen Bürgern als Zentrum der Polis wirklich auch anerkannt worden ist und sich zum Mittelpunkt eines urbanen Kernes entwickelt hat. Der Rez. hat bereits an anderer Stelle die Vermutung geäußert, daß dieses Fehlen eines rituellen Identifikationspoles in archaischer Zeit erhebliche Probleme bereitet haben dürfte und daß man diesem Mangel möglicherweise mit der Bestimmung über die Einrichtung von Heiligtümern des Zeus Syllanios und der Athena Syllania in der Großen Rhetra Abhilfe zu schaffen versucht hat.<sup>3</sup>

Der folgende Aufsatz „The Peculiar Position of Sparta in the Development of the Greek City-State“ (21–38; 194–197 – erstm. publ. 1980) stellt eine der zentralen Arbeiten C.s zur spartanischen Geschichte dar. Vor dem Hintergrund der Frage, ob und inwiefern sich Sparta als Polis entsprechend dem von Aristoteles ausgehenden modernen Verständnis definieren läßt, entwirft der Autor seine Rekonstruktion der Entwicklung Spartas in archaischer Zeit, die in die These mündet, daß die Phase ca. 750–650 v. Chr. die eigentlich

3 Vgl. Meier (wie Anm. 1), 192–194.

‚klassische‘ Zeit Spartas gewesen sei (22). C. will Sparta – wenn auch mit gewissen Vorbehalten – durchaus als Polis verstehen; ungewöhnlich seien allerdings die Selbstbezeichnung des Verbandes als „Lakedaimonier“ (also nicht nur Spartiaten) sowie die Siedlungsweise ohne eigentliches urbanes Zentrum, das jedoch bereits in der Antike nicht als entscheidendes Kriterium angesehen wurde (vgl. Paus. 10,4,1).<sup>4</sup> Demgegenüber sei das Charakteristikum der *autarkeia* in Sparta in besonderem Maße verwirklicht worden. Insbesondere seit der Inkorporation Amyklais will C. den Begriff der Polis für Sparta gelten lassen (28). Er begründet dies in zweifacher Weise: Zum einen habe der ca. 735 v. Chr. ausbrechende 1. Messenische Krieg und der damit verbundene Übergriff auf Messenien eine, wenn auch rudimentäre, „polis-machinery“ vorausgesetzt (28). Zum anderen sei aus der anschließenden Parthenier-Affäre die Existenz von Kriterien für Zugehörigkeit zum Bürgerverband abzuleiten. Abgesehen von der Frage, was unter „polis-machinery“ denn eigentlich verstanden werden soll, sowie dem Umstand, daß der Rez. den 1. Messenischen Krieg erheblich später ansetzen würde (ca. 700/690–680/70), lassen sich die Übergriffe auf Messenien jedoch auch in anderer Weise interpretieren, letztlich sogar als Indiz für eine noch wenig ausgebildete gemeinschaftliche Organisation Spartas in dieser Phase werten. Denn Auslöser für den 1. Messenischen Krieg dürften vornehmlich vereinzelte Aktionen von Aristokraten und ihren Gefolgschaften gewesen sein, die schließlich eine nicht vorhersehbare Eigendynamik entwickelten. Erst die erzwungene Involvierung aller Spartaner in die vormals begrenzten und individuellen Konflikte einzelner Aristokraten dürfte Impulse für die Entwicklung gemeinsamer Organisationsformen gegeben haben.<sup>5</sup> Diese Organisationsformen, greifbar in der Großen Rhetra, die von C. eindringlich analysiert wird (29–36), waren in der Tat, wie auch C. hervorhebt, bemerkenswert. Der Autor deutet das Dokument zu Recht als Zeugnis einer inneren Krise („a response to extreme political crisis“, 33), die er plausibel in den Rahmen gesamtgriechischer Entwicklungen stellt. Auch Sparta sei von den z. T. rasanten Entwicklungen in der archaischen Zeit betroffen gewesen, d. h. von Überbevölkerung, fundamentalen Veränderungen in der Kriegführung (dazu s. S. 153ff.), zunehmendem Fernhandel sowie von „political change“

4 Dazu s. jetzt auch R. Bichler, Das Bild der Stadt bei den Griechen. Ein Essay, in: Chr. Ulf (Hrsg.), Ideologie – Sport – Außenseiter. Aktuelle Aspekte einer Beschäftigung mit der antiken Gesellschaft, Innsbruck 2000, 51–64.

5 Vgl. Meier (wie Anm. 1), 91ff.; St. Link, Das frühe Sparta, St. Katharinen 2000.

(32). In diesem Kontext seien die Lösungswege, wie sie sich in der Großen Rhetra manifestierten, durchaus fortschrittlich gewesen und hätten sich insbesondere im Hinblick auf die Vermeidung einer Tyrannis auch als erfolgreich erwiesen. In diesem Sinne ist C.s These von der ‚klassischen‘ Phase Spartas in archaischer Zeit zu verstehen und nicht von der Hand zu weisen. Aufgrund spezifischer Sonderentwicklungen sei dieses System dann jedoch ‚eingefroren‘ worden; der Autor verweist auch in diesem Zusammenhang einmal mehr mit Recht auf die singuläre Situation der Spartiaten nach der Helotisierung Messeniens, d. h. auf die ständige Bedrohung durch die Heloten (35), die anders als die in jeder Polis anzutreffenden Kaufsklaven eine kollektive Identität besaßen, sich weiterhin in ihrer Heimat befanden und eine gemeinsame Geschichte hatten. Diese Bedrohung habe zwar im Innern zur Erstarrung geführt, gleichzeitig jedoch eine außenpolitische Konsequenz gehabt, durch die Sparta sich einmal mehr als Vorreiterin gesamtgriechischer Entwicklungen präsentiert habe: die Konstituierung des Peloponnesischen Bundes (36–38).

Ebenfalls zu den prominenten Arbeiten C.s zählt sein Aufsatz über „Literacy in the Spartan Oligarchy“ (39–54; 197–201 – erstm. publ. 1978), der kurz vor T. A. Borings kleiner Monographie zu demselben Thema erschienen ist.<sup>6</sup> Angeregt durch Spekulationen über mögliche Verbindungen zwischen dem demokratischen System Athens und einem hohen Grad an Lese- und Schreibfähigkeit der Athener in der Forschung sowie die damit einhergehende Frage, ob sich vielleicht Zusammenhänge zwischen der politischen Ordnung Spartas und einer (Nicht-)Literalität der Spartaner erweisen lassen, zeigt C., daß Kenntnis des Alphabets in Sparta spätestens gegen Ende des 8. Jh. v. Chr. vorausgesetzt werden kann, und vermutet, daß auch die Große Rhetra in schriftlicher Form präsentiert worden sein könnte. Entgegen einem verbreiteten, auf athenische Autoren des 4. Jh. v. Chr. zurückgehenden Vorurteil, wonach Spartaner in klassischer Zeit kaum lese- und schreibfähig gewesen seien, führt der Autor eine Reihe literarischer Belege dafür an, daß zumindest in der spartanischen Oberschicht Lese- und Schreibfähigkeit vorausgesetzt werden könne. Schwieriger stellt sich der epigraphische Befund dar, doch läßt sich mit ihm immerhin das Vorurteil einer völligen Schriftlosigkeit in Sparta zurückweisen. Abschließend äußert sich C. jedoch

6 T. A. Boring, *Literacy in Ancient Sparta*, Leiden 1979.

ausgesprochen vorsichtig zu möglichen Verbindungen zwischen Schriftlichkeit und politischer Ordnung in Sparta – wenngleich er die grundsätzliche Möglichkeit solcher Zusammenhänge nicht ausschließen möchte (53). Zu berücksichtigen sind im Zusammenhang der von C. entworfenen Fragestellung allerdings auch die kurzen Sprüche und Gnomen, die für Sparta besonders zahlreich überliefert sind, die der Autor aber nur am Rande streift. Sie scheinen doch darauf hinzuweisen, daß wir es mit einer weitgehend oralen Gesellschaft zu tun haben (so mit Recht auch C. [49]), in der Normen und Wertvorstellungen über lange Zeiträume hinweg ohne größere Veränderungen tradiert wurden. Die Praxis der Normvermittlung durch Sinnsprüche ließ (und läßt) generell nur geringe Spielräume für Modifikationen eines vorgegebenen Gefüges von Wertvorstellungen. In diesem Punkt werden die Unterschiede zu Athen augenfällig: Vom demokratischen System ist die offene Debatte nicht zu trennen; die Ergebnisse solcher Diskussionen konnten mitunter jedoch zu tiefgreifenden Reformen oder Veränderungen führen, eine Gefahr, vor der man sich in Sparta (u. a. durch eine Volksversammlung, in der lediglich Akklamation möglich war) offenbar schützte. Die systemstabilisierende Funktion und Bedeutung solcher Sinnsprüche, wie sie für Sparta überliefert sind, ist noch weitgehend unerforscht. Immerhin hat aber kürzlich E. David den Zusammenhang zwischen der oligarchischen Ordnung Spartas sowie kultiviertem Schweigen und Achtung der Alten, d. h. Kommunikationsformen, die strukturell derselben Kategorie wie die Sinnsprüche angehören, aufgewiesen.<sup>7</sup>

Der folgende Beitrag („Spartan Kingship: Doubly Odd?“, 55–67; 201f. – Erstpublikation) richtet sich an ein breiteres Publikum. C. nimmt die bereits im Altertum kontrovers diskutierte Frage, wie sich Sparta verfassungstypologisch einordnen lasse, zum Anlaß für einige einführende Überlegungen zum spartanischen Doppelkönigtum, das er in drei Sektionen zu „constitutional position and power“ (57–61), „military command“ (61f.) und „charisma“ (im Weberschen Sinne, 62–64) zu fassen sucht. Er betont dabei insbesondere die Sonderstellung der Könige unterhalb ‚absoluter‘ (ein für die Antike freilich problematischer Begriff) Monarchien (nach griechischem

7 E. David, Sparta's *kosmos* of Silence, in: Hodkinson/Powell (wie Anm. 1), 117–146. Vgl. demnächst auch W. Schmitz, Nicht ‚altes Essen‘, sondern Garant der Ordnung. Die Macht der Alten in Sparta, in: A. Gutsfeld/W. Schmitz (Hrsgg.), „Am schlimmsten Rand des Lebens?“ Altersbilder in der Antike, Köln/Weimar 2002.

Verständnis Tyrannen, hellenistische Herrscher sowie besonders der persische Großkönig) einerseits, jedoch über reinen Magistraten (wie z. B. dem athenischen *archôn basileús*) auf der anderen Seite. Richtig und hervorzuheben scheint dem Rez. darüber hinaus auch C.s Hinweis darauf, daß von einem strukturell angelegten machtpolitischen Konflikt zwischen Königtum und Ephorat keine Rede sein kann (60). Zwei kurze Illustrationen dieser zunächst auf einer allgemeineren Ebene geäußerten Gedanken zum spartanischen Königtum anhand zweier Beispielfälle (Kleomenes I., Agesilaos: 64–67) runden diese gelungene Einführung in zentrale Aspekte der politischen Organisation Spertas ab.

C. schließt den zweiten Teil seines Sammelbandes mit Überlegungen zu griechischen Konzepten von Gleichheit ab („Comparatively Equal: A Spartan Approach“, 68–75; 202–205 – erstm. publ. 1996), deren Ergebnisse z. T. auch in seine neuere Monographie *Die Griechen und Wir*<sup>8</sup> miteingeflossen sind. Nach einer Reihe von erhellenden methodischen Vorbemerkungen, die namentlich im Hinblick auf das lexikalische Spektrum bedeutsam sind, welches das Griechische zur Beschreibung dessen bietet, was wir nur pauschal als ‚Gleichheit‘ bezeichnen können, wendet sich der Autor den Konzepten von Gleichheit in Athen und Sparta zu. Sicherlich zu Recht sieht er vollkommene Gleichheit (im modernen Sinne) in keiner der beiden Poleis verwirklicht, wobei im Fall Spertas wiederum die Helotenbedrohung als entscheidender Faktor herangezogen wird: „Spartans in a real sense could not afford to practise egalitarianism, except of the pseudo-egalitarian ‘geometric’ variety favoured by Athenian oligarchs“ (74). Dieser Sichtweise ist insofern zuzustimmen, als es in der Tat gerade die seit dem 2. Messenischen Krieg permanente Gefahr seitens der Heloten gewesen sein dürfte, die Konflikte innerhalb der Bürgerschaft unter dem Schlagwort der Gesellschaft von *homoioi* überlagert hat.<sup>9</sup>

Die dritte Sektion des Bandes ist den Bereichen „Society, Economy and Warfare“ gewidmet. C. beginnt mit einem Überblick über das spartanische Erziehungssystem („A Spartan Education“, 79–90; 205f. – erstm. publ.

8 P. Cartledge, *Die Griechen und Wir*, Stuttgart/Weimar 1998 (engl. Original: 1993).

9 Vor diesem Hintergrund verliert – nebenbei bemerkt – zugleich auch die These Thommens (wie Anm. 1), bes. 135ff., wonach die Homoioi-Ideologie ein Produkt des 5. Jh. v. Chr. sei, an Wahrscheinlichkeit.

1992), das für ihn bereits mit dem kryptischen Approbationsritual für Neugeborene durch die Ältesten beginnt (84, vgl. Plut. Lyk. 16)<sup>10</sup> und dessen Besonderheiten auf der Basis eines Vergleichs mit Athen entwickelt werden (dieser Vergleich zieht sich im übrigen geradezu leitmotivisch durch das gesamte Buch und bereichert die *Spartan Reflections* immer wieder durch gehaltvolle *Athenian Reflections*). Der Aufsatz besitzt in erster Linie einführenden Charakter und behandelt eine Thematik, die wenige Jahre nach seinem ersten Erscheinen vor allem von N. Kennell noch einmal aufgegriffen worden ist.<sup>11</sup> Kennells Hauptthese, wonach wir über das spartanische Erziehungssystem der archaischen und klassischen Zeit kaum Näheres aussagen könnten, da die erhaltenen Zeugnisse vor allem Zustände der hellenistischen und römischen Phase spiegelten, wird von C. plausibel als „too extreme and severe“ zurückgewiesen (85). Der Autor sucht in der Frage nach Ursprüngen und Funktion der *Agogé* einen Mittelweg zwischen dem Postulat von Relikten älterer Initiationsriten einerseits und der Berücksichtigung der Erfordernisse einer sich formierenden Polisgesellschaft andererseits; diese habe im speziellen Fall Spartas unter der singulären Bedrohung durch die Heloten gestanden, und insbesondere die *Krypteia* (die nach Ansicht des Rez. freilich von der *Agogé* zu trennen ist, da sie nur einer privilegierten Minderheit vorbehalten war, vgl. Plut. Lyk. 28,3), letztlich aber auch die *Agogé* insgesamt, sei nur vor dem Hintergrund der Helotengefahr verständlich (88f.). In dieser Frage sei auf eine neuere Studie von J. Ducat verwiesen, der in Fortführung der Überlegungen C.s die Entstehung der *Agogé* als Synthese älterer Initiationsriten und der Notwendigkeit, strikt polis-orientierte Bürger zu produzieren, erklärt.<sup>12</sup>

Die beiden folgenden Studien sollten sich schon bald nach ihrem ersten Erscheinen als grundlegende Arbeiten zum spartanischen ‚Kosmos‘ erweisen und haben – nebenbei bemerkt – auch für die *gender studies* im Hinblick auf die Antike richtungweisende Impulse gegeben. Im ersten dieser beiden Aufsätze („The Politics of Spartan Pederasty“, 91–105; 206–212 – erstm. publ. 1981) entwickelt C. seine vielbeachtete These vom politischen Charakter

10 Dazu zuletzt St. Link, Zur Aussetzung neugeborener Kinder in Sparta, *Tyche* 13, 1998, 153–164.

11 Kennell (wie Anm. 1).

12 J. Ducat, Perspectives on Spartan Education in the Classical Period, in: Hodkinson/Powell (wie Anm. 1), 43–66. Vgl. auch St. Link, Der geliebte Bürger. *Paideia* und *paidika* in Sparta und auf Kreta, *Philologus* 143, 1999, 3–25.

und der systemstabilisierenden Funktion der Homosexualität (die er für den griechischen Bereich vorwiegend als Päderastie verstanden wissen möchte [93]) in Sparta. Diese lasse sich zwar grundsätzlich auf ältere rituelle Mechanismen zurückführen, sei aber doch wohl eher als Element der ausgestalteten *Agogé* der klassischen Zeit zu interpretieren und „could have acted [...] as a means of recruiting the political elite, the inner circle of those Spartans whom Herodotus (7.134.2) characterizes as the ‘first in birth and wealth’“ (104). Die Untersuchung über „Spartan Wives: Liberation or Licence?“ (106–126; 212–220 – erstm. publ. 1981) verfolgt nicht nur das Ziel, Rolle und politisch-gesellschaftliche Funktion der Frau in Sparta zwischen dem 6. und 4. Jh. v. Chr. auf der Basis des spärlichen und schwierig zu deutenden Materials herauszuarbeiten,<sup>13</sup> sondern versteht sich zugleich auch als kritischer Beitrag zur Frage, ob Sparta als Exempel einer Gesellschaft herangezogen werden kann, in der – anders als im übrigen griechischen Raum – (moderne) Vorstellungen von Gleichberechtigung weitgehend verwirklicht worden seien. C. versucht, den Mythos der spartanischen Frau mittels einer behutsamen Analyse der Quellen – allen voran der Sparta-Kritik des Aristoteles – aufzubrechen, und setzt an seine Stelle das Bild von Frauen, die zwar gewisse, über das in Griechenland übliche Maß hinausgehende Sonderrechte und Freiheiten genossen, trotzdem aber in ein (von Männern) strikt organisiertes politisches und soziales Normgefüge eingebunden waren.

Die folgende Studie („Rebels and *Sambos* in Classical Greece: A Comparative View“, 127–152; 220–225 – erstm. publ. 1985) greift erheblich über den engeren Rahmen der spartanischen Geschichte aus. In Anerkennung der Arbeiten G. E. M. de Ste. Croix' zur Sklaverei im Altertum fragt C. nach der Existenz von Sklavenrevolten in der griechischen Antike sowie ihren Rahmenbedingungen. Der Aufsatz stellt dabei zugleich ein Lehrstück der komparativen Methode dar. Der Autor zieht erfolgreich Forschungen zu Skla-

13 Das Thema ist insbesondere in den letzten Jahren wiederholt aufgegriffen und mit unterschiedlichen Ergebnissen behandelt worden: M. Dettenhofer, Die Frauen von Sparta. Ökonomische Kompetenz und politische Relevanz, in: Dies. (Hrsg.), *Reine Männersache? Frauen in Männerdomänen der antiken Welt*, Köln/Weimar/Wien 1994, 15–40; E. G. Millender, Athenian Ideology and the Empowered Spartan Women, in: Hodkinson/Powell (wie Anm. 1), 355–391; L. Thommen, Spartanische Frauen, *MH* 56, 1999, 129–149; St. Hodkinson, Property and Wealth in Classical Sparta, London 2000, 94ff.; W. Schmitz, Die geschorene Braut, *HZ* 2002 (im Druck).

venrevolten in Nordamerika heran, um das Phänomen der Sklaverei in Griechenland schärfer zu fassen. Für den Umstand, daß es außerhalb Spartas – zumindest dem Quellenbefund zufolge – nie zu größeren Sklavenerhebungen gekommen ist, will C. die Erklärung, daß die meisten Sklaven sich mit ihrem Schicksal abgefunden hätten, nicht gelten lassen, sondern verweist statt dessen auf Zeugnisse, aus denen die stete Gefahr, denen ihre Herren ausgesetzt sein konnten, hervorgeht (139) – allerdings ohne die Frage näher zu diskutieren, inwieweit diese Texte als repräsentativ zu betrachten sind. Als gefährliche Sklavenrevolten deutet er demgegenüber die Aufstände der Messenier. Diese seien vor allem dadurch ermöglicht worden, daß es sich bei den Unterworfenen um Personen gehandelt habe, die ein ethnisches und politisches Zusammengehörigkeitsbewußtsein verbunden habe, die darüber hinaus numerisch den Spartiaten überlegen und geographisch von ihnen separiert gewesen seien. All diese Voraussetzungen seien z. B. im Hinblick auf die Sklaven der Athener nicht gegeben gewesen; das Fehlen von Revolten dieser Sklaven sei also vor allem eine Folge der in dieser Hinsicht erfolgreichen Organisation der Sklaverei außerhalb Spartas.

C. schließt diesen Teil seines Buches mit einigen allgemeiner gehaltenen Überlegungen zur Frage nach dem Zeitpunkt der Einführung der Hoplitensphalanx in Griechenland sowie den daraus resultierenden möglichen politischen Implikationen ab („The Birth of the Hoplite: Sparta’s Contribution to Early Greek Military Organization“, 153–166; 225–228 – erstm. publ. 1996),<sup>14</sup> ein Problem, das seit dem Erscheinen der diesbezüglichen Monographie J. Latacz (1977)<sup>15</sup> kontrovers diskutiert wird. Anders als Latacz (und sicherlich zu recht)<sup>16</sup> will C. jedoch die Bedeutung der Einführung der Hoplitens-Kampfweise für politische Entwicklungen nicht rigoros in Frage stellen, warnt jedoch ebenso auch vor einer linearen Übertragung militärischer Entwicklungen auf den politischen Bereich. Stattdessen betont er die vermittelnde Ebene der Mentalitäten in besonderer Weise und versucht den

14 Vgl. zu diesem Thema bereits die ältere Arbeit Cartledges, *Hoplites and Heroes: Sparta’s Contribution to the Technique of Ancient Warfare*, *JHS* 97, 1977, 11–27, in deutscher Übersetzung nachgedruckt unter dem Titel: *Hopliten und Helden: Spartas Beitrag zur Technik der antiken Kriegskunst*, in: K. Christ (Hrsg.), *Sparta*, Darmstadt 1986 (WdF 622), 387–425; 470.

15 J. Latacz, *Kampfparänese, Kampfdarstellung und Kampfeswirklichkeit in der Ilias, bei Kallinos und bei Tyrtaios*, München 1977 (*Zetemata* 66).

16 Zur Haltung des Rez. vgl. Meier (wie Anm. 1), bes. 229ff.

Zusammenhang von Beteiligung an der Kriegführung und Identifikation mit dem Gemeinwesen im griechischen Denken näher zu beleuchten – das Beispiel Spartas bietet hier naturgemäß eine Reihe von Anknüpfungspunkten.

Die abschließende Sektion des Bandes ist dem Bereich der Sparta-Legende bzw. des Sparta-Mythos gewidmet („The Mirage Re-Viewed“). Im ersten der beiden Beiträge dieses Teils („The Mirage of Lykourgan Sparta: Some Brazen Reflections“, 169–184; 228 – Erstpublikation) befaßt sich C. mit den archäologischen Hinterlassenschaften des archaischen Sparta (7./6. Jh. v. Chr.), deren herausragende Produkte exemplarisch vorgestellt werden. Die Studie, die das frühe Sparta in Übereinstimmung mit der neueren Forschung als progressives, offenes und künstlerischen Erzeugnissen gegenüber durchaus aufgeschlossenes Gemeinwesen darstellt, mündet zwangsläufig in die Frage nach der Ursache für die ‚Erstarrung‘ Spartas in der zweiten Hälfte des 6. Jh. C. sieht vor allem in der Oliganthropie einen entscheidenden Faktor. Diese habe nicht erst im 5. Jh. eingesetzt, sondern sei als strukturelles Problem, das durch punktuelle Ereignisse wie etwa das Erdbeben in den 60er Jahren des 5. Jh. lediglich verstärkt worden sei,<sup>17</sup> bereits in dieser Phase virulent gewesen. Da sich gleichzeitig die Beziehungen der Spartiaten sowohl zu den Heloten als auch zur „outside world“ verschlechtert hätten, hätten die Spartiaten selbst den Sparta-Mythos gleichsam als Selbstschutz in die Welt gesetzt (183). Der Band endet mit einer kurzen Arbeit zur Sparta-Rezeption bei Oscar Wilde („The Importance of Being Dorian: An Onomastic Gloss on the Hellenism of Oscar Wilde“, 185–191; 229f.).

Was hält diesen Sammelband zusammen, wenn man einmal vom weiten Rahmenthema ‚Sparta‘ absieht? Es sind zum einen Grundgedanken und leitende Ansichten, die C.s Forschungen nachhaltig geprägt haben: das unbedingte methodische Postulat eines möglichst unvoreingenommenen, d. h. vom Sparta-Mythos gelösten Zugangs zum disparaten Quellenmaterial – ein Anspruch, der letztlich nicht einlösbar ist, dem C. sich jedoch in immer neuen Anläufen über Jahrzehnte hin mutig gestellt hat; die Frage, welche Konsequenzen eine Gesellschaft zu tragen hat, die über Jahrhunderte hin eine ethnisch und geographisch homogene Gruppe unterdrückt, welche ihr überdies auch noch numerisch überlegen ist; die Konturierung des ‚Spartanischen‘ im Kontext des gesamtgriechischen Vergleichs, insbesondere des

17 So jetzt auch Hodkinson (wie Anm. 13), 399ff., bes. 416ff.

Vergleichs mit Athen; und schließlich die Ausstrahlung dessen, was allgemein mit Sparta verbunden wird, bis in die neueste Zeit. Zum anderen ist es dem Autor bei der Auswahl der Beiträge für diesen Sammelband gelungen, ‚sein‘ Bild des archaischen und klassischen Sparta in Form von Miniaturen zu entfalten, ein Bild, das er erstmals in seiner Monographie „Sparta and Lakonia“ entwickelt und in den folgenden Jahren vielfach verfeinert und erweitert hat.<sup>18</sup> C. hat mit dieser sorgfältig ausgestalteten Auswahl zentraler Schriften eine Bilanz seiner bisherigen Sparta-Forschungen gezogen und durch die Präsentation älterer Arbeiten in zentralen Fragen noch einmal seine Positionen verdeutlicht. Für weitere *Spartan Reflections* bietet dieser Band einen willkommenen Ausgangspunkt.

18 P. Cartledge, *Sparta and Lakonia. A Regional History 1300–362 BC*, London 1979.

---

Mischa Meier, Bielefeld  
mischa.meier@uni-bielefeld.de

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Mischa Meier: Rezension zu: Paul Cartledge: *Spartan Reflections*. London: Duckworth 2001. In: *Plekos* 3, 2001, 153–164 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rcartledge.pdf>).

---

Hartwin Brandt: *Das Ende der Antike. Geschichte des spätrömischen Reiches*. München: Beck 2001 (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2151). 116 S. € 7,90. ISBN 3-406-44751-1.

Die Neubewertung der Spätantike als eine Epoche sui generis (der Autor spricht von einer „Epoche eigener Dignität“) einem größeren Leserkreis zu vermitteln ist ein höchst begrüßenswertes Unterfangen. Hartwin Brandt (im folgenden „B.“) unternimmt es aus der Sicht des Althistorikers, in einem knappen Abriß v. a. der Ereignisgeschichte den Zeitabschnitt zwischen der Regierung Diokletians und der Tetrarchie einerseits und der Herrschaft Justinians andererseits, also vom Ende des dritten bis zur Mitte des sechsten Jahrhundert darzustellen. Der Zeitraum deckt sich mit der Darstellung von Alexander Demandt (*Die Spätantike*. München 1989). Ein besonderes Anliegen ist es dabei, „die Aktualität der Antike in der Moderne aufzuzeigen“.

Einleitend umreißt B. den aktuellen Forschungsstand, in dem sich in den letzten Jahrzehnten die oben genannte Neubewertung vollzogen hat. B. bezieht sich (8) auf „zahlreiche Untersuchungen zu Politik und Herrschaft, Gesellschaft und Wirtschaft sowie Kultur und Religion“, denen die Neubewertung zu verdanken ist. Deutlicher hätte dabei wie auch im weiteren Verlauf der Darstellung die Leistung der Literaturwissenschaft hervorgehoben werden sollen, die initiiert durch die Forschungen eines Manfred Fuhrmann und Wolfgang Schmid und deren Schülerkreis entscheidend zu dieser Neubewertung beitrug. Ein Meilenstein der Forschungsgeschichte ist der im gleichen Verlag erschienene, von Reinhardt Herzog und Peter Lebrecht Schmidt herausgegebene fünfte Band des Handbuchs der lateinischen Literatur der Antike, der im Literaturverzeichnis nicht einmal genannt wird. Das ändert nichts daran, daß der Grundposition des Autors „das Ende der Antike markiert zugleich einen neuen Anfang“ (8) voll zuzustimmen ist.

Der Beginn der Spätantike wird traditionell mit Diokletian und der Tetrarchie angesetzt. Die Brüchigkeit des Konstrukts „Tetrarchie“ wird ebenso klar aufgezeigt wie die Problematik einer Begründung für die gleichzeitige Christenverfolgung, v. a. in der Darstellung eines Laktanz, der nicht ohne ausdrückliche Warnung an den modernen Leser vor der einseitigen Tendenz dieses Autors ausführlich zu Wort kommt. Daß es gelungen ist, auf dem knappen zur Verfügung stehenden Raum die verschiedensten Quellen sprechen zu lassen, ist ein besonderes Verdienst dieses Buches. Die politischen Leistungen der Tetrarchie werden anerkennend gewürdigt (15), das zunächst

überraschende und befremdlich wirkende Hofzeremoniell wird in der Tradition von Andreas Alföldi entgegen dem S. 15 zitierten Zeugnis des Ammian als Schlußpunkt einer langen Entwicklung gesehen. Es ist die Konsequenz eines mit der postumen Vergöttlichung Caesars als Divus Iulius einsetzenden Selbstverständnisses der römischen Kaiser, das man aus heutiger Sicht als „Selbstüberhebung Diokletians“ (16) interpretieren mag. Fraglich bleibt, ob man damit dem Verständnis der paganen Zeitgenossen gerecht wird. In dieser Haltung Diokletians wird dann auch die Ursache für die letzte große Christenverfolgung gesehen, ausgelöst durch die Verweigerung des Kaiserkults durch die Christen (wesentlich differenzierter dagegen Demandt 58f.). Plausibel erscheint die Verknüpfung der Verfolgung mit dem Regierungswechsel 303 zur Ausschaltung aller staatsgefährdender Elemente. Das Kapitel schließt mit der Abdankung Diokletians und der Erzählung des Laktanz, wie Konstantin bei der Nachfolge übergegangen wurde. Leider wird der Bericht als Quelle zunächst ohne kritische Hinterfragung dargeboten, obwohl schon Jacob Burckhardt (*Die Zeit Konstantins des Großen*) gewichtige Zweifel erhoben hatte (Ausgabe Frankfurt 1954, 254f.).

Erst zu Beginn des nächsten Kapitels, das Konstantin gewidmet ist, wird auf „tendenziöse Absichten“ (20) der zeitgenössischen Autoren hingewiesen. Daher werden weitere Quellen wie Münzen, Inschriften oder offizielle Verlautbarungen eingeführt. Besonders erfreulich aus der Sicht des Rezensenten ist die heute nicht mehr so selbstverständliche Tatsache, daß dabei bestimmte Kernaussagen auch im lateinischen Originaltext dargeboten werden (22, 25, 32, aber auch in den folgenden Kapiteln). Wie schon beim Bericht des Laktanz über die Abdankung Diokletians wäre auch bei der Erzählung von Konstantins Apollo-Vision (23) eine etwas differenziertere Betrachtungsweise erwünscht (vgl. die Zusammenfassung der Deutungen des viel besprochenen Textes bei C. E. V. Nixon, B. S. Rodgers: *In Praise of Later Roman Emperors*, Berkeley u. a. 1994, 249f.). Sorgsam abwägend wird dagegen die sog. konstantinische Wende und die Auseinandersetzung mit Licinius besprochen, ebenso das Verhältnis Konstantins zu den auswärtigen Völkern (Foederatenproblem), die Bedeutung der Neugründung Konstantinopels und Konstantins kirchenpolitische Position.

Im Mittelpunkt des Abschnitts über die Konstantinsöhne steht Constantius II., sein Rombesuch 351, sein Engagement für Konstantinopel und der Aufstieg Julians. Reichspolitisch wird seine Regierungszeit als Rückschritt ge-

wertet (41). Das dem Constantius uneingeschränkt beigelegte Attribut „arianisch“ (42) könnte nach den Forschungen von Richard Klein (Constantius II. und die christliche Kirche, Darmstadt 1977) modifiziert werden. Julians kurze Regierung wird insgesamt als das Scheitern eines maßlosen Anspruchs seiner Restaurationspolitik verstanden (48); zeitgenössischen und späteren antiken Zeugnissen läßt sich aber auch ein positiveres Bild abgewinnen.

Die Darstellung der Zeit bis zur Schlacht von Adrianopel 378 steht im Zeichen der sog. Völkerwanderung; die wichtigste und zuverlässigste Quellen der Zeit, Ammianus Marcellinus, kommt dabei häufig zu Wort, was der Schilderung jener ereignisreichen Jahre zusätzlichen Reiz verleiht.

Das Kapitel über Theodosius beginnt mit einer informativen Darstellung der Probleme des Heereswesens und des entstehenden Foederatentums mit all seinen Konsequenzen für die politisch-militärische Auflösung der Westhälfte des Imperiums. Die faktische Etablierung des (katholischen) Christentums als Staatsreligion wird an ausgewählten Zeugnissen erläutert, der bekannte Streit um den Victoria-Altar durch Zitate aus der dritten Relatio des Symmachus und der Antwort des Ambrosius illustriert, dessen selbstbewußtes Auftreten gegenüber Valentinian II. und Theodosius mit kräftigen Strichen herausgearbeitet und als exemplarisch für die „Spannungen und Kompetenzstreitigkeiten zwischen kaiserlichem Imperium und kirchlichem Sacerdotium“ verstanden, „die weit über die Antike hinaus ins Mittelalter weisen“ (65). Der weitverbreiteten Auffassung von der durch die Nachfolgeregelung des Theodosius vollzogenen Reichsteilung tritt B. mit Recht energisch entgegen (68f.), und so zeigt denn auch die Karte Abb. 5 (Abb. 1 erscheint daneben entbehrlich) die Grenzen der Präfekturen, nicht aber, wie in vielen historischen Atlanten üblich, eine mehr oder weniger stark markierte Grenze zwischen West und Ost. Daß die folgende Darstellung die Entwicklung im Westen und Osten gesondert betrachtet, ist von der Sache her sinnvoll.

Die Darstellung des Zeitabschnitts von Theodosius bis Theoderich beginnt mit dem Konflikt Alarich-Stilicho; das Ende Stilichos wird zutreffend als „Einschnitt in der weströmischen Geschichte“ gewertet (74). Die Geschichte der Westgoten wird weiterverfolgt bis zur Gründung des für den Übergang von der Spätantike zum Mittelalter so bedeutungsvollen tolosanischen Reiches (78). Knapp fällt die Darstellung des Wirkens des Theoderich aus; seine außenpolitischen Beziehungen zu anderen Germanenstaaten bleiben leider unerwähnt.

Die Entwicklung im Osten wird bis Justinian dargestellt. Besondere Beachtung finden die Auseinandersetzung zwischen Heidentum und Christentum und die innerkirchlichen Streitigkeiten. Justinian wird ganz in der Tradition des großen römischen Kaisertums gesehen (98). Seine Bedeutung für das Weiterwirken des römischen Rechts wird gebührend hervorgehoben (100f.).

Im Schlußkapitel wird in knappen Strichen die Wirkungsgeschichte der Spätantike skizziert mit den Schwerpunkten Papsttum und Siedlungskontinuität. Das begegnet dem Leser ziemlich unvermittelt, da im Kontext der Ereignisgeschichte diese Faktoren so nicht berücksichtigt wurden. Denn wie im Zusammenhang mit der Plünderung Roms durch Alarich 410 theologische und literarisch-historiographische Zeugen (Augustinus, Orosius, Rutilius Namatianus, Prokop) aufgerufen werden (75f.), hätte auch sonst dem kulturellen und künstlerischen Umfeld mehr Aufmerksamkeit gelten können. Das gilt sowohl im Bereich der Architektur (Entstehung von Bautypen wie der christlichen Basilika oder der Baptisterien; Ausnahme: Bauten in Konstantinopel unter Konstantin und Justinian) und bildenden Kunst (Mosaiken, Sarkophagplastik) wie auch der Literatur und des gesamten geistigen und philosophischen Lebens (Ausnahmen: Vegetius und Synesius; der Neuplatonismus wird nur knapp im Zusammenhang mit der Schließung der Akademie 529 durch Justinian erwähnt). Selbst politisch bedeutungsvolle Autoren wie Ausonius, Ennodius, Boethius oder Cassiodor werden überhaupt nicht genannt. Die Entstehung des Mönchtums bleibt unberücksichtigt; erst am Schluß wird die Entwicklung des stadtrömischen Bischofsamtes zum Papsttum nachgeholt. Gerade das aber sind Charakteristika der Spätantike, die für Europa bedeutungsvoll werden sollten. Vielleicht könnten diese Desiderate in einer erwünschten Neuauflage berücksichtigt werden, denn die Ereignisgeschichte der Spätantike bedarf der Ergänzung durch eine Geistesgeschichte der Spätantike, um den ganzen Reichtum dieser Epoche deutlich werden zu lassen und erst dann wäre die „Aktualität der Antike in der Moderne“ richtig sichtbar.

---

Joachim Gruber, Erlangen/München  
joachim.gruber@nefkom.net

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Joachim Gruber: Rezension zu: Hartwin Brandt: Das Ende der Antike. Geschichte des spätrömischen Reiches. München: Beck 2001 (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2151). In: Plekos 3, 2001, 167–171 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rbrandt.pdf>).

---

Niklas Holzberg: Die antike Fabel. Eine Einführung. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001. 150 S., kart. DM 29,90. ISBN 3-534-15043-6.

Die zuerst 1993 erschienene Einführung in die antike Fabel von N. Holzberg (H.) liegt nun in einer „2., verbesserten und erweiterten Auflage“ vor. Die von H. vorgenommenen Verbesserungen halten sich bezüglich Anzahl und Umfang in Grenzen und beziehen sich ausschließlich auf die Korrektur von Druckfehlern, falschen Zitaten u. ä. in der 1. Auflage.<sup>1</sup> Größere Änderungen am Text der 1. Auflage oder Erweiterungen dieses Textes wurden nicht vorgenommen, so dass der eigentliche Gewinn dieser 2. Auflage in den Hinzufügungen am Schluss besteht, nämlich denjenigen eines „Bibliographischen Nachtrages zur 2. Auflage“ (S. 133–143), eines „Personen- und Sachregisters“ (S. 145–148) und eines „Stellenindex“ (S. 149f.).

In dem „Bibliographischen Nachtrag“ werden die Forschungsberichte zu den einzelnen Kapiteln und Hauptabschnitten ergänzt, indem jeweils die seit 1993 erschienene Literatur kurz gewürdigt wird. Es schließt sich eine alphabetisch angeordnete Bibliographie aller berücksichtigten Beiträge an, die als so gut wie lückenlos angesehen werden kann.<sup>2</sup> Die mit Sicherheit wichtigste Neuerscheinung seit 1993 hat G.-J. van Dijk mit seiner Monographie „*Ainói, logoi, mythoi. Fables in Archaic, Classical and Hellenistic Greek Literature. With a Study of Theory and Terminology of the Genre*“ vorgelegt.<sup>3</sup> Mit ihr weist – um die Worte von H. (S. 134) zu benutzen – „die Forschung zur antiken Fabel seit langer Zeit wieder ein Standardwerk auf“. Bemerkenswert ist auch, dass ein älteres Standardwerk, nämlich die monumentale, in drei Bänden erschienene „*Historia de la fabula greco-latina*“ (Madrid 1979–1987) des spanischen Gelehrten F. R. Adrados in Zukunft leichter benutzbar sein

- 1 Bei diesen Korrekturen schleichen sich dann wieder neue, allerdings durchweg unwesentliche Fehler ein, wie z. B. S. 3 oben: falscher Randausgleich bei der Korrektur von „31 Fabeln“ zu „32 Fabeln“, S. 66 Mitte: fehlende Klammer vor „*prol. II 1–3*“ bei Korrektur von „(II *prol. 1–3*)“, S. 82 unten: Fehler beim neu hinzugefügten Zitat „*Aphth. prog. 1*“.
- 2 Damit ist natürlich nicht gesagt, dass zu jedem Spezialproblem die Literatur erschöpfend mitgeteilt wird, da dies im Rahmen einer Einführung nicht zu leisten ist und auch nicht als sinnvoll erscheint. Unter dieser Prämisse erfolgt hier der Hinweis auf die Literaturergänzungen zum 1. Hauptkapitel, die G.-J. van Dijk in seiner Rezension bereits der 1. Auflage in *Mnemosyne*, Ser. 4, Bd. 50, 1997, 609 Anm. 15 mitteilt.
- 3 erschienen: Leiden/New York/Köln 1997 (*Mnemosyne*, Suppl. 134).

wird durch eine von F. R. Adrados selbst und G.-J. van Dijk revidierte und aktualisierte englische Fassung, von der der erste Band bereits vorliegt.<sup>4</sup>

Auf den weiteren Hauptfeldern der Fabelforschung dominiert die fortschreitende Auseinandersetzung mit Spezialproblemen, wie etwa bezüglich der poetischen Fabelsammlung des Phaedrus (S. 135), für die aber auch auf die Bemühungen von E. Oberg, sie einem breiten Publikum zu erschließen, und zwar mit Hilfe einer neuen zweisprachigen Ausgabe<sup>5</sup> sowie mit Hilfe eines Kommentars<sup>6</sup>, hinzuweisen ist.

Demgegenüber ist Babrios „nach wie vor das Stiefkind der Fabelforschung“ (H., S. 135).<sup>7</sup> Nicht viel anders verhält es sich mit Avian. Wenn H. (S. 135f.) bedauernd darauf hinweist, dass F. Gaide Avian erneut als „mittelmäßig“ beurteilt,<sup>8</sup> so weist das auf seine „Ehrenrettung“ Avians im Haupttext (S. 75f. 78f.) zurück. Hierzu ist zu bemerken, dass die neuere Forschung zu Avian ganz im Gegensatz zur älteren sehr wohl die poetische Fabelsammlung des Avian als Produkt spezifischer Autorintentionen vor dem Hintergrund eines bestimmten historischen und kulturgeschichtlichen Umfeldes beurteilt und außerdem die enorme Nachwirkung des spätantiken Autors im Mittelalter im Auge hat. Dies verbietet jedoch nicht eine Wertung nach übergeordneten literaturwissenschaftlichen und ästhetischen Kriterien, bei der Avian dann auch im Kontext der gesamten antiken oder sogar europäischen Fabeldichtung gesehen werden muss.

Am produktivsten hat sich die Forschung in den letzten Jahren zum sog. „Aesop-Roman“ bzw. zu dem „Buch: Leben und Fabeln Äsops“ entwickelt, und zwar auf allen Problemfeldern, nämlich bei der Edition und Beurteilung der verschiedenen überlieferten Viten, der Frage nach dem Verhältnis des Aesop-Romans zum Achikar-Roman, der Erzählstruktur und -technik u. a. m. Man kann sicherlich behaupten, dass H. mit seiner Behandlung des

4 F. R. Adrados, *History of Graeco-Roman fable. I: Introduction and from the Origins to the Hellenistic Age*. Transl. by L. A. Ray, Leiden/Boston/Köln 1999 (Mnemosyne, Suppl. 201).

5 erschienen: Sammlung Tusculum, Zürich/Düsseldorf 1996.

6 erschienen: Stuttgart 2000.

7 Das Zitat hier korrigiert den Fehler a. O.: „... des Forschungsstiefkinds“.

8 F. Gaide, *Avianus, ses ambitions, ses resultats*, in: G. Gatanzaro/F. Santucci (Hrsgg.), *La favolista latina in distici elegiaci: Atti del Convegno Internazionale, Assisi 26–28 ottobre 1990, Assisi 1991*, 45–61.

Aesop-Romans auf S. 84–93 sowie mit weiteren separaten Publikationen zu diesem Text diese Entwicklung selbst maßgeblich mitbestimmt hat.<sup>9</sup> Dabei gilt H.s Interesse vor allem der Erzählstruktur und dem Nachweis einer starken Affinität des „Aesop-Romans“ zu pikaresken Romanen. Die seinerzeit in der 1. Auflage der Einführung (a. O.) vorgestellten Thesen zum einheitlichen narrativen Konzept und zum Verhältnis von Rahmenhandlung und eingeschalteten *logoi* sind allerdings in der Zwischenzeit von den bei H. S. 136 genannten Autoren modifiziert oder auch korrigiert worden.<sup>10</sup> Dies gilt es bei der Lektüre des entsprechenden Kapitels in der 2. Auflage zu berücksichtigen, da es unverändert gegenüber der 1. Auflage abgedruckt ist.

Zu den weiteren Hinzufügungen, die die 2. Auflage gegenüber der 1. aufweist, nämlich denjenigen eines „Personen- und Sachregisters“ und eines ‘Stellenindex‘, ist zu bemerken, dass sie einen gravierenden Mangel der 1. Auflage beheben und H.s Einführung leichter benutzbar machen. Bisher ließen sich Informationen etwa zu Wesen und Funktion der Fabel sowie zu anderen Sachfragen nur gewinnen, indem man das ganze Buch durchsah. Denn bezüglich der Behandlung derartiger Fragestellungen orientiert auch das Inhaltsverzeichnis nicht, da es nach den einzelnen Textarten bzw. -corpora gegliedert ist. Bei der Benutzung beider Register ist zu beachten, dass offensichtlich keine Vollständigkeit intendiert ist, und zwar weder bei den *Lemmata* noch bei den Stellenangaben. Um ein Versehen scheint es sich zu handeln, wenn die Stellen auf Papyri nicht im Stellenindex, sondern im Personen- und Sachregister vermerkt werden. Bedauernswert ist das Fehlen eines Registers, in dem die in den behandelten Fabeln begegnenden Motive

9 Vgl. N. Holzberg, *Der Äsop-Roman. Eine strukturanalytische Interpretation*, in: Ders. (Hrsg.), *Der Äsop-Roman. Motivgeschichte und Erzählstruktur*, Tübingen 1992 (*Classica Monacensia* Bd. 6), 33–75; Ders., *A Lesser Known “picaresque” Novel of Greek Origin: The Aesop Romance and its Influence*, in: H. Hofmann (Hrsg.), *Groningen Colloquia on the Novel*, Groningen 1993, 1–16; ders., *Fable: Aesop Life of Aesop*, in: G. Schmeling (Hrsg.), *The Novel in the Ancient World*, Leiden/New York/Köln 1996 (*Mnemosyne*, Suppl. 159), 633–639.

10 Vgl. G.-J. van Dijk in seiner oben Anm. 2 genannten Rezension; S. Merkle, *Fable, „anecdote“ and „novella“ in the Vita Aesopi. The Ingredients of a “popular novel”*, in: O. Pecere/A. Stramaglia (Hrsgg.), *La letteratura di consumo nel mondo greco-latino*, Cassino 1996, 209–234 und W. Schiner, *Creating Plot in Episodic Narratives: The Life of Aesop and the Gospel of Mark*, in: R. F. Hock/J. B. Chance/J. Perkins (Hrsgg.), *Ancient Fiction and Early Christian Narrative*, Atlanta 1998 (*Society of Biblical Literature, Symposium Ser. 6*), 155–176.

klassifiziert werden, da solche Motiv-Register in der Fabelforschung vor allem dann, wenn sie komparatistisch vorgeht, unentbehrlich sind.

Eine ausführlichere Vorstellung des Inhalts von H.s Einführung sowie eine Würdigung ihrer hohen Qualität erübrigt sich an dieser Stelle, da beides bereits hinreichend von anderen Rezensenten geleistet wurde.<sup>11</sup> Es sei hier nur noch auf einen grundsätzlichen Sachverhalt verwiesen, den es für den Benutzer dieses Buches zu berücksichtigen gilt: H. lässt selbst keinerlei Zweifel darüber aufkommen, dass er ausgehend von dem Textmaterial, das er selbst als ein Trümmerfeld bezeichnet (S. 1, 116), dem Leser die Welt der antiken Fabel erschließen möchte. Insbesondere der philologisch interessierte Leser wird H. dieses danken. Denn er wird nicht nur mit allen Textarten und -genera, die es bezüglich der Fabel zu berücksichtigen gilt, umfassend vertraut gemacht, sondern er erhält auch einen sicheren Führer durch alle philologischen, interpretatorischen und überlieferungsgeschichtlichen Probleme, die insbesondere die Fabelsammlungen in sehr mannigfaltiger und auch immer wieder unterschiedlicher Art stellen. Dabei lässt es H. aber häufig nicht bei der bloßen Präsentation der Forschungssituation bewenden, sondern er zeigt neue Lösungsansätze auf und gibt somit der philologischen Fabelforschung, die sich nicht selten vorrangig immer noch der traditionellen Quellenkritik verpflichtet fühlt, neue Impulse. In diesem Kontext sind auch die exemplarisch vorgeführten Textinterpretationen zu sehen.

Der von H. eingeschlagene Weg der Behandlung der antiken Fabel schließt eine systematische Betrachtung aus. Die Fragen nach Ursprung und Wesen der Fabel werden nur ansatzweise innerhalb des ersten Hauptkapitels behandelt, das der Funktionalisierung der Fabel innerhalb heterogener Kontexte gewidmet ist. Er schließt aber auch eine vertiefende Betrachtung etwa der Morphologie der Fabel und ihres poetologischen Status aus sowie ihre nähere Bestimmung als eine wichtige Form der sog. „uneigentlichen Rede“, Problemstellungen also, die in der allgemeinen Literaturwissenschaft und in

11 Neben der genannten ausführlichen Rezension von G.-J. van Dijk a. O. (vgl. Anm. 2), 603–609 vgl. außerdem zur 1. Auflage folgende Kurzanzeigen: F. Wagner, *Fabula* 36, 1995, 3–4; H. Brumberger, *Anregung* 2, 1996, 2; J. R. Morgan, *CR* 46, 1996, 1; S. Goins, *CW* 90, 1996/97, 5; N. Fick, *Latomus* 57, 1998, 3. Zur 2. Auflage liegt bereits die ausführliche und durchweg ebenfalls positive Rezension von V. Jennings (*BMC*R 2001.09.29) vor.

den neueren Philologien verstärkt untersucht werden.<sup>12</sup> Hierauf ist vor allem deshalb hinzuweisen, weil der Werbetext auf dem Einband sowohl in der ersten als auch in der zweiten Auflage eine Untersuchung verspricht, die „einen Überblick über die Geschichte der Gattung in der Antike mit einer modernen literaturwissenschaftlichen Interpretation der Texte verbindet“, und hiermit möglicherweise falsche Erwartungen weckt. Denn mit der „modernen literaturwissenschaftlichen Interpretation“ ist in erster Linie lediglich die streng strukturalistische Analyse der Texte der *recensio Augustana* und der poetischen Fabelsammlungen des Phaedrus und Babrios durch Nøjgaard angesprochen,<sup>13</sup> der H. dort, wo er exemplarisch ausführlich Fabeln aus diesen Sammlungen interpretiert, eng verpflichtet ist.<sup>14</sup>

- 12 Vgl. etwa E. Leibfried, *Fabel*, 4. Aufl. Stuttgart 1982; W. Gebhard, Zum Mißverständnis zwischen der Fabel und ihrer Theorie, in: DVjs 48, 1974, 122–153; K. Grubmüller, Semantik der Fabel, in: J. Goossens/T. Sodmann (Hrsgg.), *Third International Beast Epic, Fable and Fabliau Colloquium*, Köln/Wien 1981, 111–134; R. Zymer, Uneigentlichkeit. Studien zu Semantik und Geschichte der Parabel, Paderborn 1991; R. v. Heydebrand, Parabel, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 34, 1991, 27–122. Ganz knapp, aber zugleich sehr treffend charakterisiert K. Grubmüller die Forschungsgeschichte zur Fabel s. v. Fabel<sub>2</sub>, in: *Reallex. d. dt. Lit.-wiss.* Bd. I, 1997, 555–558.
- 13 Vgl. M. Nøjgaard, *La fable antique*, Bd. I–II, Kopenhagen 1964–1967. H., 10–11, würdigt zu Recht die Bedeutung und Qualität dieses Werkes.
- 14 Dies betont H., 11, mit Nachdruck.

---

Jochem Küppers, Düsseldorf

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Jochem Küppers: Rezension zu: Niklas Holzberg: *Die antike Fabel. Eine Einführung*. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001. In: *Plekos* 3, 2001, 173–177 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rholzberg.pdf>).

---

Udo Hartmann: Das palmyrenische Teilreich. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001 (Oriens et Occidens, Band 2). 533 S., 4 Tafeln. € 96,- (DM 187,75). ISBN 3-515-07800-2.

Im Rahmen einer Dissertation bei A. Demandt (FU Berlin) hat sich der Verfasser die arbeitsintensive Aufgabe gestellt, die zahlreichen Einzelforschungen zur Geschichte Palmyras während der sog. „Reichskrise“ des 3. Jhs. zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Nach einleitenden Ausführungen über das Problem des palmyrenischen Teilreiches (S. 9–16) widmet sich Hartmann im zweiten Kapitel der Überlieferungslage. Hier werden nicht nur die antiken Autoren (S. 17–39), sondern auch die orientalischen Schriftquellen (S. 39–42) und die Primärquellen (S. 43f.) behandelt. Im dritten Kapitel (S. 45–64) ist die Vorgeschichte der Oasenstadt Palmyra, hauptsächlich in der römischen Kaiserzeit, dargestellt. Das vierte Kapitel (S. 65–128) hat den Aufstieg des Odaenath und seinen familiären Hintergrund zum Inhalt, das fünfte (S. 129–161) die Machtübernahme Odaenaths im Orient. Das lange sechste Kapitel, das mit „Der sonnengesandte Löwe“ betitelt ist, beschreibt das politische und militärische Wirken Odaenaths in den 260er Jahren. Dabei werden dessen erster Perserkrieg (S. 162–185), Odaenaths Herrschaft über den römischen Orient (S. 186–211), der zweite Perserkrieg (S. 211–218) und Odaenaths Ermordung (S. 218–230) untersucht. Der Tod des Kaiserstellvertreters markiert eine merkbare Zäsur. Sie wird durch die Einschaltung eines Kapitels zur Chronologie der Jahre 268–276 (S. 231–240) verdeutlicht. Es folgt das achte Kapitel, das sich mit der Regentschaft der Zenobia beschäftigt. Dabei werden die Herrschaftsphasen des Vaballathus (S. 242–259), die Ausdehnung der Herrschaft über den Orient (S. 259–296) und – besonders ausführlich – das Reich der Zenobia (S. 297–351) behandelt. Der unvermeidliche Konflikt zwischen den Sonderherrschern und der Zentralgewalt bildet den Inhalt des neunten Kapitels. Dabei wird kurz auf den Aufstieg Aurelians eingegangen (S. 352–354), die Usurpation des Vaballathus geschildert (S. 354–364) und der Feldzug Aurelians gegen Zenobia ausführlich untersucht (S. 364–394). Die Behandlung des zweiten Orientzuges Aurelians schließt sich als zehntes Kapitel an (S. 395–410). Kapitel 11 trägt die Überschrift „Der *restitutor orbis* und die besiegte Königin“ (S. 411–426), wobei es hauptsächlich um das spätere Schicksal der Zenobia geht (S. 413–424). Das abschließende zwölfte Kapitel über das palmyrenische Teilreich und die Krise des 3. Jhs. (S. 427–466) geht über eine Zusammenfassung, die man an dieser Stelle erwarten würde, in vielen Punkten hinaus.

An den untersuchenden Teil des Buches sind zwei Appendices angehängt. In ihnen sind ausgewählte Inschriften der palmyrenischen Dynasten zusammengestellt (S. 467–469) sowie literarische, musikalische und künstlerische Adaptionen des Zenobia-Stoffes genannt (S. 470–475). Es folgt das durch ein Abkürzungsverzeichnis (S. 476–479) eingeleitete, umfassende Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 480–519). Dem Index (S. 520–532) schließen sich noch vier Tafeln mit topographischen Plänen von Palmyra und Münzbildnissen der dortigen Herrscher an.

Eines der Verdienste von Hartmanns Arbeit besteht darin, dass Wirken und Leistungen Odaenaths, des Begründers der palmyrenischen Machtstellung, den ihnen gebührenden Platz erhalten. Für dieses Thema wird u. a. eine Quellengruppe ausgewertet, die zwar keineswegs unbekannt, aber der althistorischen Wissenschaft insgesamt weniger geläufig ist. Es handelt sich um Schriften des rabbinischen Judentums, in denen Odaenath unter dem Namen Ben Nasor bzw. Papa bar Nasor erscheint und negativ beurteilt wird. Als Werk eines eher jüdischen als christlichen oder altgläubigen Autors gilt auch das 13. sibyllinische Orakel. Die Interpretation dieser in die Form eines Vaticiniums (ex eventu) gekleideten Geschichtsdichtung bereitet manche Probleme. Hartmann deutet die abschließenden Verse 155–171 im Anschluss an David S. Potter (*Prophecy and History in the Crisis of the Roman Empire. A Historical Commentary on the Thirteenth Sibylline Oracle*, 1990) als das Werk eines von dem Dichter der Verse 1–154 verschiedenen Verfassers. Während im längeren Anfangsteil ausführlich die Zeit von Gordian III. bis 253 beschrieben werde, fasse der Autor der Schlusspassage die Ereignisse von 253 bis zu den militärischen Erfolgen Odaenaths in geraffter Form zusammen. Mit dem in den Versen 164ff. genannten „sonnengesandten Löwen“ sei daher Odaenath gemeint. Andererseits muss Hartmann zugestehen (S. 196f. mit Anm. 126f.), dass es sich bei dem in den Versen 150–154 erwähnten „sonnengesandten Priester“ aus einer „Sonnenstadt“ in Syrien nicht um Odaenath (der kein Priester war) handeln kann. Die betreffende Passage ist von Hans Roland Baldus (*Uranus Antoninus*, 1971) überzeugend auf den Aphrodite-Priester Sampsigeramos aus Emesa gedeutet worden, der wohl mit dem lokalen Sonderkaiser Uranus Antoninus identisch war. Es erscheint eher unwahrscheinlich, dass im sonnengesandten Priester der Sonnenstadt und im Sonnenlöwen zwei verschiedene „Heilsbringer“ gesehen werden sollten. Vor allen Dingen aber könnte die Ansicht, dass Odaenath in or. Sib. 13 nicht erwähnt wird, die Schwierigkeiten beseitigen, die

sich sonst aus der konträren Beurteilung dieses Mannes in der jüdischen Überlieferung ergeben würden.

Die Kapitel, die sich mit der Herrschaft der Zenobia beschäftigen, umfassen eine Fülle gelungener Untersuchungen, auf die nicht im Einzelnen eingegangen werden kann. Gut herausgearbeitet ist insbesondere die Tatsache, dass Zenobia (im Namen ihres Sohnes Vaballathus) nicht eigentlich ein „Sonderreich“ bilden wollte, sondern durch Aurelian, der sich im Unterschied zu seinen Vorgängern auf keine Kompromisse mehr einließ, geradezu zum Schritt der Usurpation gedrängt wurde (S. 360ff.). Bekanntlich ist es Aurelian gelungen, die Erhebung schnell niederzuschlagen. In diesem Zusammenhang berichten mehrere literarische Quellen von der Belagerung Palmyras – eine Darstellung, der bis in die neueste Forschung gefolgt wird. Im Gegensatz dazu kann Hartmann, gestützt auf archäologische Untersuchungen, verdeutlichen, dass Palmyra gar nicht verteidigungsfähig war. Die Stadt verfügte nur über ein „System von recht einfachen Befestigungsanlagen“, das den Charakter einer „Zollmauer“ hatte (S. 377f. u. Tafel II). Der Bericht von der völligen Zerstörung der Stadt bei Zosimos und in der *Historia Augusta* ist ebenfalls von der Mehrheit der Forschung akzeptiert worden. Auch in dieser Frage ergibt sich jedoch aus dem archäologischen Befund, dass Palmyra sicher geplündert und verwüstet wurde, aber nur kleinere Zerstörungen erlitt (S. 398ff.).

Zu den kontrovers diskutierten Problemen im Zusammenhang mit dem Ende des palmyrenischen Teilreiches gehört die Frage nach dem späteren Schicksal der Zenobia. Die Autoren der *Breviarien* und der *Historia Augusta* lassen sie in Aurelians Triumphzug mitgeführt werden und hinterher ein ruhiges, aber standesgemäßes Leben in Rom führen, dessen Einzelzüge zum Teil liebevoll ausgemalt werden. In schroffem Gegensatz hierzu steht der Bericht bei Zos. 1,59,4 (vgl. Zon. 12,27), nach dem die ehemalige Königin bereits auf dem Weg nach Europa verstorben sei. Die Forschung (einschließlich Hartmanns) hat sich in überwältigender Mehrheit der Version von einem Lebensabend der früheren Königin in Rom angeschlossen. Ob dies mit Recht geschehen ist, soll dahingestellt bleiben. In diesem Zusammenhang sorgen besonders einige Gedanken, die sich der Autor zur sog. Zenobia-Villa gemacht hat, eher für Befremden. Nur in der *Historia Augusta* (trig. tyr. 30,27) ist überhaupt von der *possessio* der Zenobia in Tibur die Rede, wobei die betreffenden Ausführungen auch noch mit *ferturque* eingeleitet werden. Hartmann hält den Bericht des Zosimos über den Tod der Königin

auf der Reise nach Rom u. a. deswegen für unrichtig, weil er durch ein „man sagt“ (*phasin*) eingeschränkt werde (S. 414f.). Dagegen wird die entsprechende Floskel der *Historia Augusta* von ihm zwar registriert, aber nicht weiter beachtet. Vielleicht darf daran erinnert werden, dass die Geschichtsfälschungen in der *Historia Augusta* mitunter einen scherzhaften, ja fast satirischen Zug haben. In der Ausdrucksweise des Autors, der in der *Vita* der Zenobia (trig. tyr. 30,1–26) mancherlei Schnurren auftischt und dann den Schlussabschnitt mit *ferturque* beginnt, mag demnach ein augenzwinkernder Hinweis auf die Glaubwürdigkeit des Berichteten gesehen werden. Insofern dürfte die tiefeschürfende, in der Auseinandersetzung mit Kennern der römischen Topographie durchgeführte Untersuchung Hartmanns über die vermutliche Lage der Villa der Zenobia (S. 417–424 mit Anm. 22–40) allenfalls von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse sein.

Hartmanns Monographie ist ein Beispiel dafür, dass selbst in einem abgegrenzten Gebiet wie der Alten Geschichte Beschränkungen auf ein Spezialgebiet möglich sind. Bevor nicht neue Primärquellen auftauchen, werden sich zu den vom Verfasser untersuchten Punkten wohl kaum neue Aspekte finden lassen. Die Kehrseite einer derartigen Spezialisierung sind einzelne Ungenauigkeiten bei Fragen, die ein wenig abseits des vom Autor behandelten Themas liegen. So wäre es zu begrüßen gewesen, wenn er den letzten Partherkönig nicht, wie es vor fünfzig oder hundert Jahren üblich war, als Artaban V. bezeichnet hätte (S. 65f.). Dass die arsakidische Königsliste nicht mehr als vier regierende Artabanoi aufweist, ist heute allgemein anerkannt (vgl. z. B. AMI 24, 1991, S. 78–81; DNP 2, s. v. Artabanos 4ff.). Hartmann hat seine Zählung möglicherweise dem Werk von Percy Gardner (*The Coinage of Parthia*) entnommen, das im Verzeichnis der Primärquellen in einer Ausgabe „Chicago 1967“ aufgelistet ist. Hiermit wird eine nicht vorhandene Aktualität suggeriert: Das Original erschien 1877 in London. In den weiteren Umkreis der parthischen Geschichte gehört auch das Schicksal einer Königin, die ebenfalls Zenobia hieß (vgl. zu ihr z. B. AMI 27, 1994, 223ff.). Da durchaus die Gefahr einer Verwechslung, insbesondere in der europäischen Rezeptionsgeschichte, besteht, erscheint der in Appendix II, S. 473, Anm. 15 versteckte Hinweis Hartmanns auf diese Gestalt etwas mager. Auch war sie nicht, wie dort angegeben, eine „armenische Prinzessin“, sondern eine armenische Königsgemahlin kaukasisch-iberischer Herkunft. Dass schließlich der Geschichtsschreiber Jordanes mit einem gleichnamigen

Bischof von Croton identisch gewesen sei (S. 18, Anm. 7), wird heute nicht mehr angenommen (A. Schwarcz, LexMA 5, 1991, Sp. 626f. s.v. Jordanes).

Keiner der angeführten Kritikpunkte soll jedoch den Wert der Untersuchung schmälern, die einen bedeutenden Beitrag zur Wissenschaft darstellt. Es ist vielmehr zu wünschen, dass sie in Gesamtdarstellungen der römischen Kaiserzeit, der „Reichskrise“ und der Spätantike sowie in den Fachencyklopädien ihre angemessene Berücksichtigung findet.

---

Martin Schottky, Pretzfeld

**[www.plekos.de](http://www.plekos.de)**

Empfohlene Zitierweise

Martin Schottky: Rezension zu: Udo Hartmann: Das palmyrenische Teilreich. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001 (Oriens et Occidens, Band 2). In: Plekos 3, 2001, 179–183 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rhartmann.pdf>).

---

Balbina Bäbler/Heinz-Günther Nesselrath (Hrsgg.): Die Welt des Sokrates von Konstantinopel. Studien zu Politik, Religion und Kultur im späten 4. und frühen 5. Jh. n. Chr. zu Ehren von Christoph Schäublin, München/Leipzig: Saur 2001. X, 219 S. DM 148,- (€ 78,-). ISBN 3-598-73003-9.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung einmal der über sechsjährigen Arbeit einer Forschergruppe der Universität Bern, die u. a. eine zweisprachige griechisch-deutsche Ausgabe des Sokrates vorbereitet hat, zum anderen soll der Klassische Philologe Christoph Schäublin zum 60. Geburtstag geehrt werden. In 11 Beiträgen werden in einer anregenden und m. E. sehr gelungenen Art und Weise verschiedene Aspekte der Person, des Werkes und der Umwelt des Sokrates beleuchtet.

**Joachim Szidat, Friede in Kirche und Staat:** Zum politischen Ideal des Kirchenhistorikers Sokrates (S. 1–14): Sokrates leidet an seiner Zeit, die von ständiger Unruhe, von Zank und bürgerkriegsähnlichen Zuständen innerhalb der Kirche geprägt ist. Sein Werk schließt mit der Bemerkung an seinen Auftraggeber Theodoros, er hätte keinen Stoff gehabt, wenn alles ruhig und friedlich geblieben wäre; denn Historie lebt von Unruhe und Krieg. Ist eine solche Bemerkung topisch zu verstehen, oder meint es Sokrates ernst mit seiner Friedenssehnsucht? Für Ruhe und Frieden kennt er etwa doppelt so viele Belege wie z. B. Sozomenos. Szidat untersucht den Wortgebrauch des Sokrates im kirchlichen und staatlichen Bereich. Beide Bereiche gehören zwar nicht unmittelbar zusammen, haben aber in der Person des Kaisers ihre Verklammerung. Folglich werden die Herrschenden nach ihrem Anteil an friedensstiftenden Maßnahmen beurteilt: Theodosius I. und II. ernten Lob, Tadel gibt es für Julian (3,12,7; 5, pr. 10) und Valens (4,2,5; 11,6; 32,1). Während im Staatlichen die Hauptursache für Unruhen die Usurpationen sind, spielen bei den führenden Kirchenmännern Streitsucht und Ehrgeiz eine Rolle. Insgesamt ist Sokrates' Sicht östlich geprägt, die eines Großstädtlers aus Konstantinopel: So wird der Sturz des Gainas ausführlich beschrieben, aber der des Stilicho überhaupt nicht erwähnt. Der Außenpolitik gilt kaum die Aufmerksamkeit. Aufgabe des guten Kaisers ist vielmehr der innere Friede, den es herbeizuführen und zu bewahren gilt und um den man beten muss. Wirklich eintreten wird er allerdings kaum (so dass, so möchte man ergänzen, dem Historiker auch nie der Stoff ausgehen wird).

**Heinz-Günther Nesselrath, Kaiserlicher Held und Christenfeind: Julian Apostata im Urteil des späten 4. und des 5. Jh. n. Chr.** (S. 15–43): Wieso stellt z. Z. des Sokrates das Phänomen ‚Julian‘ nach wie vor ein Faszinosum dar? Der Grund liegt in zwei gegensätzlichen Kaiserbildern, die nach Julians Tod verbreitet wurden und denen sich jeweils Heiden und Christen mehr oder weniger anschlossen. Nur selten gibt es abgewogenere Urteile, und dazu gehört nun allerdings das des Sokrates. Die beiden bestimmenden Julianbilder stammen von dem heidnischen Redner Libanius (bes. or. 1 und 24 sowie dem Epitaphios) und Gregor von Nazianz (or. 4 und 5). Beide haben den Kaiser persönlich gekannt. Nesselrath untersucht nun die Julianbilder der Folgezeit: Johannes Chrysostomos, Eunap von Sardes, Eutrop, Hieronymus, Orosius, Rufinus, Ammian und Zosimos. Seit der postumen Herausgabe von *Contra Galilaeos* beginnt mit Hieronymus die christliche Auseinandersetzung, die besonders von Theodor von Mopsuestia und Kyrill von Alexandria weitergetrieben wird. In diesem Zusammenhang nimmt nun Sokrates eine Sonderstellung ein. Er, selbst ein Schüler heidnischer Lehrer, ist gut informiert über Jugend und Ausbildung des Kaisers und über sein literarisches Werk. Sein Urteil über Julian, er sei oft weder Philosoph noch Kaiser gewesen, nimmt ihn in beider Hinsicht ernst. Sokrates verfällt nirgends in Schwarz-Weiß-Malerei, auch nicht bei der Erörterung der Todesursache, im Gegensatz zu Sozomenos und Theodoret, die mehr im Sinne eines Gregor von Nazianz nur den „Christenverfolger“ sehen, der am Lebensende bei Theodoret mit einem „Du hast gesiegt, Galiläer“ abtritt.

**Thomas Hidber, Eine Geschichte von Aufruhr und Streit: Sokrates’ Kirchengeschichte und die Tradition der Zeitgeschichtsschreibung** (S. 44–59): S. versteht sich zwar als Fortsetzer des Euseb, hat aber eine andere Vorstellung vom Genos „Kirchengeschichte“. Seine Themen, Aufruhr, Konflikte, Kriege, knüpfen an die profane Geschichtsschreibung an, insbesondere an die „Zeitgeschichte“. Diese ist seit Thukydides bei ihrer Materialbeschaffung gekennzeichnet durch Autopsie und Befragung von Augenzeugen, gepaart mit persönlicher Unbefangenheit und Unvoreingenommenheit. Diesem Anspruch wird Sokrates voll gerecht: Autopsie z. B. 5,24,9, Augenzeugen in 5,16,9.13; 5,19,10; 7,6,6 und 7,17,3. Eigene Unbefangenheit äußert sich 1,1,2; 1,10,5; 1,16,4. In 2,1,2–4 muss die Geschichte, bisher allzu sehr von Rufin abhängig, nach Kenntnis der Schriften des Athanasius umgeschrieben werden. Während die meisten großen Historiker der Antike Ge-

genwartsdarstellungen aus einsichtigen Gründen eher scheuen, führt Sokrates seine Kirchengeschichte bis weit in die Zeit des Theodosios II hinein. Die beiden Enkomien auf den Kaiser (7,22–24 und 42–44) orientieren sich weniger an herkömmlichen Herrschertugenden als an religiösen Kriterien. Ansonsten bleibt der Kaiser ausgeklammert. Das Grundübel, die Streitsucht der führenden Kirchenmänner, ist immer dasselbe, und insofern kann man aus der Geschichte lernen, bei deren Darstellung die große Zahl an kriegerischen Vokabeln auffällt. Hinweis darauf, dass Sokrates aber doch eine „Kirchengeschichte“ schreiben wollte, ist der Verzicht auf fiktive Reden.

**Therese Fuhrer, Rufins *Historia Ecclesiastica*:** „Geschichte“ und Geschichten von Kämpfen und Siegen der Orthodoxie (S. 60–70): Dieser Beitrag, der von allen am wenigsten mit Sokrates zu tun hat (obwohl sich Anknüpfungspunkte finden, die aber nicht wirklich genutzt werden, z. B. 5,25), versucht, eine Lanze für die Eigenständigkeit des Rufin zu brechen. Dabei setzt sich die Verfasserin besonders mit Françoise Thélamon (1981) und Concetta Molè Ventura (1992) auseinander. Rufins Intention ist es, ein Heilmittel gegen die Goten Alarichs zu schaffen, erzählt am Sieg der Rechtgläubigkeit über Eugenius. Eine Analyse der Quellen zur Schlacht am Frigidus, unter denen auch Sokrates (kurz) genannt ist, kann die Besonderheit des Rufin deutlich machen. Denn obwohl Rufin die älteste Darstellung ist, hat sie auf die Folgezeit, etwa auf Augustin, nicht gewirkt. Der Kaiser wird als eine Art „Pazifist“ geschildert, der seine Waffen wegwirft und im Gebet niederkniet. So stellt sich Rufins Kirchengeschichte als eine Sammlung von Wundergeschichten mit historischen Einlagen dar (gegen Thélamon und Ventura).

**Bernhard Neuschäfer, Zur Bewertung des Origenes bei Sokrates** (S. 71–95): Es ist kein Geheimnis, dass Origenes bei Sokrates einen Ehrenplatz innehat, den er gegen seine „Verleumder“ (Methodios von Olympos, Eustathios von Antiochia, Apollinaris von Laodikaia und Theophilos von Alexandria) verteidigt, ohne dass der Kirchenhistoriker hier allerdings in eine inhaltliche Argumentation eintritt (6,13,1–6). Daraus ergibt sich die Frage, inwieweit Sokrates die Schriften des Origenes kannte und wie eigenständig seine Auseinandersetzung mit ihm ist. Ein Problem liegt darin, dass sich die von Sokrates benutzten Origenesstellen nicht mehr erhalten haben und man auf Plausibilitäten angewiesen ist. Untersucht werden vor allem 5,22,48; 3,23,1–61; 4,2,2–6 und 3,7,7–8. Es zeigt sich in allen Fällen, dass Sokrates den Origenes und seine Methode sehr gut kannte. Das Schriftverständnis,

auf den ersten Blick Geschichten für schlichte Gemüter, erschließt sich dem tiefer Eindringenden gerade durch Einstreuung von Anstößigem und Unmöglichem. Das gilt gegenüber Heiden, aber auch gegenüber Häretikern, wo sich Auffassungen finden, die bereits Origenes längst widerlegt hatte, so etwa bei Georgios von Kappadokien, bei Apollinaris von Laodikaia und bei Nestorius. Es geht um eine hermeneutisch fundierte Schriftauslegung in Verbindung mit Logik und Dialektik. Abzulehnen sind die Extreme, so die pure Eristik eines Aëtios, aber auch die reine Gläubigkeit ohne Bildung, wie z. B. bei gewissen Anachoreten. Hier war Origenes für Sokrates ein Ideal. Ist er damit dem Origenes gerecht geworden? Die Reduzierung auf „orthodox“ bei einem Kirchenlehrer, der immer eine Gratwanderung zwischen Orthodoxie und Häresie gemacht hat, ist sicher eine gewisse Verkürzung. Aber bezüglich der Auslegungsbedürftigkeit der Hl. Schrift und der auslegungsfähigen Grundlagen für einen Dialog mit Heiden und abweichenden Theologen trifft Sokrates die Intention des Origenes voll, sah sich dieser doch selbst in dieser Rolle.

**Christoph Euken, Philosophie und Dialektik in der Kirchengeschichte des Sokrates** (S. 96–110): „Philosophie“ bedeutet bei Sokrates nicht christlich-asketische Lebensweise, wie etwa bei Eusebios oder Sozomenos, sondern rational-theoretische Bildung. Zwar ist Philosophie nicht ohne sittliche Festigkeit möglich, aber entscheidend ist doch die Erkenntnisleistung, weshalb denn Origenes als Vertreter der „wahren Philosophie“ gilt (4,27,4). Mit ihr erlernt man die „logische Technik“, um den Feinden der christlichen Wahrheit entgegentreten zu können. In den Zusammenhang mit Philosophie sollte auch die Dialektik gehören. Verliert sie diesen Zusammenhang, wird Dialektik zur reinen Eristik. Sokrates demonstriert dies an einigen Fällen: etwa bei Areios oder bei Aëtios, Eunomios und Theophronios. Nur an einer Stelle der christlichen Bibel kommt das Wort „Philosophie“ vor, in der Warnung des Kolosserbriefes (2,8), sich nicht durch „Philosophie“ und leere Täuschung seinen Glauben nehmen lassen. Sokrates übersetzt „Philosophie“ hier mit „dialektischer Kunst“, zitiert dann aber 3,16,21 wörtlich. Das deutet an, dass die Verwerfung der Philosophie kein generelles Verdikt ist, sondern eine Gefahr, gegen die man sich mit der Philosophie selbst wappnen muss. Die geschichtswirksame Bedeutung der Dialektik zeigt sich im Religionsgespräch von 383 (5,10): Nachdem rein dialektisch nichts zu erreichen war, habe Sisinnios auf die Lehrer vor der Spaltung verwiesen, auf die man sich einigen könne. Aber auch dies scheitert an der

Dialektik, so dass sich der Kaiser schließlich von jeder Partei ein schriftliches Glaubensbekenntnis geben lässt. Die Dialektik, die alles in Unruhe stürzte, ist nun allerdings selbst verwirrt und zerstreut und zeigt das „Bild der Selbstzerstörung der zerstörenden Ursache“ (109).

**Thomas Gelzer, Zum Hintergrund der hohen Schätzung der paganen Bildung bei Sokrates von Konstantinopel** (S. 111–124): Zahlreich sind die Stellen, an denen Sokrates auf die Bedeutung der heidnischen Bildung zu sprechen kommt. In 3,16 gibt es gar einen eigenen, von H.-G. Nesselrath 1999 neu behandelten Exkurs zum Verhältnis der Christen zur heidnisch-klassischen Literatur. Geschickt nutzt Sokrates den Zusammenhang mit dem Schulgesetz Julians (3,12,5–7), um das Thema zu erörtern. Unter den besonderen Trägern heidnischer Bildung vor seiner Zeit nennt er besonders Origenes, Basileios, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Gregorius Thaumaturgos, Didymos den Blinden und Johannes Chrysostomos. Ab dem sechsten Buch, dem Beginn der Zeitgeschichte, kann Sokrates auf eigene Erfahrungen und auf Zeitzeugen zurückgreifen, etwa auf Sisinnios, Paulos, Attikos und Anthemios, aber auch auf den Kaiser selbst und die Kaiserin Eudokia. Dies alles geschieht in einem relativ einfachen Stil, der bewirken soll, dass auch einfachere Leute sein Werk lesen können und sollen. Die Gründung einer Hochschule in Konstantinopel 425 (hier vermisst man H. Schlang-Schöningh, *Kaisertum und Bildungswesen im spätantiken Konstantinopel*, Stuttgart 1995) führt zu der Frage, ob Sokrates eventuell hier studiert hat, wofür es aber keine Anzeichen gibt. Die Funktion der heidnischen Bildung lässt sich demnach so beschreiben: Sie dient der Abwehr heidnischer Götterlehren, der Verteidigung der Orthodoxie gegen Häresie, der philosophischen Begründung kirchlicher Dogmen und hat dazu eine allgemeine ethische, pädagogische und im weiteren Sinne politische Bedeutung.

**Alfred Stückelberger, Zum wissenschaftlichen Bildungshorizont der späten Kaiserzeit** (S. 125–139): Dieser thematisch übergreifende Beitrag versucht, dem gängigen Klischee einer ab dem 3. Jh. n. Chr. beginnenden Dekadenz entgegenzuwirken. Als Beispiele ab dem 4. Jh. dienen Spezialautoren aus den Bereichen Mathematik/Astronomie und Geographie: Pappos von Alexandria, Theon von Alexandria und seine Tochter Hypatia, Sereenos von Antiochia, Johannes Philoponos und Proklos Diadochos, ein Zeitgenosse des Sokrates. Auf römischer Seite wird auf gebildete Staatsbeamte, Juristen und Bischöfe verwiesen, so die „Enzyklopädisten“ Augustinus,

Martianus Capella, Boëthius, Cassiodor und Isidor von Sevilla. Geographische Bildung zeigt Ammian mit seinen Exkursen über die pontische Küstenbeschreibung (22,8,1–48) und Persien (23,6,1–88). Gelehrte Stücke finden sich bei Philippus von Side und bei Sokrates selbst. Zu nennen wären auch Vegetius, das *Itinerarium Burdigalense*, die *Tabula Peutingeriana*, die Weltkarte an der Säulenhalle von Autun (Eumenes, Paneg. Lat. 5 [9] 20f.), die Heraklesuhr des Prokop von Gaza und der sog. „Leidener Arat“ mit den auf einer Bronzetafel eingravierten Sternzeichen. Insgesamt stellt sich also die Spätantike so schlecht und ungebildet nicht dar.

**Werner Schubert, Musik in der christlichen Spätantike im Spiegel der *Ekklesiastike Historia* des Sokrates von Konstantinopel** (S. 140–158): Zwei Quellen sind es, aus denen die byzantinische Musik gespeist wird: der jüdische Synagogengottesdienst und die hellenistische Spätantike. Daneben gab es außerkultische Einflüsse sowie eine theologisch reflektierte Musiktheorie vom 4. Jh. v. Chr. an (Platon, Pythagoras). Es bestand ein enger Zusammenhang zwischen Wort und Melodie, woran das Christentum anknüpft, beginnend mit Pap. Oxy. 15,1786 V (dem ältesten erhaltenen christlichen Lied) und Kol. 3,16f. Dabei bleibt vieles offen, z. B. die Bedeutung der „Antiphon“, die mit Ignatios von Antiochien und dem Chor der singenden Engel (nach dem Vorbild Jes. 6,2f.) beginnt. Ambrosius setzt den antiphonalen Gesang als Kampfmittel gegen die singenden Arianer ein (Aug. conf. 9,7,15). Für Sokrates spielen Musik und Gesang an mehreren Stellen eine Rolle: 2,11,2–5; 3,18,14; 5,22,49; 6,8; 7,22,4 und 7,46,1–3. Beide dienen der Erbauung; sie sind gruppensolidarisierend und polemisch. Ein Blick auf die Rolle des Kirchengesanges bis heute zeigt, dass er immer auch als Kampfmittel verstanden werden kann. Insofern ist die Welt des Sokrates gar nicht so weit von unserer entfernt.

**Balbina Bähler, Der Blick über die Reichsgrenzen: Sokrates und die Bekehrung Georgiens** (S. 159–181): Georgien gehört zu den ältesten christlichen Ländern. Die Bekehrung Georgiens bei Sokrates 1,20 durch eine *mulier captiva* geht auf Rufin zurück, dem sie der *comes domesticorum* Bakurios erzählt hat. Nach Meinung von Françoise Thélamon handelt es sich dabei aber nicht um eine Kriegsgefangene, sondern um eine einheimische Schamanin, eine „kadag“. Thélamon stützt sich hier auf Forschungen von G. Charachidzé, der das Material für das 18. und 19. Jh. gesammelt hat. Das Verhalten dieser Frau zeigt nun keinerlei „Besessenheit“, was Frau Théla-

mon aber dem Rufin zuschreibt, der diesen Wesenszug der Schamanin unterdrückt habe. Neben der Problematik, Ergebnisse des 18. und 19. Jh. auf die Antike zu übertragen, haben wir genügend Kenntnisse der georgischen Religion vom persischen Zoroastrismus über den Ahura-Mazda-Kult bis zu Griechen und Römern, wo der archäologische Befund das klassische Pantheon zeigt. Wieso sollte eine Heidin die Christianisierung vornehmen, woher wusste sie überhaupt vom Christentum? In der Überlieferung erweist sich die Christianisierung als vom Königshaus ausgehend. Somit wird man an der „Gefangenen“ festzuhalten haben. Interessant und geradezu spannend ist die weitere Legendenbildung um die georgische Christianisierung: Während bis zum 10. Jh. georgische und armenische Quellen behaupten, Georgien sei von Iberien aus christianisiert worden (durch Gregor den Erleuchter oder gar Andreas, den Bruder des Petrus), ist es ab 973 wieder die Kriegsgefangene, die jetzt „Nino“ heißt. Dabei spielen der Bruch mit Armenien und ein gesteigertes Selbstbewusstsein sowie vermutlich auch eine bessere Stellung der Frau durch das Christentum eine Rolle. In Konkurrenz zu Iberien und dem hl. Andreas wird nun auch Nino zum weiblichen Apostel und von ihrem Onkel, dem Patriarchen, in Jerusalem geweiht. Sie hat eine Christuserscheinung, die zu ihr in quasi „feministischer“ Theologie spricht. Im Zusammenhang der vielen Beziehungen zwischen Byzanz und Georgien und den Klostergründungen in Jerusalem werden die Legenden um die Christianisierung Georgiens dann im 10. Jh. zusammengefasst. Ein Ausblick bis heute schließt den interessanten Beitrag ab, der zeigt, das Georgien ein Land des westlichen Kulturkreises war und ist.

**Martin George, Sokrates und die Mönche in der Wüste** (S. 182–197): Im Gegensatz zu Sozomenos und Theodoret findet sich bei Sokrates nicht allzu viel über Mönche. Dennoch sind sie ihm wichtig, bildet der Mönch doch ein Vorbild für die Verbindung von Bildung und Philosophieren durch die Tat. Dieser „wahre“ Mönch setzt sich von anderen ab; der wahre Mönch ist der Mönch in der Wüste. Dabei ist aber weder die Wüstenidylle eines Hieronymus gemeint noch der Platz der Dämonen, wie sich die Wüste z. B. für Antonius bei Athanasios darstellt. Drei Quellen sind es, aus denen Sokrates schöpft: 1. Euagrius Pontikos, 2. Palladios' *Historia Lausiaca* (wenn auch in einer anderen Fassung als der heutigen), und 3. Apophthegmata aus anderen Sammlungen (z. B. 4,23,18. 22–24. 26–29. 73–76). Bezeichnend ist dabei die Darstellungsart des Sokrates, nämlich das, was er weglässt: so z. B. die Frage nach der wahren Gotteserkenntnis. Es kommt ihm nur auf das

Ethos der Mönche an. Ferner verzichtet er auf sämtliche Versuchungen der „Fleischeslust“. Maßvolle Ausgeglichenheit steht vielmehr im Vordergrund und ein Bildungsideal, das über das griechisch-römische hinausgeht. Theologische Definitionen werden vermieden, das nicht Fassbare bleibt unausgesprochen und wird durch Nächstenliebe ersetzt. So könnte das Ideal des Mönchtums in der Wüste geeignet sein, künftige Spaltungen zu verhindern, und damit eine Kirchengeschichtsschreibung überflüssig machen. Damit kehrt die Untersuchung wieder zum Ausgangspunkt zurück.

Zusammenfassend liegt ein durchaus gelungenes Buch zu Sokrates vor. Der Wunsch der Hg., etwas Nützliches „für die Erhellung eines wichtigen Bereichs der spätantiken Kultur“ geleistet zu haben, dürfte in Erfüllung gegangen sein. Störend bleibt allenfalls der Preis von 148 DM (78 Euro)!

---

Karl Leo Noethlichs, Aachen  
noethlichs@rwth-aachen.de

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Karl Leo Noethlichs: Rezension zu: Balbina Bäbler/Heinz-Günther Nesselrath (Hrsgg.): Die Welt des Sokrates von Konstantinopel. Studien zu Politik, Religion und Kultur im späten 4. und frühen 5. Jh. n. Chr. zu Ehren von Christoph Schäublin, München/Leipzig: Saur 2001. In: Plekos 3, 2001, 185–192 (URL: [http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rbaebler\\_nesselrath.pdf](http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rbaebler_nesselrath.pdf)).

---

Frank Kolb: *Herrscherideologie in der Spätantike*. Berlin: Akademie Verlag 2001 (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt). 274 S., 48 Abb. DM 39,--. ISBN 3-05-003434-7.

Die Herrscherideologie in der Spätantike ist nicht nur ein Thema, das für eine ganze Reihe von Einzeldisziplinen der Altertumswissenschaft relevant ist, sondern von dem aus auch die Linien zurück in den Hellenismus und nach vorne in das byzantinische und lateinische Mittelalter zu ziehen sind. „Herrscherideologie“ wird dabei verstanden „als ein System von Ideen, Wertvorstellungen, Insignien und Zeremonien, welche die Existenz und das Handeln des Kaisers als Lenkers des Imperium Romanum legitimieren und damit zugleich den Zusammenhalt des Reiches gewährleisten sollten“ (22). In der Spätantike sieht Kolb „den Höhepunkt einer vielhundertjährigen Entwicklung“ (139). Eine neue Gesamtdarstellung darf daher der Aufmerksamkeit nicht nur der Althistoriker, Epigraphiker und Numismatiker, sondern auch der Archäologen und Philologen sicher sein.

Im Gegensatz zu anderen Darstellungen, die entweder besonders die Voraussetzungen (Alföldi) oder die Weiterwirkung (Treitinger) betont haben oder die ein eher statisches Bild zeichnen (Mause), betont Kolb die Entwicklung von Diokletian bis in die Zeit Justinians und vermittelt so einen Eindruck von der Dynamik und von Experimenten in der Darstellung und Selbstdarstellung der Herrscher, die zu einer aufregenden Lektüre wird und die Studierende nicht nur der Alten Geschichte – und für solche ist die Reihe ja gedacht – sehr wohl für das Studium der Spätantike zu motivieren vermag.

Wie in der Reihe üblich, ist der Text nach Darstellung und Materialien geteilt. Die Darstellung gliedert sich in die Epoche der Tetrarchie, die Zeit Konstantins und die nachkonstantinische Entwicklung. Sie stützt sich in gleicher Weise auf archäologische und numismatische Denkmäler wie auf die Zeugnisse der Panegyriker und Historiker, während andere Autoren nur gelegentlich herangezogen werden. In der Darstellung der Tetrarchie gilt das besondere Augenmerk zunächst der Kaiserwahl und der Vorstellung vom göttlichen Ursprung der kaiserlichen Gewalt, dem Verhältnis der Augusti und Caesares untereinander sowie dem höfischen Zeremoniell. In der seit Alföldi lebhaft geführten Diskussion, ausgehend von Ammianus 15,5,18, nach den Ursprüngen des seit Diokletian etablierten Rituals der Adoration, vertritt Kolb die Auffassung, Diokletian habe, wie auch bei der Herrscherproklamation (27), „vorhandene Entwicklungen zusammengefaßt und formalisiert

und so erst ein wirkliches Zeremoniell geschaffen“ (40). Dabei wird, mit Alföldi, richtig gesehen, daß die „sakrale Überhöhung des römischen Princeps“ ihre Wurzeln in der späten Republik bzw. in hellenistischen Traditionen hat (36). Gleichwohl werden diese Wurzeln in der weiteren Darstellung nur sporadisch erwähnt, auch dort, wo sie etwa in Begriffen wie *pius* besonders traditionell sind. Die in diesem Zusammenhang vorgetragene Polemik gegen [Clauss](#) (36 Anm. 43) bleibt in ihrer Kürze gerade auch für den Studierenden nicht nachvollziehbar, wie überhaupt in der Diskussion anderer Forschungsmeinungen ein gewisser Rigorismus zu beobachten ist (z. B. 97 gegen Pabst). In Hinblick auf die vor Diokletian epidemischen Usurpationen vertritt Kolb die These, daß durch die Etablierung der *domus divina* und damit der „Herrschaft von Gottessöhnen“ Usurpation zu einem Sakrileg wurde (37), mithin die sakrale Überhöhung des Kaisertums der Machtsicherung gedient habe. Da jedoch auch in der Folgezeit Usurpationen nicht ausblieben, wird mit dieser „theologischen“ Erklärung die realpolitische Situation offensichtlich nicht hinreichend erfaßt, während die tatsächliche Präsenz von vier in der *domus divina* verbundenen Herrschern in der Tat eine Machtgarantie bedeutete. Im Zusammenhang mit dem Hofzeremoniell wird auch die Palastarchitektur besprochen, wobei die tetrarchische Residenz von Gamzigrad wohl erstmalig einem größeren Leserkreis bekanntgemacht werden dürfte. Wichtig für die Ubiquität der Herrscher war neben der realen Präsenz die Präsentation im Herrscherbild (46ff.), wobei die besonders wirksame der Münzdarstellungen allerdings erst 109ff. für die nachkonstantinische Zeit thematisiert wird. Unter den Herrscherinsignien ist der Globus gerade unter dem Aspekt des Weiterwirkens bestimmter Elemente im Mittelalter von besonderem Interesse. Leider wird diese Linie auch im Zusammenhang der nachkonstantinischen Zeit (115f.) nicht weiterverfolgt, während dagegen für die Kaiserkrönung wenigstens die Entwicklung in byzantinischer Zeit angedeutet wird (101f.).

Für die konstantinische Zeit wird zunächst die bemerkenswerte Tatsache hervorgehoben, daß in einer Augustus- und Alexandernachfolge die äußere Schönheit des Herrschers in den Darstellungen herausgearbeitet wird (61) und Konstantin anfänglich die Nähe zu Sol-Apollon sucht (63ff.). Überzeugend ist im Vergleich mit Paneg. 12,25,4 die Deutung der Inschrift auf dem Konstantins-Bogen: Der *instinctus divinitatis* ist die Konstantin selbst innewohnende göttliche Wirkkraft (65). Den Neuerungen Konstantins bei Titu-

latur und Insignien ist ein eigenes Kapitel gewidmet, wobei auch der „Experimentiercharakter der konstantinischen Herrschaftssymbolik“ (77) gerade bei der Frage der Kopfbedeckung hervorgehoben wird. Zukunftsweisend ist auch die Einführung des Thronsessels (79ff.). Die Neugründung Konstantinopels wird als „Akt herrscherlicher Selbstdarstellung“ verstanden, die Anlage „ist auf das Zeremoniell öffentlicher Auftritte des Kaisers vor dem Volk ausgerichtet“ (81). Weiterentwickelt wurde ebenfalls das neuartige Herrscherporträt, zunächst durch Licinius, während Konstantin bis 324 sich als *novus Augustus*, danach als *novus Alexander* darstellen ließ (84f.). Schließlich ist er es aber, „der den *typos hieros*, die ‚Ikone‘ des spätantiken und mittelalterlichen Herrscherbildes, geschaffen hat“ (110).

Für die nachkonstantinische Zeit ist Kolbs Beobachtung von Bedeutung, daß sich das Eindringen genuin christlicher Elemente in das Proklamationsritual ebenso wie in das äußere Erscheinungsbild des Herrschers und in das kaiserliche Zeremoniell relativ langsam vollzog (91). Die Zeremonie der Kaiserkrönung bahnt sich an durch Kirchenbesuch und Aufsetzen der Krone durch den Patriarchen nach dem Besuch, bis schließlich die geistliche Krönung „die Verbindung des Kaisers mit Gott absegnet“ (101). Wichtige Erkenntnisse für die Interpretation der Texte wie der Münzen und Denkmäler der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts bietet das Kapitel über „Kaiserkollegien und ihre Hierarchisierung“ (102–109). Bei der Besprechung der Zeit des Theodosius und der Theodosius-Söhne vermißt man gerade als Philologe die Auswertung Claudians, aus dessen Panegyriken sich wertvolle Aufschlüsse über die Erwartungshaltung der zeitgenössischen Zuhörer und Leser gewinnen ließe, auch wenn Kolb einleitend eine Untersuchung über „das Hofzeremoniell in seinem Wechselspiel mit einer sich etablierenden und wandelnden Hofgesellschaft“ ausgeschlossen hat (23). Auch für die wiederholt angesprochene Alexander-Nachfolge bietet Claudian wertvolle Aussagen. Im übrigen bedarf der ganze Komplex der spätantiken Alexander-Imitatio dringend einer eindringlichen und umfassenden Darstellung.

Der Material-Teil ist bestimmt durch archäologische und numismatische, weniger durch epigraphische und literarische Zeugnisse. In den teilweise sehr ausführlichen und eindringlichen Interpretationen auch weniger bekannter Denkmäler wie des Palastes von Gamzigrad oder des Kultheiligtums von Luxor werden jedoch lediglich die Schlüsselbegriffe auch in der lateinischen oder griechischen Form vorgeführt. Eine konsequent zweisprachige Darbietung der Texte hätte nur wenig mehr Platz beansprucht (überschlägig

maximal sieben Seiten), und es würde nicht der Eindruck entstehen, das Studium der Alten Geschichte ließe sich sprachlich wie in der Medizin künftig mit einem Terminologiekurs bewältigen. Außerdem wären die Übersetzungen sofort nachprüfbar. Wegen der Kleinheit einiger Abbildungen ist die Interpretation nicht immer nachzuvollziehen; das gilt besonders für die Tetrarchengruppe von San Marco (M 3a). Einige handwerkliche Defizite wie Lücken im Abkürzungsverzeichnis und Register und Ungenauigkeiten bei den Literaturangaben lassen sich bei einer wünschenswerten Neuauflage unschwer beheben.

Zusammenfassung: Frank Kolb hat ein Studienbuch vorgelegt, das wegen seiner umfassenden und materialreichen Darstellung wie auch durch die Interpretation der Denkmäler einen höchst informativen und anregenden Beitrag zur Begegnung mit einem zentralen Thema der Spätantike bietet. Als Desiderat bleibt eine stärkere Berücksichtigung der Literatur des vierten und fünften Jahrhunderts und eine deutlichere Verknüpfung mit dem Frühmittelalter, damit die von den Herausgebern im Vorwort postulierte Zielsetzung einer Ausrichtung der Reihe unter dem Aspekt der Wirkung der Antike auf Europa auch eingelöst wird.

---

Joachim Gruber, Erlangen/München  
joachim.gruber@nefkom.net

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Joachim Gruber: Rezension zu: Frank Kolb: Herrscherideologie in der Spätantike. Berlin: Akademie Verlag 2001 (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt). In: Plekos 3, 2001, 193–196 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rkolb.pdf>).

---

Catherine Conybeare: *Paulinus Noster. Self and Symbols in the Letters of Paulinus of Nola*. Oxford: Oxford University Press 2000 (Oxford Early Christian Studies). 187 S. £ 35.00. ISBN 0-19-924072-8.

Comme l'affirme Catherine Conybeare dans son introduction, cet ouvrage a pour but d'étudier la « spiritualisation de l'expérience » (p. 11) de Paulin de Nole, c'est-à-dire sa tentative d'interpréter théologiquement la complexité de la vie humaine. Pour Paulin, le temporel a une valeur symbolique qui permet d'atteindre le spirituel. L'incarnation du Christ a une importance primordiale dans ce contexte, puisque c'est elle qui confère leur valeur aux choses matérielles. La conception profondément christocentrique de la théologie de Paulin est la clé de lecture dont se sert C. pour comprendre sa correspondance, qui constitue la matière première de cette étude.

Le premier chapitre (« *Ipsae litterae* ») a pour thème la lettre en tant que telle. C. la situe dans le contexte de la rhétorique épistolaire de l'époque. La plupart des lieux communs épistolaires païens sont repris par Paulin : exigence de la *brevitas*, lettre considérée comme un *officium*, importance de la fréquence des lettres, présents accompagnant la lettre. Ces derniers ont toutefois une signification beaucoup plus profonde que dans les correspondances païennes. Ils ne constituent pas seulement une marque d'estime ; ils sont d'abord et surtout un signe, en même temps qu'un renforcement, de la communion spirituelle unissant les correspondants. La lettre ne se limite donc pas à une communication verbale : tout le processus d'échange de la lettre a une haute valeur symbolique. Cet aspect ressort de manière particulièrement nette lorsque l'on se penche sur le rôle des courriers. Dans la correspondance chrétienne, en effet, le porteur de la lettre joue un rôle primordial<sup>1</sup>. Il fait partie de la même communauté spirituelle que l'auteur de la lettre et que le destinataire. Une continuité spirituelle se réalise donc à travers lui et à travers les conversations qu'il peut avoir avec le destinataire : le courrier est comme une « deuxième lettre » (p. 39). En outre et surtout, plus qu'un simple représentant, le messager est un délégué, un autre « moi » de l'auteur de la lettre.

Le chapitre 2 (« *Sacramenta epistularia* ») étudie la lettre comprise comme « sacrement ». La lettre est un document ouvert, destiné à toute la communauté

1 Conybeare confirme et complète la thèse de M.-Y. Perrin: *Ad implendum caritatis ministerium*. La place des courriers dans la correspondance de Paulin de Nole, *MEFRA* 104, 1992, 1025–1068.

chrétienne, dont le contenu est parfois complété par le messager. La distinction entre sphère privée et sphère publique tend à disparaître. Le rôle de la lettre chrétienne est très différent de celui de la lettre païenne. Il ne s'agit pas seulement de faire exister la relation (comme c'est le cas des lettres de Symmaque, par exemple) : tout est conçu en fonction de la vie intérieure. La lettre est une activité sacramentelle, c'est-à-dire un signe de la connexion invisible dans le Christ entre celui qui écrit et celui qui reçoit et lit la lettre. Elle est une offrande spirituelle et une base de réflexion proposée au correspondant, en même temps qu'un signe de communion. Écrire ou lire la lettre est une véritable activité spirituelle. Alors qu'on peut affirmer que pour Symmaque « la perfection technique du message est ... elle aussi message<sup>2</sup> », pour Paulin on devrait dire que « la perfection spirituelle est ... elle aussi message » (p. 58). La lettre a ainsi pour objectif principal d'aider le lecteur à atteindre la perfection spirituelle. Peu après sa conversion, Paulin affirme que la poésie, qu'il avait auparavant pratiquée avec assiduité, ne convient pas au chrétien (cf. Paul. Nol. carm. 10). Dès lors, il cesse presque totalement de recourir à la poésie à des fins épistolaires. Mais plus qu'une manière d'éviter la parenté avec les textes païens, la prose épistolaire lui apparaît, semble-t-il, comme le moyen idéal pour exposer les idées chrétiennes – la prose donne à l'écrivain une plus grande liberté que la poésie pour introduire dans le texte des allusions bibliques ou des citations. Avec Paulin, la prose devient ainsi le moyen de communication chrétien par excellence, destiné aux lecteurs qui ont déjà atteint un certain degré de familiarité avec le christianisme, alors que les vers apparaissent comme un moyen de communication pré-chrétien, lié au paganisme (cf. p. ex. les *Natalicia*, qui s'adressent à des gens profondément croyants, mais peu cultivés et manquant de formation chrétienne).

Chapitre 3 (« *Amicitia* and *caritas Christi* »). La relation épistolaire est fondamentale dans l'amitié chrétienne. La lettre n'est pas seulement un substitut de la présence de l'ami, comme dans l'amitié épistolaire païenne, mais une partie constitutive de l'expression de l'amitié. Les chrétiens sont membres d'un seul corps, *membra Christi*, et donc liés par la *caritas Christi*. Les amitiés à leur tour lient au Christ, puisqu'elles sont une mise en pratique du commandement de l'amour. En vertu de la communion, l'amitié entre deux personnes est immédiate et embrasse, sans distinction d'ordre hiérarchique, tous les individus de l'Église. La remise des lettres devient le rituel qui permet de

2 Ph. Bruggisser: Symmaque ou le rituel épistolaire de l'amitié littéraire. Recherches sur le premier livre de la correspondance, Paradosis 35, Fribourg 1993, p. 3.

franchir la distance qui sépare les correspondants. Le contact épistolaire en arrive ainsi à être considéré comme supérieur à la présence physique de l'ami : la communion spirituelle est la communion suprême, symbole de l'amour du Christ. Et c'est à travers l'amour du Christ et l'amour des autres dans le Christ que sa mort rédemptrice est rendue efficace. Pratiquer l'amitié est donc un chemin de vie chrétienne. Tout au long de ce chapitre, C. complète ou corrige les conceptions de l'amitié chrétienne défendues par Fabre et Konstan<sup>3</sup>.

Dans les chapitres 4 et 5, C. étudie le rôle du langage figuré dans la pensée de Paulin : lier le temporel et le spirituel. Ces deux chapitres permettent de saisir l'importance primordiale du langage symbolique et du paradoxe chez les chrétiens.

Chapitre 4 (« *Imago terrena and imago caelestis* »). A travers un langage imagé et symbolique on a accès au spirituel. En d'autres termes, par le biais de l'image littérale ou matérielle – la description d'un objet, par exemple – le lecteur est conduit à une image ou représentation spirituelle, qui a une valeur plus élevée. Par exemple, la description de la basilique de Nole est une *figura* de la charité unissant Paulin et Sulpice (cf. Paul. Nol. epist. 32, 10). Le but des descriptions matérielles est donc spirituel, et en dernière analyse ce but spirituel est toujours le progrès intérieur du lecteur. Dans ce contexte, C. souligne que pour Paulin la réponse personnelle du chrétien à la lecture d'un texte religieux a une très haute valeur, car elle est le fruit d'un regard plongé en Dieu. Les lettres, ainsi, vivent par l'action du chrétien. On peut conclure que les connexions symboliques et spirituelles sont plus réelles que les connexions littéraires : le littéral n'a de signification que dans la mesure où il génère des connexions spirituelles. C. dégage une caractéristique fondamentale du langage chrétien de l'époque : la rhétorique et le langage chrétiens sont par essence figurés. Les images permettent de transcender les limitations du langage et d'exprimer les paradoxes propres au message chrétien.

Dans le chapitre 5 (« *Imagines intextae* »), C. analyse les chaînes ou juxtapositions d'images qui abondent dans la correspondance de Paulin et donnent à son style un caractère très visuel. Il est d'ailleurs intéressant de constater que la manière de procéder des arts visuels de l'époque (scènes bibliques abrégées

3 P. Fabre: *Saint Paulin de Nole et l'amitié chrétienne*. Bibliothèque des Ecoles Françaises d'Athènes et de Rome 167, Paris 1949 ; D. Konstan: *Friendship in the Classical World*, Cambridge 1997.

et juxtaposées générant des résonances typologiques) a plus d'un point commun avec le style de Paulin. L'accumulation d'images n'est pas un simple embellissement littéraire. Elle est au contraire fondamentale dans l'expression et la pratique de la foi, car les images permettent de passer du littéral au spirituel et d'atteindre le transcendant. On découvre ainsi chez Paulin des chaînes ou juxtapositions d'images non hiérarchisées, mais complémentaires et interdépendantes, qui sont destinées à mettre en lumière les mystères chrétiens. Ces chaînes d'images ou d'interprétations ne donnent pas de ce mystère une seule signification. Au contraire, cette tension entre diverses interprétations parfois contradictoires permet de révéler la richesse, les paradoxes et la diversité de significations de ce mystère. C. parle de « révélation par métaphore » (p. 126). Paulin use peu de l'exposition linéaire : le paradoxe biblique n'est pas un problème à résoudre, mais un problème dont il faut mettre en lumière les différentes facettes. Paulin parvient ainsi à unir des idées logiquement incompatibles (l'analyse que C. fait des images de Paulin autour du Christ *Verbum* incarné, qui unit en lui la parole temporelle et la Parole éternelle, le temporel et l'éternel, est exemplaire).

Dans le chapitre 6 (« *Homo interior* »), C. parle de l'identité personnelle, du « moi ». Le « moi » est un « moi » relationnel, c'est-à-dire un « moi » en communion avec d'autres « moi », par le biais de la communauté dans le Christ : les correspondants et le porteur de la lettre sont des *membra Christi* qui cherchent à atteindre la ressemblance avec lui – ce qui se réalise par la grâce. Cette interpénétration des « moi », rendue possible parce que les « moi » sont pénétrés par le Christ, permet de transcender la distance dans l'amitié. C'est aussi pour cette raison que la présence spirituelle est plus forte que la présence physique. Le commandement « *diligas proximum* » fait des autres une partie essentielle de la vie chrétienne et, en fait, du « moi » chrétien.

En conclusion, cet ouvrage se distingue par sa rigueur philologique – l'utilisation de textes est excellente – et par la sûreté des analyses théologiques. Il est novateur et ouvre sans aucun doute la voie à une compréhension plus profonde du message théologique christocentrique de Paulin et de sa conception de l'amitié chrétienne. Tout au long de l'ouvrage, le lecteur découvre l'influence considérable que Paulin a exercée sur le développement de la pensée chrétienne de l'époque et en particulier sur Augustin, qui fut l'un de ses correspondants.

Le livre comporte en appendice un petit chapitre sur le contenu des manuscrits utilisés par Hartel, l'éditeur de Paulin dans le CSEL, et la datation des

lettres de Paulin. Il est complété par une bibliographie sélective ainsi que par deux index très utiles : un index locorum et un index général.

Zusammenfassung: Die Studie „Paulinus noster“ von Catherine Conybeare befasst sich aus einer neuartigen, zugleich philologischen und theologischen Perspektive mit dem Briefwechsel des Paulinus von Nola. Das Buch eröffnet dadurch den Zugang zu einem vertieften Verständnis der Auffassung der christlichen Freundschaft und der persönlichen Identität (des „christlichen Selbst“) des Paulinus, wie auch seiner Schreibweise. Letztere charakterisiert sich durch die vorrangige Bedeutung der symbolischen Bildersprache für die Darstellung der christlichen Glaubensgeheimnisse. Die für Paulinus typische, zutiefst christozentrische Sichtweise der Theologie ist der Schlüssel, mit dessen Hilfe C. den Zugang zum Verständnis des Briefwechsels eröffnet.

---

David Amherdt, Fribourg/Suisse  
david.amherdt@unifr.ch

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

David Amherdt: Rezension zu: Catherine Conybeare: Paulinus Noster. Self and Symbols in the Letters of Paulinus of Nola. Oxford: Oxford University Press 2000 (Oxford Early Christian Studies). In: Plekos 3, 2001, 197–201 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2001/rconybeare.pdf>).

---